
Oecon.
601

Oeconomia. Opera varia agricultur. illustrantia. 163.

<36624746150011

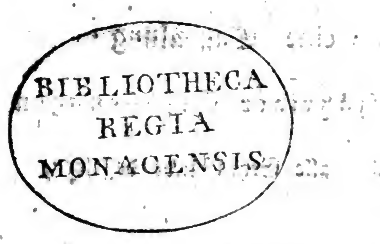


Oekonomisch-praktische
Bemerkungen
über den Ackerbau,
eine Sammlung
vieljähriger Erfahrungen
über alle Gegenstände desselben,

herausgegeben
von

Ludwig Christoph v. Feilitzsch,
vormahls Königl. Preuß. Rittmeister.

Hof,
bey Gottfried Adolph Grau. 1800.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner

Königlichen Majestät

Friedrich Wilhelm III.

König von Preussen rc. rc.

in aller Unterthänigkeit

gewidmet

von dem Verfasser.

Allergnädigster König und Herr.

Ew. Königliche Majestät werden huldreichst verzeihen, daß ich Dero erhabenen Nahmen dieser kleinen Schrift vorzusetzen und dadurch derselben eine vollgültige Empfehlung zu verschaffen wagte. Da Höchstdieselben die Aufnahme der Landes-Cultur in Dero Staaten einer besondern landesväterlichen Aufmerksamkeit würdigen und die beyden fränkischen Fürstenthümer als die ältesten Provinzen des erhabenen Hauses Brandenburg sich ebenfalls derselben zu erfreuen haben; so kann ich um so mehr Vergebung meiner Kühnheit erwarten, da nichts anders, als die reine Absicht, für diese Gegenden brauchbare Vorschläge zu entwerfen, meine

Feder leitete. Der Werth derselben würde unendlich gewinnen, wenn sie das Glück hätten, Höchstdero Beyfall zu erhalten, so wie es für mich die schmeichelhafteste Belohnung seyn würde, Höchstdero Huld und Gnade mich versichert halten zu dürfen.

Ew. Königlichen Majestät

Trogen-Zech bey Hof,
den 28. März 1800.

allerunterthänigst treu
gehorsamster
L. C. von Feilitzsch.

Vorrede.

Der Verfasser dieser wenigen Bemerkungen mußte vor ungefähr dreyßig Jahren eines seiner väterlichen Güter annehmen. Bekanntlich war damahls die Zeit noch nicht, wo man die Oekonomie mit allen ihren Zweigen einer ausgezeichneten Aufmerksamkeit gewürdigt hätte, am allerwenigsten in den Gegenden des bayreuthischen Vogtlandes, wo er eben seine Bestimmung fand. Man begnügte sich hier mit der Verfahrungsart, die von den Großvätern schon beobachtet worden war, hielt sie für vollkommen hinlänglich und ahnete es kaum, daß Verbesserungen derselben auf irgend eine Art Statt finden könnten. Auch fehlte um jene Zeit das, was bey allen Dingen die Triebfeder einer höhern Kultur und Ausbildung ist — das dringende Bedürfniß. Das Vogtland ernährte seine

Ein-

Einwohner ganz gemächlich, weil es deren bey weiten nicht so viele hatte, als gegenwärtig. Da noch überdieß die angrenzenden Provinzen ohne Ausnahme weit fruchtbarer sind, und in diese kein Absatz von Producten zu erwarten stand, so fehlte aller Antrieb, auf die bessere Benutzung der Grundstücke bedacht zu seyn. Wirklich stand auch damahls Grund und Boden in einem sehr geringen Werthe, der Stand des Oekonomen war nicht geachtet und das Land meistens nur oben hin bebauet und benutzet. Indessen trat gar bald eine gänzliche Umwandlung der Dinge ein. Man fing an mehrern Orten an, den Ackerbau als Wissenschaft mehr zu bearbeiten und auf die bestmöglichste Benutzung des Grundes und Bodens und alle dahin einschlagenden Gegenstände eine nicht gewöhnliche Aufmerksamkeit zu richten, und das Publikum lernte einsehen, daß es in einer der wichtigsten Angelegenheiten seines Wohlstandes, welche es schon für vollendet hielt, noch über alles Vermuthen

muthen weit zurück sey. Auch das Vogtland fühlte bald das Bedürfniß, auf bessere und zweckmäßigere Behandlung seines Grundes und Bodens und dessen höhern Ertrags Bedacht nehmen zu müssen, da die Anzahl seiner Bewohner, wegen der häufig entstehenden Manufacturen, sich mit jedem Jahre sichtbar vermehrte und daher die Konsumtion von Zeit zu Zeit immer vergrößert wurde. Nun fühlte man es erst, welch eine unschätzbare Sache Grund und Boden sey, und daß keine Bemühung edler sey und sich reichlicher belohne als die, so man auf die beste und zweckmäßigste Benutzung desselben verwendet.

Der Verfasser, der als Soldat in mehrern Gegenden Deutschlands gewesen war und manches was in dieses Fach einschlägt, gesehen und beobachtet hatte, war nicht der letzte, der seine ganze Aufmerksamkeit ebenfalls auf diesen Gegenstand richtete. Theils sein Beruf, nun Oekonom zu seyn; theils das Bestreben, sein väterliches

liches Erbe auf die möglichst beste Art zu verbessern und zu benutzen — und dieß wird doch wohl nicht tadelnswerth seyn — machten, daß er nun seine Aufmerksamkeit auf alles richtete, was dahin Bezug hatte. Anfangs hielt er sich bloß an die eigene Erfahrung. Diese war mehrere Jahre hindurch seine einzige Lehrerin und sie führte ihn so glücklich, daß er durch sie auf vieles geleitet wurde, was er hinterher in Schriften als neu und noch nicht gehört vorgetragen fand. Indessen benutzte er auch in der Folge die Schriften mehrerer unserer besten Oekonomen und bemühte sich, seinen schon erlangten Kenntnissen dadurch mehr Richtigkeit und systematischen Zusammenhang zu verschaffen, und die Anwendung derselben hat sich bisher so belohnt, daß er es nie bereuen kann, diesen Weg gegangen zu seyn. Da dieß aber eine bloß persönliche Sache ist, so übergeht er sie hier mit Stillschweigen.

Daß er aber diese seine Bemerkungen und auf Erfahrung gegründete Vorschläge hiemit ins Publikum bringt, hierüber muß er noch einiges voraussschicken, um nicht mißverstanden und falsch beurtheilt zu werden. Er ist sehr fern von dem stolzen Gedanken, alles was er sagt durchgehends, oder auch nur dem grösten Theil nach, für neu ausgeben zu wollen. Vieles davon hat er seitdem in mehrern Büchern gefunden, ob er es gleich nicht aus Büchern gelernt hatte. Bey Herausgabe dieser Schrift kann er also nicht den gelehrten Oekonomen, der die Sache als Wissenschaft betreibet, vor Augen haben. Von diesem erwartet er vielmehr Belehrung und glimpfliche Zurechtweisung, im Fall er hier oder da geirrt haben sollte.

Die Personen, für welche er schreibt, sind seine lieben Mitbürger, die Bewohner Vogtlandes und der anliegenden, demselben im Klima und Landesart ähnlichen Provinzen. Ein groser Theil derselben ist in Ansehung eines

bes-

bessern und einträglichern Verfahrens mit seinem Grund und Boden, noch wenig zweckmäßig unterrichtet. Sie hängen noch sehr am Alten, und wenn sie auch dunkel fühlen, daß dieß oder jenes besser gemacht werden könnte, so sind sie doch nicht im Stande, sich zu rathen und allgemeine Regeln für ein besseres und zweckmäßigers Benehmen festzusetzen. Auch hat man bisher noch nicht darauf gedacht, dem gemeinen Mann, zu seinem und des Staates Wohl, bessere Belehrungen angedeihen zu lassen.

Sodann ist das, was seit mehrern Jahren gutes und vortreffliches über den Ackerbau in Systemen und Katechismen geschrieben worden, immer nur lokal und nicht auf jede Gegend anwendbar. Dieß braucht keiner weitern Ausführung, da es jedem von selbst einleuchtet. Wenn daher ein ökonomischer Schriftsteller, der in einem mildern Klima und einer bessern Landesart Erfahrungen machte und sie dem Publikum zur Belehrung mittheilte, wirklich alles er-

erschöpft hätte, was nur je über seine Gegend gesagt werden konnte, wird nun das alles auch auf andere, minder begünstigte Gegenden passen und nichts mehr zu sagen übrig bleiben? Gewiß nicht! Oekonomische Belehrungen müssen, wenn sie einen Werth haben sollen, immer lokal seyn. So viel es verschiedene Landesarten und Himmelsstriche giebt, so viel müssen auch verschiedene Verhaltungsregeln für die praktische Landwirthschaft Statt finden.

Der Verfasser rechnet daher bey dieser Bekanntmachung seiner seit dreyßig Jahren gesammleten Erfahrungen und der darauf gebauten Regeln auf einigen Dank bey seinen Mitbürgern: Wenigstens würde er, beym Beginnen seiner ökonomischen Laufbahn den Biedermann gesegnet haben, der ihm bisweilen freundschaftlich vor Fehlern gewarnt und auf das bessere hingewiesen hätte. — Er wird sich für sein Unternehmen über Erwarten belohnt halten, wenn hie und da ein Landwirth durch seine

Vor-

Vorschläge vom gewohnten Schlendrian abgeleitet, zu weiterm Nachdenken und einer bessern Verfahrungsart angereitzt werden sollte.

Da der Verfasser endlich nicht als Gelehrter, sondern bloß als praktischer Landwirth vor das Publikum tritt, so wird dasselbe so billig seyn, weder ein logisches System der Materien, noch einen durchgehends nach den Regeln der Kunst geordneten Vortrag von ihm zu erwarten.

Inhalt.

XV. Ab-

I. Abschnitt.

Schwierigkeiten und Hindernisse, die dem Ackerbau hier entgegen stehen.

§ 1.

Die Hindernisse, welche einem blühenden Ackerbau in unsern Gegenden im Wege stehen sind von zweyerley Art. Einmal sind es solche, die in der natürlichen Beschaffenheit des Landes selbst liegen, sodann solche, welche in verschiedenen fehlerhaften Einrichtungen und Verfassungen ihren Grund haben. Ich will beyde hier kürzlich durchgehen, und von dem, was die Natur selbst hier einem ergiebigen Ackerbau entgegen sezt, zuerst reden.

Das Bayreuthische Voigtland, so wie die ihm zunächst befindlichen Sächsischen, Reußischen und Bambergischen Distrikte, liegt an der Nordseite des bekannten Fichtelgebirges und zwar in einer

nordwärts sich richtenden Absenkung. Diese Gegenden gehören daher nicht nur zu den höchstgelegensten des mittlern Teutschlandes, sondern sind auch den rauhen Nord- und Nordostwinden vorzüglich blos gestellt. Schon diese Ursachen an sich erzeugen hier ein rauhes und unfreundliches Klima, welches, die nördlichen Gegenden des Hochstifts Würzburg und einen Theil der Grafschaft Henneberg ausgenommen, in ganz Franken seines Gleichen nicht hat. Die Winter sind hier, im Ganzen genommen, lang und streng. Oft schon im August, gewiß aber im September fallen häufige Fröste ein, und man kann selten vor Mitte des Mays in einem ungeheizten Zimmer aushalten. Eine Kälte von etlichen 20 Graden nach Reaumür ist daher im December und Januar beynahe in der Regel, und im May fällt oft noch tiefer Schnee, und nur vor einigen Jahren (1794) war die bereits aufgeschoßte — und die Blüthezeit erwartende Wintersaat gänzlich mit Schnee belastet. Selten vergeht auch ein Jahr, wo nicht ein oder der andere Strich dieser Provinzen, oft noch in der Mitte des Junius, durch verheerende Hagelwetter heimgesucht wird. Die Sommerwitterung ist meistens unbeständig. Auf wenige warme, oft äußerst heiße Tage, folgen heftige Gewitter und verheerende Wassergüsse. Auch die verderblichen Honigthaue sind nichts seltenes.

So wie das Klima, so ist auch Grund und Boden nichts weniger als günstig für den Ackerbau. Der größte Theil desselben ist kaltgründig, naß,

naß, thonartig und mit schädlichen Säuren angefüllt. Der andere und kleinere Theil ist sandigt, steinig, schieferartig und horstig, und beyde enthalten viel Eisentheile. Die tragbare Erde erstreckt sich nur auf eine Tiefe vor vier, sechs, selten acht Zollen, und trift man ja noch tieferes und gutes Erdreich an, so ist dies nur in der Nähe der Städte und dicht an den Dorfbezirken, wo durch den mehrern Fleiß der Bebauer und durch häufigern Dünger der Boden nach und nach veredelt worden ist.

§ 2.

Nächst diesen natürlichen Schwierigkeiten treten noch andere Umstände ein, welche dem hiesigen Ackerbau nichts weniger als förderlich sind. Hieher rechne ich zuerst die herkömmliche Lehensverfassung. Der Besitzer eines Guthes darf ohne Vorwissen seines Lehensherrn nicht die geringste Veränderung mit seinen Grundstücken vornehmen. Er darf sie weder gegen gelegnere und vortheilhafter zu nützende Gründe vertauschen, noch in Ansehung der Qualität verändern, ohne vorher mit Weitläufftigkeit und Kosten die Erlaubniß dazu erhalten zu haben, und nicht selten wird diese aus den unerheblichsten Ursachen versagt. Dies hemmt schon sehr den Unternehmungsgeist in Ansehung der Verbesserung der Güther. Die vielen ausherrischen Lehen, welche hier anzutreffen sind erschweren dieses noch mehr, indem man mit eigensinniger Strenge über die Unveränderlichkeit der Lehen

hält und die Besitzer zwingt, alles beym Alten zu lassen. Kommt nun noch der Fall dazu, daß ein Grundstück Mann= oder Söhne und Töchter Lehens=Qualität hat und der Besitzer hat wenig oder gar keine Nachkommenschaft oder es ist, im Fall der Mitbelehntschaft kein Lehens=Quantum festgesetzt, so kann ein solcher nichts anders, als den baldigen Heimfall mit Gewißheit voraussehen. Sein Gut hat also in seinen Augen nur halben Werth, weil es bald in fremde Hände kommen wird. Er unterläßt daher jede Verbesserung, vermeidet alle Ausgaben, die sich erst späterhin bezahlt machen und sauget den Grundstücken das Mark viel mehr aus, als daß er sie für die Zukunft ergiebiger machen sollte. Dies zu hindern stehet nicht allemal in der Macht des Lehensherrn, der nur bey allzusichtbaren Verschlimmerungen des Lehens ein Einsehen treffen darf. Auch der, zu kostspielichen Meliorationen der Grundstücke so nothwendige Kredit der Besitzer, leidet durch mehr erwähnte Verfassung. Nicht jeder Grundeigenthümer hat zugleich baares Vermögen und bey Anfängern, die ein Gut erst übernehmen, ist dies am seltensten der Fall, die mehresten müssen dies mit Schulden thun. Da nun die Geldausleiher sich immer durch herrschaftliche Lehenskonsense zu sichern suchen und diese nie höher als auf ein Drittheil des ganzen Werthes eines Guthes gestellt werden, so tritt meistens der Fall ein, daß ein Anfänger viele Jahre nach einander wenig oder gar nichts auf die Veredlung seiner Grundstücke verwenden kann, weil

es

es ihm an Vorschüssen dazu fehlt. Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß das drückende Joch des Lehenssystems aufgehoben, und dagegen eine verhältnißmäßige Abgabe festgesetzt würde. Man darf sich nur von dem, was ich eben angeführt habe, das Gegentheil denken, um überzeugt zu seyn, daß dies von den mannichfaltigsten Nutzen seyn müßte. Der Lehensmann gewönne in mehr als einer Rücksicht beträchtlich, ohne daß der Lehnsherr den mindesten Schaden zu erleiden hätte.

§. 3.

Ein eben so wichtiges Hindernis eines blühenden Feldbaues in unsern Gegenden sind die Koppelhuthen oder gemeinschaftlichen Triften. Wo auf einem Grundstücke die allgemeine Huthgerechtigkeit liegt, da ist an Verbesserung desselben nicht zu denken, es muß alles beym Alten bleiben. Ich will nicht einmal anführen, daß wenig Menschen so patriotisch denken, Geld und Mühe da aufzuwenden, wo mehrere, ohne selbst etwas beygetragen zu haben, sich in den Nutzen theilen; es fällt auch sogar die Möglichkeit, einer bessern Benutzung solcher Grundstücke hinweg. Jedes Unternehmen, wodurch die Huthberechtigten und Koppelinteressenten sich nur im geringsten beeinträchtigt glaubten, würde Widerspruch und kränkende Verdrüßlichkeiten nach sich ziehen. Diese würden es nie zugeben, daß man z. B. seine Braache zu Erbauung der Futterkräuter benutze; sie werden darauf bestehen, daß Feld oder Wiesen auf die herkömmliche Zeit frey

und offen werde, sollte auch der Eigenthümer noch so viel Schaden davon haben; sie werden jede, noch so nutzbare Veränderung der Zellichen hindern, so bald sie ihre Huthgerechtigkeit dadurch beschränkt glauben; kurz sie werden mit und ohne Grund solchen Verbesserungen sich entgegen setzen, und das um so gewisser und heftiger, jemehr Neid und Mißgunst zu den herrschenden Fehlern des gemeinen Mannes gehören. Freylich hat der Eigenthümer eines solchen gemeinhuthbaren Grundstückes den Vortheil des Düngers, welchen das weidende Vieh da fallen läßt; aber das ist eine nicht zu rechnende Kleinigkeit gegen die vorher angeführten Nachtheile.

§. 4.

Nicht minder beeinträchtigend für deu Ackerbau sind die mehrern und meistens beträchtlichen Gemeindeplätze, welche das Eigenthum ganzer Ortschaften sind. Für die Aufnahme solcher Plätze wird nun gar nichts gethan, eben weil es Gemeindeguth ist, und der ganze Nutzen, den ein Dorf davon ziehet, ist der, daß Rind = Schaaf= Schwein = und Gänsevieh dahin getrieben werden, wovon sie aber hungricher wieder heimkehren, als sie hingetrieben wurden. Und doch zeigt eine nur oberflächliche Untersuchung solcher Plätze, daß sie zum Anbau meistens geschickt sind und nach einigen Jahren durch gehörige Kultur in sehr gutes Acker= oder Wiesenland könnten verwandelt werden. Hier ist also wenig Nutzen, aber desto mehr Schaden

für

für eine ganze Gemeinde, sobald man, wie billig, das lucrum cessans in Anschlag bringt. Die Vertheilung dieser Plätze unter die Gemeindeglieder könnte diesem Uebel vielleicht abhelfen, wenn nicht dadurch Anlaß zu mancherley, oft nicht vorher zu sehenden Mißhelligkeiten gegeben würde; besser wäre es, solche Plätze auf gemeinschaftliche Kosten anzubauen und dann als Gemeindeguth in Pacht auszuthun, oder sie gar zu verkaufen, und die jährlichen davon zu entrichtenden Abgaben, als Revenüe in die Gemeinde-Kasse fließen zu lassen. Wie mancher edle Zweck könnte durch eine solche Verer:ung dieser, bey gegenwärtiger Verfassung, für die einzelnen Gemeindegenossen wenig oder gar nicht nutzbaren Plätze, erreicht werden? Statt, daß sie jetzt dazu dienen, eine Heerde Schweine oder Gänse kümmerlich einige Tage hinzubringen, könnte man von ihren Ertrag einen Schulhalter besser besolden, Schulbücher anschaffen, armen und hülfsbedürftigen Reisenden ein freyes und erquickendes Nachtquartier verschaffen ꝛc. Der Bauer müßte freylich mit seinen Einwendungen, die meistens elende Vorurtheile sind, nicht gehöret werden, so lange ihm Schweine und Gänße mehr gelten, als Kinder, oder ein leidender verschmachtender Mitbruder.

§ 5

Die sonderbare Zerstreuung der Grundstücke eines Guthes ist ferner ein sehr erhebliches Hindernis der bessern Benutzung derselben. Da liegt

 meistens

meistens alles durch einander vermischt, und nicht selten muß der Besitzer Vormittag in Osten und Nachmittag in Westen, heute in der Nähe und morgen in großer Entfernung von seinem Wohnorte zubringen. Wie viel Zeit und Aufwand von Kräften, beyde von Menschen und Viehe, dadurch ganz ohne allen Nutzen verschwendet wird, ist sehr leicht zu begreifen. Könnte es dahin gebracht werden, daß durch Austauschungen und verhältnißmäßige Entschädigungen, jeder Guthsbesitzer seine Grundstücke in einer aneinanderhängenden Flur, und zwar in der Nähe seiner Wohnung erhielte, welch einen wichtigen Einfluß müste dies auf die Erhöhung seines Güther-Ertrags haben? Dann machten seine Grundstücke ein Ganzes aus, welches einer weit planmäßigern Bestellung fähig wäre. Die Eintheilung in Ansehung der schicklichern Früchte, die Abführung der Wasser, die bequemere Uebersicht des Ganzen, die Vermeidung einer Menge Verdrüßlichkeiten und Prozesse über Beeinträchtigung in den Grenzen, über Hüthungen, über Treiben und Fahren ꝛc. würden dann unterbleiben. Indessen wird eine solche Fluren-Eintheilung vielleicht auf immer unter die frommen Wünsche zu rechnen seyn. Das Vorurtheil, daß man seine ererbten väterlichen Grundstücke ohne Schande unter keinerley Vorwande an andere überlassen dürfe; der Neid, der keinem andern einen Vortheil gönnt, den man doch selbst auf keinen Fall haben könnte; die träge Vorliebe für das alte

Her-

Herkommen rc. sind hier mächtige und beynahe unübersteigliche Hindernisse.

Ein so wichtiges Werk könnte nur durch die entscheidende Einmischung der Landesobrigkeit ausgeführt werden. Aber auch hier würde die äußerste Behutsamkeit nöthig seyn, um niemand zu Klagen über Eingrif, Verkürzung und Despotismus Anlaß zu geben. Vorhergehende Belehrung, die genaueste Ausgleichung in Ansehung aller hier vorkommenden Rücksichten, müsten vorausgehen und nur dann ein Machtspruch eintreten, wo es evident entschieden wäre, daß ein bloßer auf nichts gegründeter Starrsinn sich einer solcher Austauschung entgegen sezte. Daß hiezu eigens ausgesuchte, im höchsten Grad unpartheyische Kommissionen niedergesezt werden müsten, versteht sich von selbst.

§ 6.

Die möglichst beste Benuzung des hießigen Bodens wird auch dadurch aufgehalten, daß fast bey jeder Dorf-Flur mehrere öde Pläze angetroffen werden, die wegen ihrer Entlegenheit gar nicht benuzt werden. An sich taugen sie, wegen ihres sterilen Bodens, weder zu Wiesen noch zu Holzanflug, blos durch sorgfältige Kultur könnten sie nach und nach tragbar gemacht werden. Da aber die weite Entlegenheit keine billige Vergeltung für Aufwand und Mühe erwarten läßt; so überläßt man sie ganz ihrem Schicksal und achtet sie nicht. Diese öden — oft mehrere hundert-

Quadrat-Ruthen enthaltenden Gemeindeplätze sollten allerdings urbar gemacht werden: sie möchten sich nun schicken, wozu sie wollten. Dies könnte aber im vorliegenden Fall nicht anders geschehen, als wenn sie mit Gebäuden versehen und zu besondern Güthern gemacht würden. Daß sich zu einer solchen Unternehmung Menschen finden würden ist nicht zu bezweifeln. Es giebt auch unter der niedern Volksklasse — so tief sie überhaupt gesunken seyn mag — dennoch noch manchen unternehmenden Kopf, der gerne für sich und die Seinigen thätig seyn würde, wenn er nur irgend einen kleinen eigenen Wirkungskreiß hätte. Er beseufzt es oft bitter, daß er die Kenntnisse, die er sich in seinen Dienstjahren gesammlet hat und die Kraft, die seinen Arm belebt nicht gehörig und für sich anwenden kann. Mit verbißnen Unwillen muß er nun Taglöhner, oder Wollenspinner bleiben, da er sich bewust ist, einen guten Oekonom vorstellen zu können, sobald er ein kleines Gütchen besässe. Solchen Menschen sollte man die entlegenen öden Plätze einer Dorfflur überlassen und ihnen den Ankauf derselben durch Vorschüße aus den herrschaftlichen Kassen erleichtern. Auch in Ansehung des Anbaues selbst müste man hier etwas mehr Nachsicht Statt finden lassen. Sie müsten nicht gezwungen werden, die neuen Gebäude ganz oder halb massiv aufzuführen, oder die Dächer mit Schiefer oder Ziegeln zu decken. Jeder solche, bey einzeln liegenden Gebäuden zwecklose Aufwand

wand schmälert das kleine Kapital, das eigentlich für Grund und Boden bestimmt ist, zu sehr. Man lasse solchen Menschen die Freyheit, auf die wohlfeilste Art ihre Gebäude aufzuführen.

Sie wollen und sollen nicht von einem gut in die Augen fallenden Hauße, sondern von dem erst zu erweckenden Ertrag der Grundstücke leben. Auf diese muß daher alles verwendet werden, was nur halbweg entbehrlich ist. Glückt ihr Unternehmen, so werden sie ohnedem in wenig Jahren ihre wohlfeil und nur zur höchsten Nothdurft aufgeführten Gebäude gar bald mit größern, dauerhaftern und elegantern vertauschen; schlägt der Versuch aber fehl, nun so geht eben kein großes Kapital, das auf unnöthige Wirthschaftsgebäude verwendet worden ist, verlohren.

Ueberhaupt müssen in einer Provinz, wo die produzirende Klasse sich nicht in sichtbaren Wohlstande befindet, sondern immer mit einer nachtheiligen Bilance zu kämpfen hat, so wenig als möglich, drückende Einschränkungen gemacht werden. Diese lähmen den Unternehmungsgeist, schrecken den Ausländer ab, und töden jedes Unternehmen schon in der Geburt, wo es auf eigenen Muth und auf eigenes Geld ankommt. Ich glaube, daß eine Obrigkeit nur dann vorschreiben kann, so oder anders zu bauen, oder etwas zu unternehmen, wenn sie einen erkeklichen Beytrag dazu hergiebt. Nur in den Fällen, wo die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt durch solche

Verordnungen erhalten wird, können sie rechtmäßiger Weiße Statt finden.

§ 7.

Die allzugroße Begünstigung der Manufakturen und Fabriken ist ferner bisher ein mächtiges Hindernis eines blühendern Ackerbaues bey uns gewesen. — Bey Aufstellung dieser Behauptung muß ich mir aber zum Voraus jede Mißdeutung verbitten. Ich weiß es, daß Manufakturen für eine Provinz von großem Vortheil sind, besonders alsdenn, wenn sie sich mit inländischen Erzeugnissen beschäftigen; auch diejenigen, so sich mit fremden Produkten abgeben, bringen doch das Arbeitslohn, folglich Geld, ins Land. Aber diese Aufnahme der Manufakturen darf nur bis auf einen gewissen Grad steigen, wenn sie nicht schädlich werden soll, und dies ist ein Problem für die Staatsverwaltung. Das Prinzip, welches hier befolgt werden muß ist unstreitig dieses: „Kein Zweig des Nahrungs- oder Kunstfleißes darf in einem Staate so begünstiget werden, daß ein anderer, eben so wenig entbehrlicher, dadurch beeinträchtiget werde.“ Ich will nur dieß auf unser Voigtland in den neuerlichen Zeiten anwenden.

Seit fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren sind im Voigtlande die Baumwollenmanufakturen zu einer vorher nie gesehnen Blüthe gediehen. Die Menge solcher Waaren, die Hof und die umliegende Gegend jährlich verfertigte, war beynahe unglaublich und man wünschte sich bisweilen Glück,

aus

aus einer an sich sterilen Gegend ein beträchtliches Fabrikenland gemacht zu haben. Auch kamen dadurch große Summen in Umlauf, die man ausserdem gewiß hätte entbehren müssen. Wenn man aber nur folgende Erfahrungssätze unpartheyisch beherzigen will, so wird man überzeugt werden, daß man eben nicht sonderlich Ursache hatte, sich hierüber so sehr Glück zu wünschen.

Eine Menge Ausländer, die anderswo kein Verdienst hatten, zogen sich dadurch in die Provinz und vermehrten die verzehrende Klasse. Die unbegütterten Eingebohrnen wählten, Statt zu dienen, oder für Tagelohn zu arbeiten, das weit bequemere und einträglichere Baumwollenspinnen; und nun hielt es weit schwerer, tüchtige Knechte und Mägde zu erhalten und man muste einen weit stärkern Lohn für die dienende Klasse ausbieten. Selbst der Bauersmann fieng an, seine Grundstücke nur flüchtig und obenhin zu bestellen, um nur bald wieder mit den Seinigen der Spinnerey obliegen zu können, wovon er sogleich und unmittelbar Geld erhielt. An Verbesserungen, welche Zeit und Aufwand erforderten dachte er um so weniger, da der nähere und gewisse Verdienst den entfernten und zweifelhaften verdrängte, und so geschahe es denn, daß das, was die Aufmerksamkeit und den ganzen Fleiß der Bewohner des Voigtlandes auf sich ziehen sollte, der Landbau, bisher nur nach den alten, hundert- und mehrjährigen Schlenderian betrieben wurde. Und ich sollte glauben, daß die Wahrheit des gesagten

anjezt,

anjezt, beym eingetretenen Verfall der Manufakturen und der Noth, welche uns so fühlbar drückt, hinlänglich bestättigt würde.

§ 8.

Endlich hat man sich bisher von Landesherrschafts wegen, wenig oder gar nicht um die Aufnahme des Ackerbaues bekümmert. Man hat sich noch wenig bemühet, dem Landmann hierüber bessere Belehrungen, als er vom Vater und Grosvater erhalten hätte beyzubringen, man hat es an den so zweckdienlichen Aufmunterungen durch Prämien bis jezt ganz fehlen lassen. Fern sey es von mir, dies als Tadel gegen die Regierung unseres Landes hieher zu setzen, eben so wie es fern von mir ist, die Wahrheit zu verleugnen oder ihr etwas zu vergeben. Vielleicht konnte man bis jezt nicht seine Aufmerksamkeit und Fürsorge auf einen Gegenstand wenden, der mit dem allgemeinen Wohl so unzertrennlich zusammenhängt; vielleicht mögen auch schon Vorschläge und Veranstaltungen getroffen seyn, wodurch die bessere Kultur unserer an sich stiefmütterlichen Provinz in höheres Aufnehmen gebracht werden kann. Daß solche landesväterliche Veranstaltungen höchst nothwendig sind, wird aus dem nächst folgenden Abschnitt erhellen.

II. Abschnitt.

Warum man auf einen höhern Ertrag der Grundstücke unserer Provinz mehr als jemals Bedacht zu nehmen hat.

§ 9.

Es ist für jeden, der es wissen will, in die Augen fallend, daß die Anzahl der Einwohner der in Frage stehenden Gegenden seit etwa zwanzig Jahren einen erstaunenden Zuwachs erhalten habe. Viele Ortschaften sind seit dem mit einer beträchtlichen Anzahl Häußer vermehret worden und überhaupt setzen schon die jährlichen Geburts- und Sterbelisten diese Behauptung über allen Zweifel hinaus. Die Veranlassung zu dieser so schnell zunehmenden Volksmenge liegt in den plötzlich entstandenen Flor der Manufakturen. Eine Menge Ausländer, gelockt durch ein besseres Verdienst, ließ sich bey uns nieder und vermehrte nicht nur die Masse der Arbeit, sondern auch die Volksmenge.

menge. Selbst die jungen Einländer, gereizt durch ein bequemeres Leben, als der mühsame Ackerbau gewähren kann, verließen diesen, verheratheten sich, meistens leichtsinnig, und verschaften dem Vaterlande — Kinder in Menge. So wenig nun die wachsende Volkszahl in einem Staate, der nicht schon übervölkert ist, unter die Nachtheile desselben zu rechnen ist, so gewiß ist es dagegen auch, daß unfehlbares Nachtheil entstehen muß, wenn die producirende und die verzehrende Menschenklasse in einem zu ungleichen Verhältnisse stehen. Und dieß scheint mir hier der Fall zu seyn. Alle jene, seit ohngefähr 25 Jahren eingewanderte Fremdlinge, und überhaupt das seit der Zeit unglaublich vermehrte Manufaktur-Personale gehört zur verzehenden Klasse. Die produzirende dagegen ist wenig oder gar nicht vermehret worden.

Die mehresten Landbesitzer unserer Gegend haben noch eben die Anzahl und Beschränkung ihrer Grundstücke, wie es vor funfzig und mehrern Jahren war; sie brauchen zu deren Bearbeitung nicht mehrere Menschen; sie brauchen keinen grössern Viehstand; kurz in vielen Ortschaften ist der Etat der ganzen Oekonomie genau so, wie er zu den Zeiten der Großväter war. Daß dadurch ein auffallendes Mißverhältnis zwischen Bedürfnis und der Befriedigung desselben entstehen mußte ist sehr leicht begreiflich, und ich darf mich hier kühn auf die Erfahrung beruffen. Schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren fühlen wir in

unsern

unsern Gegenden eine anhaltende, immer steigende Theurung der Lebensmittel, welche manchen unbegreiflich vorkommt. Zu behaupten, daß Grund und Boden ihre Ergiebigkeit verlohren haben sollten, oder daß Unseegen und Mißwachs als eine Strafe des Himmels uns drücke, wäre eben so ungereimt als zu sagen, daß einige Jahre, wo Mißwachs oder Wetterschlag vorgefallen sind, daran Ursache seyen. Bloß die allzugroße Vermehrung der verzehrenden Volksklasse ist Schuld an diesem Uebel, das in kurzen den totalen Ruin vieler Tausende zum Ausbruch bringen wird. Alle die, so von festgesetztem Gehalt, oder von Interessen und diesem ähnlichen Einkünften leben müssen — und deren sind doch wahrhaftig nicht wenige in jedem Lande — müssen bey solchen Umständen allmählich zu Grunde gehen.

§. 10.

Hier tritt nun die Frage ein, wie man einem so wahrscheinlichen und schon wirklich annähernden Uebel begegnen könne, und bereits begegnet habe?

1) Landesmagazine würden würklich ein sehr zweckdienliches Mittel seyn. Wenn fruchtbare Jahre einfallen, so erbauen einige unserer Nachbarn Getraide im Ueberfluß. Böhmen, das Altenburgische, einige benachbarte sächsische Gegenden führe ich hier zum Beweiß an. Diese führen uns gewöhnlich einen Theil ihres Ueberflusses zu und sie würden es noch mehr thun,

 wenn

wenn sie sich eines sichern Absatzes im Großen immer versichert halten könnten. Von diesen könnte man bey wohlfeilen Einkauf beträchtliche Vorräthe erhalten und aufschütten, um im Bedürfungsfall sich daran halten und einen erträglichen Mittelpreiß aufrecht erhalten zu können. Allein an so etwas hat man bis jetzt nicht gedacht. Was die besagten Ausländer uns zuführen, besteht blos in dem, was Privatpersonen ihnen abnehmen. Sie bringen daher nur einzelne Fuhren, weil sie sich auf keinen Absatz im Großen Rechnung machen können. Der Becker oder Brauer rc. kauft von ihnen nur so viel, als er für die Gegenwart braucht, denn sich auf lange Zeit in Vorrath zu setzen, ist er selten im Stande und wagt es auch nicht. Der Staat hingegen könnte so etwas und sollte es unternehmen. Und daß er es ohne Gefahr, ja vielmehr mit Gewinn unternehmen würde, ist jedem klar, der in einem Lande gelebt hat, wo Magazine angelegt sind. Man erinnere sich nur an die Brandenburgischen Provinzen während der merkwürdigen Theurung vor dreyßig Jahren. Bloß die klüglich angefüllten Magazine erhielten in diesem Staate einen Getraidepreiß, der im Verhältnis zu den benachbarten äußerst niedrig war, Tausende vorm Hungertod bewahrte, und die königlichen Kassen zuverlässig nicht schmälerte. Wäre je ein Land, das eine solche Fürsorge nöthig hätte, so wäre es unser Voigtland. Allein, da man bis jetzt noch nicht für gut befun-

funden hat, seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten; so ist auch im Bedürfungsfall von dieser Seite — nichts zu erwarten. Der geringste Hagelschlag ꝛc. setzt uns immer in drückende Verlegenheit. Und diese wird durch den Wucher und die Unbarmherzigkeit derer die Vorrath besitzen noch mehr vermehrt, weil sie gewiß sind, daß man sich am Ende doch für jeden Preiß an sie zu wenden gezwungen ist. Landesmagazine, so bald sie nicht in der Absicht angelegt werden, um selbst von Staats wegen Wucher zu treiben, sind gewiß das sicherste Mittel, dem Unterthan seine Bedürfnisse zu erleichtern. Sie müssen dem Wucher Schranken setzen; sie können die Blutigel jeder Art zwingen, daß sie nicht die ganze Masse bis auf den lezten Tropfen einsaugen.

2) Zufuhr von entfernten Gegenden — aber dies kann in gar keine Betrachtung kommen, da wir in einer solchen Lage uns befinden, daß sie uns unter vortheilhaften Preißen gar nicht zu Statten kommen kann.

§. 11.

Ein Umstand ist noch ganz neuerlich eingetreten, welcher es für Voigtland dringend nothwendig macht, auf die Kultur und den ergiebigen Ertrag des Bodens mehr als je seine Aufmerksamkeit zu richten. Dieser ist die sich immer mehr verbreitende Zerschlagung und Vereinzelung der Grundstücke der Rittergüther. Bis jetzt waren diese noch einigermaßen egiebige Quellen, woraus bey sich

ereignenden Mangel, so manchem Bedürfnis konnte abgeholfen werden und würklich abgeholfen wurde. Sie hielten Vorräthe ihrer eignen Sicherheit wegen und konnten also davon mittheilen. Durch die Zerschlagung und Vereinzelung derselben unter mehrere Besitzer wird dieses auf immer unmöglich gemacht; doch dies ist schon an einem andern Orte ausgeführet worden. *)

§. 12.

Der Geist unsers Zeitalters scheint hier ebenfalls in Betrachtung zu kommen. Irre ich mich nicht, so läßt er sich für unsere Gegenden mit den Worten Luxus und Bequemlichkeit karakterisiren. Die Anzahl der dienenden Personen vermehrt sich täglich und muß sich vermehren, so wie die Arbeitsscheue zunimmt; die Zahl der oft unnöthigen Reut- und Kutschpferde vermehrt sich ebenfalls, und so wird nach und nach die Konsumtion von allen Seiten her vergrößert und übersteigt am Ende unsere Produktion ins ungeheure. Wie nöthig ist es daher nicht, mit allem Ernst auf einen höhern Ertrag unseres Grundes und Bodens Bedacht zu nehmen und daß dazu ernstliche Anstalten gemacht werden. — Ich darf es wohl nicht erst wiederholen, daß die Absicht dieser kleinen Schrift es ist, hierzu etwas beyzutragen.

*) In der kleinen Schrift: Ueber die Zerschlagung der Ritterguther, 1799.

III. Ab-

III. Abschnitt.

Wie ist ein höherer Ertrag der Grundstücke zu erlangen, und zwar bey den Feldern.

§. 13.

Hier lassen sich für unsere Gegend keine allgemeingeltende und ohne Einschränkung anwendbare Vorschriften angeben, da die Lagen und Erdarten der Aecker so gar sehr verschieden sind. Zwar haben wir wegen unserer hohen Gebirgslage und wegen der nordwärts sich absenkenden Abdachung viele kalte Gründe, aber dagegen auch in den mittagwärts sich neigenden Distrikten wiewohl nicht so häufige hitzige und warme Strecken. Im allgemeinen könnte man sagen, daß die auf der mitternachtwärts sich neigenden, oder der Winterseite liegenden Felder kalt, naß, schwer, thonartig und lehmicht sind. Auf der Sommerseite dagegen sind sie mehr trocken, sandigt, stein= und felßigt, schie=

schieferartig, auch mit Kiesel- und Eisentheilchen vermischt. Diese tragen weniger Unkraut und ihre Früchte übertreffen an Güte bey weiten jene mitternachtswärts liegenden. In den Tiefungen haben wir gemeiniglich vermischten Boden, welcher der tragbarste und belohnendste ist, wenn er nicht, wie leider oft der Fall ist, durch Berge oder Waldungen verdeckt wird. In diesem Fall ist auch unser Thalboden gemeiniglich kalt und naß, und wird durch wilde Quellen versäuret und ausgezehrt. Diese Quellen halten überdies nicht allezeit ihren gewissen Standpunkt, sondern brechen bald da, bald dort aus, je nachdem der Abfluß von den Bergen durch Regen- oder Schnee-Wasser seinen unterirdischen minenartigen Gang nimmt. Die auf der Ebene liegenden sind noch die besten, aber auch die wenigsten.

Nächst der Lage muß ich nun auch der Erdarten unseres Landstrichs in etwas erwähnen. Man erwarte hier keine chymische Beschreibung und Zergliederung derselben — non omnia possumus omnes — sondern nur eine kurze, für den Landmann besonders faßliche Darstellung der Gestalt und Kräfte derselben.

Ich glaube auch, daß dem praktischen Oekonomen hiemit ein größerer Dienst geschehen wird, als wenn ich mich in Untersuchungen einlassen wollte, die, wenn sie auch noch so tief gedacht, dennoch für seine Begriffe zu schwer und folglich auch in der Anwendung für

ihn

ihn so gut, als nichts wären. Unsere Erdarten sind in Ansehung der Beschaffenheit schwarze Erde, Lehm-Thon- und Letten-Erde, Sand- und steinigte Erde und endlich Morast oder Moorerde. Ihrer Fruchtbarkeit nach, oder im Verhältnis des Ertrags sind sie: starker und guter Boden, der zu guten Waitzen und Gerste vorzüglich geschickt ist; Mittelboden zu guten Roggen- und mittelmäßigerm Gerstenbau fähig; und schlechter Boden, welcher mittelmäßigen Roggen und Haber trägt. Um jene verschiedenen Erdarten durch die Sinne zu erkennen und von einander zu unterscheiden, scheinen mir folgende Kennzeichen die richtigsten zu seyn. Gute Erde muß schwarz oder aschgrau von Farbe seyn, diese Farbe muß sie durch die Sonnenhitze nicht verliehren, sie muß nicht so leicht aufreissen oder zerspringen, muß nach gefallenen Regen nicht sehr kothig oder schmierig werden, sondern vielmehr die Feuchtigkeiten bey sich behalten, muß ein schön grünes Graß tragen, und im Stande der Braache meistens mit natürlichem Klee bewachsen seyn; nach gefallenen Regen muß sie überdies einen angenehmen balsamischen Geruch von sich geben und das in ihr enthaltene Wasser muß von süssem Geschmack seyn. Sie muß dabey milde, locker, fettigt, ein wenig sandicht oder mit kleinen Steinen vermischt seyn. Mittelboden ist daran kennbar, wenn Lehm und Thon mit leichtern Erdsorten, als Sand und klei-

kleinen Steinen ziemlich gleich vermischt sind. Schlechter Boden besteht dem größten Theile nach aus bloßem Lehm, Letten, vielen eisenhaltigen Theilen oder aus Sand und schieferichten oder horstigen Erdreiche. Letztere beyde Arten des Bodens sind nun unsern Gegenden am meisten eigen, die erste Art aber ist verhältnißmäßig weit weniger anzutreffen.

§. 14.

Der erste Schritt nun zur Erhöhung des Ertrags unserer Felder möchte unstreitig der seyn, daß man die sterilen und karchen Erdarten soviel möglich zu veredlen suchte, und dies könnte wohl auf keine zweckmäßigere Art geschehen, als daß man solche Erdarten mit einander zu vermischen suchte, wovon die eine das ersetzte, was der andern von Natur abgeht. Dies geschiehet, wenn wir entweder den festen und harten Boden durch das Aufführen einer leichtern Art von Erde und dann durch tieferes Pflügen mehrere Lockerheit zu verschaffen suchen, damit die Wurzeln der Gewächse sich gehörig ausbreiten können; oder wenn wir den leichtern Boden durch Vermischung mit festern Erdarten mehr Festigkeit beybringen. Allein eine solche Vertauschung des Erdreiches der verschiedenen Felder gegen einander hat, so zweckmäßig sie im Allgemeinen seyn mag, ihre großen Schwierigkeiten. Eine derselben ist unstreitig der grosse Zeitaufwand, den sie erfordert. Wenn man

sich

sich erinnert, was ich oben von der zerstreuten Lage der Grundstücke der meisten Gütherbesitzer gesagt habe, so wird man sogleich einsehen, daß es das mühsamste, weitaussehendste und aufhaltendste Geschäfte seyn müße, die Erdarten verschiedener Aecker, die vielleich, eine Stunde weit von einander entlegen sind, durch gegenseitige Auswechselung zu verbessern. Es wird hiezu eine ganze Reihe von Jahren erfordert. Ich sage daher hier weiter nichts von diesem Unternehmen, so sehr ich von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt bin und versuche es bloß, einige Lehren über die bey uns gewöhnlichen Verrichtungen des Ackerbaues zu geben, wodurch wirklich ein höherer Ertrag unserer Felder kann bewerkstelliget werden. Ich kann zu ihrer Empfehlung weiter nichts sagen, als daß sie sich auf eine vieljährige Erfahrung und eine immer erprobte Gültigkeit gründen.

IV. Abschnitt.

Vom Pflügen oder Ackern der Felder.

---

§. 15.

Das Pflügen oder Ackern der Felder hat eine doppelte Absicht. Einmal soll dadurch der Boden

den wieder aufgelockert und mürbe gemacht werden, um die das Wachsthum der Pflanzen befördernden Theile aus der Luft desto leichter an sich ziehen zu können; sodann soll dadurch das tiefliegende Erdreich eines Feldes auf die Oberfläche desselben nach und nach heraufgebracht und durch die Vermischung mit der bereits veredelten Erde nach und nach ebenfalls gut gemacht werden. Ich sage noch nichts von den Vorurtheilen, welche hier den gemeinen Mann blindlings leiten, und welchen weiter unten soll begegnet werden; sondern gedenke zuerst eines Umstandes, den man unserer Art, die Felder zu bestellen bisher nicht selten zum Vorwurf gemacht hat. Es ist dies die Gewohnheit unsere Feldbeete in vier Furchen zu theilen, wogegen freylich die breiten Beete unserer Nachbarn einen gewaltigen Kontrast machen. Da ich die Gründe, woraus man diese leztern gemeiniglich zu empfehlen sucht, wegen des beschränkten Raums anjezt nicht durchgehen kann; so begnüge ich mich blos zu zeigen, daß unsere Art mit schmalen Beeten zu ackern unserer Landesbeschaffenheit am meisten angemessen seyn.

1) Wir bewohnen einen sehr unebenen Boden. Berg und Thal, Hügel und Gründe wechseln unaufhörlich mit einander ab. Daher komt es, daß wir sehr viele niedrig liegende und mehrentheils abhängigte Felder haben. Ueber diese verbreitet sich nun natürlich das von den Bergen herabsinkende Wasser und sie ziehen

hen es an sich. Daß aber stehende und nur sehr langsam absinkende Feuchtigkeiten den Früchten äußerst nachtheilig sind, daß sie die Fäulniß der Wurzeln erzeugen und überhaupt die Aecker auszehren, indem sie die Fettigkeit derselben auflößen, bedarf keines Beweisses. Durch unsere schmalen Beete befördern wir nun augenscheinlich den geschwindern Ablauf dieser überflüßigen Nässe, da sie in der Mitte hoch und gegen die Furchen zu abhängig gezogen werden, und solchergestalt auf zwey Seiten eine Abdachung erhalten. Nächstdem kann auch Sonne und Luft ihre Wirksamkeit auf diese schmalen Erdmassen weit leichter kräftig erweisen, als wenn sie breit und flach angelegt wären. Auch der unerwartete Wechsel der Witterung macht diese schmalen Beete nothwendig.

Es trift sich oft im Herbst und bis tief in den Frühling hinein, daß wir am Tage Regen und in der Nacht darauf Frost haben. Hätten wir nun breite Beete, so könnte sich das über das ganze Feld oft schnell ausgebreitete Wasser nicht so geschwinde verliehren, und ein plötzlich bey der Nacht einfallender Frost würde das ganze Feld mit einer Eisdecke überziehen. Eis aber ist der gewisseste Tod der Winterfrucht, besonders, wenn es nach und nach durch die Sonne zerschmelzt werden muß. Durch die abhängende Gestalt der schmalen Beete wird diesem Uebel

nun,

nun, so weit es geschehen kann, abgeholfen, indem das Wasser durch die vielen Furchen geschwinder in die Wasserfurchen und durch diese aus dem Acker selbst bald hinaus geleitet wird.

2) Schmale Beete sind sodann unserm rauhen Klima am meisten angemessen und wir verspüren die Zweckmäßigkeit derselben gewöhnlich im Frühjahre. Die Sonnenstrahlen fallen auf selbige in einem weit weniger stumpfen Winkel und können daher ihre erwärmende Kraft desto würksamer äußern, und wir haben dringende Ursache, diesen Einfluß der Sonne unsern Saaten so bald es nur seyn kann zu verschaffen. Und überhaupt scheint der Bau der schmalen Beete mehr dazu geeignet zu seyn, die nahrhaften Theile der Luft, des Thaues und Regens mehr an sich zu ziehen. Sie liegen freyer und bieten durch ihre merkliche Absonderung von einander den Einwürkungen der Luft mehrere Berührungspunkte dar, als die breiten Beete, wo nicht so viele Zwischenräume sind und die Erde zu sehr aneinander liegt.

3) Ein großer Theil unserer Felder ist sehr geneigt, zu verraßen, zu verwürzeln und wegen des bündigen Bodens ungeschlacht und schrollicht zu werden. Bedienten wir uns nun der breiten Beete, so würde dies Uebel unstreitig vermehrt werden, da dadurch das Erdreich in zu ununterbrochenen Massen an ein-

ander

ander läge und das Unkraut seine Wurzeln recht weit auszutreiben vermöchte. Durch schmale Beete entstehen mehrere Zwischenräume, die Sonne kann die Unkrautwurzeln leichter treffen und austrocknen, der Frost kann den bündigen Boden besser mürben und die Schrollen zerziehen.

3) Sodann wird durch unsere schmalen Beete der Hauptzweck des Pflügens, nemlich das Auflockern, Zerreiben und Klarmachen des Erdreichs, eher erreicht. Unser Ackerinstrument, der Pflug, ist mit einer Säge zum Zerschneiden des Erdreichs und der Wurzeln, dann mit einer breiten Schaar zum Aufheben der Erde auf die Oberfläche, und mit einem langen Streichbrett zum Zerdrücken der Schrollen versehen. Wenn denn die erste Furche gezogen wird, so kommt sie in die leere Furche des benachbarten Beetes zu liegen, die zweyte Furche wird auf der andern Seite des Beetes eben also angebracht, und so liegt das Beet getheilt und offen da. Hierauf wird die dritte Furche von diesem getheilten halben Beet, welches der Rain heißet, dieseits, und die vierte Furche jenseits angebracht, und bey diesem Ackern zermalmet jedesmahl das lange Streichbrett die Schrollen; und geschiehet ja dies nicht gänzlich beym Anraimen, wie man das Ziehen der beyden ersten Furchen nennt; so geschiehet es gar beym Ausackern des Rains, welches die beyden letzten Furchen ziehen heißt. Ohne Hinderniß der zu nahe liegenden oder noch nicht aufgerührten

Erde

Erde kann bey jedem Furchenzug das Streichbrett seine Kraft im Zermalmen beweisen, da die von Säge und Schaar aufgehobene und locker gemachte Erde, sich an solches anleget, von ihm umgewendet, untereinander gemengt und zerrieben wird. Bey breiten Beeten hingegen kann weder das Zermalmen der Erdklöße, noch das Vertheilen der von der Schaar gehobenen Erde gehörig geschehen, weil die Pflüge dann kurze Streichbrette haben müssen, wegen der zu nahe liegenden aufgeackerten Erde, und daher die Schrollen unter einem kurzen Streichbrett leichter weggleiten und auf die Seite geschoben werden. Ist ein Fehler gemacht und nicht alles getroffen worden, so bleibt er unverbessert und die Stelle bleibt ganz, weil die nächst zu führende Furche vom ganzen Feld wieder genommen wird und nicht, wie bey den vierfurchigten Beeten, durch das Ausackern nachgeholfen werden kann. So ist das Ackern mit schmalen Beeten der Auflockerung und Zermalmung des Erdreichs entschieden günstiger und das besonders bey unsern festen, bündigen Thon- und Lehmboden.

5) In Gegenden, wo breite Beete gewöhnlich sind, wird der Dünger auf der ganzen Fläche des Feldes verbreitet, und dann durch den Pflug untergebracht, wodurch das Feld auf einmahl völlig umgeackert wird. Zu einer solchen Düngungsart aber ist weit mehr Mist erforderlich als wir gewöhnlich haben und uns

anschaf-

anschaffen können. Wir breiten unsern Dünger in die leeren Furchen, und können kaum so viel aufbringen, sie gehörig damit zu bestreuen. Schon dieser Mangel gebiethet uns, die schmalen Beete beyzubehalten, und noch mehr werden wir dazu genöthiget, wegen der bereits angeführten Geneigtheit unserer Felder zum Verwurzeln, Gras und Unkrauttragen. Dies würde bey der Art zu düngen in breiten Beeten noch mehr begünstiget werden. Schmale Beete thun dagegen diesem Nachtheile Einhalt, weil wir da den Dünger nur mit zwey Furchen unterbringen, und wenn nun das Feld auszuschlagen anfängt, die liegengebliebenen zwey Furchen, den Rain genannt, über erstere herziehen, das Unkraut dadurch in seinem Wachsthum aufzuhalten, es größtentheils an seinen Wurzeln zerstöhren, es mit der übergeschlagenen Erde des Rains bedecken und zur Fäulniß bringen. Wir können auch überdies dem Dünger zu seiner völligen Ausgährung mehr Zeit lassen, weil wir bey den sogenannten Zweybrachäckern ebenfalls erst nur mit zwey Furchen das Beet anfahren, und den Mist, der in den übrigen zwey Furchen steckt, nicht berühren. Das Anrainen der Zweybrache geschiehet ebenfalls, wenn der Acker nach dem Brachrainen Ausackern wieder auszuschlagen anfängt. Das letztere Ausackern der Zweybrach Raine geschiehet 10 — 14 Tage vor der Einsaat, oder auch etwas eher, wenn sich Graswuchs zeiget. Durch

dieses

dieses öftere Ackern wird das Feld von der Einwurzelung des Unkrauts bewahret, besonders aber durch das letztere Ackern der ausgegohrne Dünger später hervorgebracht und dem ganzen Beet in seiner vollen Kraft mitgetheilt. Der Dünger wird durch diese Art zu ackern von der Sonne und Luft nicht ausgesprödet, und seine nährenden Salztheilchen nicht ausgezogen, wie solches geschehen muß, wenn wir breite Beete hätten, wo das Feld auf einmahl nach dem aufgebrachten Mist aufgeackert werden muß, da solcher über der ganzen Fläche ausgestreuet wird.

6) Bey sogenannten leichten Feldern sind auch aus der Rücksicht die schmalen Beeter den breiten vorzuziehen, weil auf solchen zu wenig fruchtbare Erde vorhanden ist. Durch das Anhäufen und Zusammenschieben derselben bey schmalen Beeten aber wird nun der fruchtbare Grund tiefer gemacht, und also auch der Ertrag erhöhet. Wollte man aber auf solchen Feldern die tragbare Erde zu breiten Beeten ebnen, so würde man oft kaum drey Zoll tiefes tragbares Land zusammen bringen.

7) Weiter unten wird gezeigt werden, daß bey unsern Mittel- und schlechten Feldern das Untersäen, besonders bey der Winterfrucht, vortheilhafter und unserm Klima angemessener ist. Dies aber ist nur bey schmalen Beeten anwendbar. Denn wollten wir, wie es bey breiten Beeten seyn muß, den Saamen auf die ganze

Feld-

Feldfläche hinstreuen und ihn alsdann erst unteracken, so käme er zu tief in die Erde zu liegen, und müßte größtentheils ersticken. So wie wir aber untersäen, fahren wir entweder eine starke Furche vom Beete weg und säen alsdann, oder wir fahren zwey Furchen hinweg, und verrichten dann die Saat. Bey breiten Beeten geht überhaupt das Untersäen nicht an, weil der Acker erst fertig gepflügt, der Saame oben aufgestreuet und durch das Eggen erst untergebracht wird.

8) Da wir nach diesen allen bey dem größten Theil unserer Aecker nur schmale Beete brauchen können; so fragt sich nun: wäre es denn nicht rathsam, wenigstens bey guten gründigen und trockenen Land breite Beete zu machen? Ich antworte: Dann müssen wir auch zweyerley Ackergeräthe führen, und welchen Aufwand und öftere Umwechslung der Pflüge und damit verbundenen Zeitverlust würde dies nicht verursachen? Sodann ebnen sich ja unsere guten an Fruchtland reichen Felder von selbst. Zur Saat wird seichte gepflüget und da, wo die Furche hinkömmt, bleibt immer noch viel tragbare Erde liegen. Durch das Eggen wird der Rücken des Beetes noch mehr abgeebnet, und wo viel Erdreich angehäufet ist, rollt immer etwas in die Vertiefungen herab, und man wird finden, daß bey solchen Feldern die Furchen eben sowohl mit Frucht bewachsen sind, wie das Beet selbst, wodurch der Einwand gegen die

schmalen Beete, daß dadurch zu vieles Land unbenutzt bleibe, ziemlich entkräftet wird. Nur Schade, daß wir nicht recht viele solche erdenreiche Aecker haben.

Man verzeihe mir diese Abschweifung über die schmalen und breiten Feldbeete. Ich konnte sie nicht übergehen, wenn ich nicht manchen Tadel gegen unsere Art zu pflügen wollte veststehen und uns den Vorwurf ausgesetzt lassen, als behandelten wir unsere Felder bloß nach dem alten Schlendrian und ohne nachzudenken.

§. 16.

Was nun das Pflügen oder Ackern selbst betrifft, so führe ich folgende Bemerkungen an, die, wenn sie mit der gehörigen Sorgfalt in Ausübung gebracht werden, gewiß nicht wenig zur Erhöhung des Ertrags unserer Aecker beytragen werden:

1) Ich rede zuerst von dem allmählig tiefern Pflügen unserer Felder. Aus Vorurtheil unterlassen die meisten Landbebauer dieses und tadeln es wohl gar, als ein Verfahren, welches von Nachläßigkeit und schlechter Einsicht zeuget. Sie belegen den unter der Ackererde befindlichen Grund mit dem Namen todter Erde, und hüten sich sorgfältig, dieselbe herauf zu bringen, und mit der guten Erde zu vermischen. Und so bleiben die mehresten Aecker in ihrer mehr oder weniger schlechten Verfassung. Kein schlechtes Feld wird bey diesem Vorurtheil mittelmäßig, und kein mittelmäßiges je gut werden.

Die

Die unter der Oberfläche liegende Erde ist keineswegs tod, keineswegs unfruchtbar und untauglich zum Anbau. Da allmählich eine große Menge der befruchtendsten Stoffe von der Oberfläche des Ackers zu ihr hinabsinken, so wird sie natürlich von diesen geschwängert und befruchtet, so lange aber diese Erde nicht heraufgebracht wird, sind alle diese Theile so gut als verlohren. Dies ist wohl jedem begreiflich.

Die Farbe dieser Grunderden darf uns hier nicht abschrecken. Sie ist gemeiniglich gelb oder röthlich. Der gemeine Mann nennt sie einen wilden, todten Boden und glaubt, daß derselbe dem guten Erdreich die Nahrung entziehe und die Tragbarkeit desselben schmälere. Allein jeder Boden, wenn er aus der Tiefe herauskommt, ist anders gefärbt, als er es in freyer Luft wird, so wie überhaupt alles, was vom Mineralreich aus dem Grunde herauf gebracht wird, durch die Einflüsse des Lichtes und der Luft große Veränderungen erleidet. Man lasse doch solchen rothen oder gelben Boden, den man so gering schätzet, nur einen Winter hindurch an freyer Luft liegen, so wird er gewiß seine Farbe bald verändern. Luft, Sonne, Regen, Thau und Frost, werden seine Säuren auflösen, ihm befruchtende Theile beybringen und durch das Verwittern gar bald tragbar machen. Tod ist freylich ein solcher Boden so lange, als er tod und unbewegt liegen bleibt. Sobald man ihn aber herauf bringt und in Thätigkeit versetzt, wird er gar bald andere Eigenschaften annehmen und

ins Leben versetzt werden. Und ein solches Verfahren ist in unsern Gegenden dringend zu empfehlen. Die gute Erde unserer Aecker muß sich mit jedem Jahr vermindern. Ich rede hier gar nicht von dem, was die darin aufwachsenden Früchte nach und nach hinwegnehmen, ich gedenke nur der heftigen Durchwässerungen, denen unsere Felder ausgesetzt sind. Vermöge ihrer meistens abhängigen Lage kann es nicht andres seyn, als daß bey Regengüssen, oder bey austhauendem Schnee und Eis, eine Menge der feinsten und besten Erdtheile mit hinweggeschwemmt werden. Der Dünger, der zwar endlich auch versaulet und zu Erde wird, ist zwar einigermassen Ersatz dafür, aber er ist es gewiß nicht hinlänglich. Ein allmählich tiefer gerichtetes Pflügen, und dadurch bewirktes Heraufbringen und Verbessern der Grunderde unsrer Felder ist daher schlechterdings nöthig, wenn wir einen höhern Ertrag derselben hervorbringen wollen.

Indessen ist dabey auch Vorsicht anzurathen. Man muß auf einmahl nicht eine zu große Quantität solcher noch roher Erde heraufbringen. Denn je größer die Menge derselben ist, desto mehr erfordert sie auch Zeit zur Veränderung und Urbarmachung. Es ist daher anzurathen, daß man für jedesmahl den Pflug etwa um einen Zoll tiefer stelle, und damit so lange fortfahre, bis man seinen vorhabenden Endzweck erreicht habe. Die schicklichste Zeit zu diesem Unternehmen ist der Herbst. Im Frühling zur Sommersaat, besonders zur Gerste, ist es am wenigsten mit Nutzen anwendbar, weil

da

da die Zeit zu kurz wäre, jene Erde zu veredeln. In diesem Falle würde sie allerdings der bessern Erde ihre Kraft entziehen und dem Wachsthume der Früchte nachtheilig seyn. Vielleicht ist dies eben die Ursache, warum der Landmann jener Grunderde so abhold ist, daß er sie zur Unzeit zu Tage förderte, und also nur ihren nachtheiligen Einfluß erfuhr. Bey vielen ist es auch die allzugroße Vorliebe für ihr Zugvieh, welches sie nicht zu sehr anstrengen wollen.

§. 17.

2) Da wir deswegen pflügen, um das Unkraut zu zerstöhren und das Erdreich aufzulockern, so verfehlen wir unsern Endzweck, wenn wir bey Frost oder anhaltenden Regen ackern. Beym Frost bleibt vieles ganz und bricht in ganzen Stücken, und im Frühling zerfallen die Schrollen nicht, sondern sind das ganze übrige Jahr auf dem Felde anzutreffen. Beym Regenwetter ist das Feld zu klebricht, das Streichbrett drückt die weiche Erde stark zusammen, so daß es statt locker zu werden, sich fest zusammen setzet, und sonach gegen die befruchtenden Einflüsse der Athmosphäre verhärtet wird, die Wurzeln des Unkrauts werden nicht ganz von der Erde entblößt, sondern bleiben mit selbiger verbunden und arbeiten sich sogleich wieder ein, und die künftige Ackerarbeit wird dadurch um ein großes erschwert. Bey zu großer Dürre, und wenn gar keine Feuchtigkeit im Erdreich

anzutreffen, ist das Pflügen eben so wenig seiner Absicht entsprechend. Das Feld ist alsdenn zu fest und zu hart, als daß alles getroffen und gehoben werden könnte, es brechen ganze Stücke herum, die erst durch besondere Handarbeit klar gemacht werden müssen, die Arbeit geht weit schwerer von Statten und das Zugvieh wird über sein Vermögen angetrieben, das Ackergeräthe wird stark abgenützet, und der Ackermann kann aller Anstrengung ohngeachtet, keine richtige und gleiche Furche ziehen. Die schicklichste Ackerzeit ist nach einem gefallenen gelinden Regen. Dabey muß man aber schwere und derbe Felder besonders in Acht nehmen. Für diese ist das Pflügen am besten, wenn sie anfangen auf der Oberfläche Risse oder Sprünge zu bekommen, und nach hiesigem Ausdruck noch zweyzach sind; dann läßt sich dergleichen Erdreich am besten ackern und klar machen. Ein leichtes und weniger erdenreiches trocknes Feld braucht dagegen nicht so lange wie jenes, nach gefallenen Regen liegen zu bleiben. Es muß geackert werden, sobald die Oberfläche abgetrocknet ist, dagegen aber in seinem Innern noch ein gutes Theil Feuchtigkeiten vorhanden sind, damit das Erdreich mehr Festigkeit behalte und nicht sogleich von der Sonne und Luft ausgesprödet werden könne. Kann man es aber, wie bey nassen Jahren der Fall ist, nicht Umgang haben, derb zu ackern; so verrichte man nur die Arbeit nicht vor einem bevorstehenden

Regen: das Feld setzt sich sonst gleich wieder zusammen und bekommt eine harte Rinde. Weniger nachtheilig ist es, derb zu ackern, wenn Sonnenschein oder Wind zu erwarten ist, als wodurch das aufgelockerte Feld abgetrocknet und ziemlich mürbe erhalten wird. Daß dieses anwendbar und bey einer darauf folgenden anhaltenden Hitze selbst von Nutzen ist, hat mich eine öftere Erfahrung auf das gewisseste gelehrt.

§. 18.

3) Das Ackern müssen wir nicht zu geschwinde hintereinander vornehmen, sondern die Winke abwarten, die uns hier die Natur giebt. Sobald das Feld wieder anfängt auszuschlagen, giebt es das sicherste Zeichen, daß es von neuem bearbeitet seyn wolle. Der frisch hervorbrechende Graswuchs zeigt an, daß nun die im Felde steckenden verschiedenen Theile sich wieder vereiniget haben, und Früchte zu tragen geschickt sind. Wollen wir unserm Acker noch mehr Vermögen und Kräfte aus sich selbst und aus der Athmosphäre verschaffen und eine bessere Vereinigung derselben veranstalten, so wiederhole man das Ackern so oft, als es Zeit und Umstände zulassen.

Auch muß man im Frühjahr nicht zu voreilig mit dem Pflügen seyn, besonders bey kalten Feldern. Auch hier warte man den Wink der Natur, nehmlich den hervorbrechenden frischen Grastrieb, ab. Man mache den Anfang mit den warmen, trocknen und horstigen Feldern, weil sich in sol-

chen die Natur eher wirksam beweiset; und damit die noch vorhandene Winterfeuchtigkeit ihnen einen stärkern Zusammenhalt und einen desto längern Verhalt gebe. Dieses wird den Früchten mehr Nahrung verschaffen und einen geschwindern Wuchs begünstigen.

§. 19.

4) Wie und mit welchen Handgriffen geackert werden müsse, ist bereits oben §. 15. N. 4. im Vorbeygehen berührt worden und dem Landmann ohnehin bekannt. Ich übergehe daher eine weitere Auseinandersetzung dieser Sache. Nur das will ich hier bemerken, daß man unachtsame, faule und verdrießliche Ackerleute entweder gar nicht dulde, oder sie doch bey der Arbeit in genauer Aufsicht halte. Unsere unebenen, bald mit Vertiefungen und Erhöhungen versehenen, bald tiefes, bald seichtes Erdreich enthaltenden Aecker erfordern ein öfteres Vor- und Zurückstecken des Pfluges. Dieser muß auch jederzeit gerade auf den beyden Pflugsfüssen gehalten werden und nicht, zur Erleichterung des Viehes oder zur eigenen Bequemlichkeit, nur auf einer Fußseite, damit das vorgehende Schaar nicht blos mit der Spitze bohre, sondern mit seinen Flügeln die treffende Erde völlig aufhebe, der nachgehende Pflug dasselbe aus seiner alten Lage bringe und das Streichbrett dasselbe umwende. Nur allzuoft unterlassen dies leichtsinnige Ackerleute, und um so nöthiger ist die Beobachtung derselben. Daß man hiernächst

tüchti-

tüchtiges Zugvieh und gutes Ackergeräthe, wozu breite und scharfe Sägen und Schaaren, nebst einem wohlstreichenden Streichbrett besonders gehören, halte, braucht weiter keiner Erinnerung.

§. 20.

Da bey unsern vierfurchichten Beeten eine ganz gerade Linie zu halten unmöglich ist, sondern sie gemeiniglich in die Krümme gehen, welches selbst öfters nützlich werden kann, indem das Ausspülen der Furchen und ein zu gewaltsamer Abfluß des Wassers dadurch etwas beschränkt wird: so ist nur das zu bemerken, daß solche Krümmungen oder Bogen nicht allzueng werden dürfen. In diesem Falle würde ein Feld nie ganz durchackert, sondern eine Seite ganz gelassen werden, wenn nicht ein sehr vorsichtiger und geübter Ackermann den Pflug führet. Wo obige Umstände nicht obwalten, ist es immer besser, die Beete gerade anzulegen.

§. 21.

Die einzuschaltenden oder sogenannten Gegen-Beete, suche man auf einen Fleck zusammen zu bringen und am besten ist es gethan, wenn sie oben hinaus zu liegen kommen. Sie sind nie ganz zu vermeiden und abzubringen, weil die wenigsten Felder lauter gleiche Seiten haben. Lässet man diese Beete, wie es von vielen geschiehet, einzeln mitten im Felde liegen, so muß beym Ackern hier eingewendet werden, und das Vieh, der Pflug und

der Arbeiter selbst, treten das darneben liegende bereits geackerte Feld wieder zusammen. Solche Beete stören auch die Ordnung beym Düngen, beym Auffammlen und andern Arbeiten.

§. 22.

Hauptsächlich ist darauf auch zu sehen, daß die Beete eine angemessene Breite erhalten und die gehörige Gleichheit derselben möglichst erhalten werde. Lezteres wird gemeiniglich da vernachlässigt, wo die Felder durch Frohnen bestellt werden, und nicht jeder sein Beet zum anrainen gehörig anfährt und beym Ausackern des Rains entweder zu viel oder zu wenig auf eine Seite bringt. Desgleichen wird es auch versehen bey den Wechselbeeten, wenn diese nicht tief und gleich genug von einander getheilt werden. Werden die Beete zu schmal, so werden sie überstürzet und die von unten herauf gebrachte Erde bleibt nicht oben liegen, sondern wird untergemengt. Sind sie dagegen zu groß, so bleibt viel Erdreich ganz, erhält beym Düngen nach dem Verhältnis seiner Größe zu wenig Mist, weil solcher gleich vertheilet wird, die Beete mögen sich nun vorfinden, wie es trift. Den daraus erwachsenden Schaden, besonders bey zu großen Beeten, wird jedermann leicht einsehen. Daher hat jeder Landmann genau darauf zu sehen, daß jede Furche ihren bestimmten Antheil nehme und besonders die erste stark angefahren werde. Bey abhängenden Feldern ist dieses besonders in Acht zu nehmen, weil durch die abwärts gehende Lage,

das

das Erdreich an sich selbst abwärts rollt und das untere Beet stärker, das obere dagegen schwächer machet. Wird nun durch das angegebene Mittel diesem Abwärtsfallen nicht Einhalt gethan, so sind Ungleichheiten der Beete unvermeidlich. Ueberhaupt ist anzurathen, daß man bey allen Lagen und Aeckern die erste Furche stark und in gleicher Linie, Breite und Tiefe nehme, weil eben diese die Hauptfurche ist und der Pflüger alsdenn die übrigen desto leichter und ordentlicher ziehen und durchackern kann. Da die Fehler bey den lezten beyden Furchen sichtbar bleiben, die beyden ersten aber mit den lezten überdeckt werden, so hat der Landmann hierauf besonders Acht zu haben.

§. 23.

Noch muß ich gedenken, daß ein naß liegendes Feld tief zu ackern ist. Eben dadurch wird es trocken gemacht, die Nässe kann in dem aufgelockerten Boden eher in die Tiefe sinken und die natürliche Anlage solcher Felder zum Grastragen wird dadurch vermindert. Ueberhaupt wird durch ein tiefes Pflügen, wo es nämlich ohne andern Nachtheil geschehen kann, dem Unkraut und dem Verwurzeln sehr abgeholfen, da die Wurzeln des Unkrautes nicht wie die der Früchte in der Oberfläche bleiben, sondern in die Tiefe gehen. Wird nun seichte geackert, so werden diese nicht von Grundaus gehoben und zum Vertrocknen auf die Oberfläche gebracht; das Schaar schneidet sie blos oben oder in der Mitte ab und die Stammwurzel

zel bleibt unberührt und sprosset in balden wieder hervor.

§. 24.

Die Wasserfurchen zu fahren, ist beym Ackern eben so nothwendig als es besonderes Geschick erfordert. Bey der Winterfrucht, besonders auf nassen Feldern, müssen sie nach dem Fall des Wassers angelegt, bey einwärts hängenden Vertiefungen doppelt gemacht, auf beyden Seiten aufgemacht, rein ausgefahren und sorgfältig nach der Neigung des Feldes gezogen werden, damit so viel möglich kein Wasser stehen bleibe. Oberhalb dieser Niedrigungen ziehet man auch Furchen, die zum Schutz und Anhalten gegen das abwärtsdringende Wasser dienen. Bey der Sommerfrucht werden die tiefen Stellen eben so mit Furchen versehen, nur mit dem Unterschied, daß man deren zum Auslaufen nicht so viele nöthig hat. Dagegen aber hat man darauf zu sehen, daß zur Verhinderung reissender Wasser bey jählingen Regengüssen mehrere angebracht werden, weil diese Zufälle sich weit öfter im Frühjahr und Sommer, als im Herbste ereignen. Ganz gerade und horizontal darf niemals eine Wasserfurche gezogen werden, ihre Richtung muß mehr schlangenförmig und im Zikzack gehen. Dies ist bey abhängenden Feldern besonders nöthig, wo alle dergleichen Furchen dem Hange entgegen zu ziehen sind. Trockene und ebene Felder, so wie kleine Aecker erfordern weniger, größere Flächen aber natürlich

desto mehrere. Wasserfurchen müssen bey jedesmaligen und nicht blos bey dem lezten Pflügen gezogen werden, um jedes Auswaschen des Feldes so viel möglich gänzlich zu verhüten.

V. Abschnitt.

Von einigen Nebenverbesserungen unserer Felder.

---

§. 25.

Die hohe und sich nordwärts stark absenkende Lage unserer Fluren macht es sehr nothwendig, alles so viel möglich wegzuräumen, was die Strahlen der Sonne merklich abhält oder Schatten macht. Alles unnütze Gehölze und Gesträuch, selbst einzelne Bäume müssen wir daher aus der Nähe unserer Aecker wegbringen. Würklich müssen wir oft, um zweckmäßig zu handeln, gerade das Gegentheil von demjenigen thun, was in andern und bessern Gegenden mit Nutzen veranstaltet wird. Die neuern Oekonomen empfehlen sehr wortreich, die Felder durch aufgeworfene Gräben und angelegte Hecken zu umgeben. Die Befolgung dieser Vorschläge würde für unsere Gegenden ohnfehlbar

sehr

sehr nachtheilig seyn, da jede Erhöhung des aufgeworfenen Erdreichs Anhalt des Schnees und überdies auch Schatten macht. Wo sich aber Schnee anleget, wird die Winterfrucht unfehlbar ausgewintert, sobald derselbe nicht auf einmal, sondern durch die Sonne abgehet, welches bey uns fast mehrentheils der Fall ist. Und wie sehr uns Schatten nachtheilig seye, kann man bey jedem Felde, wo dergleichen anzutreffen ist, augenscheinlich wahrnehmen. Ein einzelner Baum, der seinen Schatten weit in ein Feld hinein wirft, macht, daß die Frucht da, wo dieser hintrift, sichtbar schlechter steht, als auf den zunächst liegenden freyen und unbeschatteten Plätzen. In Gegenden also, wo die Kraft der Sonnenstrahlen weit wirksamer ist als bey uns, mögen jene Vorschläge zweckmäßig seyn; bey uns kann dies der Fall nicht seyn. Wir haben Ursache, die Sonne eher zu suchen, als sie abzuhalten. Hecken und anderes an einem Acker liegendes Buschwerk entzieht überdies demselben ein beträchtliches von seinen Nahrungssäften, welche dem Getraide eigentlich zu gute kommen sollten.

§. 26.

Alle Feldrangen suche man soviel sich thun läßt, abzugraben, zu ebnen und den Aeckern einzuverleiben. Sie enthalten viele und fruchtbare Erde und man wird finden, daß die darauf verwendete Mühe sich reichlich bezahlt macht. Der verfaulte Rasen dünget nicht nur sehr gut, sondern die obern Beete eines Feldes, welche

ihrer Lage wegen allmählich viel Erdreich verloh=ren hatten, werden durch einen solchen abgegra=benen Rangen auf viele Jahre wieder mit Erde bereichert und folglich tragbarer. Durch dieses Abgraben der Rangen wird auch den Feldern noch ein anderer Vortheil verschaft. Sie sind gemeiniglich der Aufenthalt der Mäuse und an=dern Ungeziefers; an sie legt sich der Schnee in großen Haufen an und das Feld wird bey Thauwetter mit ganzen Fluthen überschwemmt und die Früchte verdorben, und beym Abhüthen der=selben wird dem Getraide durch das Niedertre=ten und Abfressen vom Viehe großer Schaden zugefügt. Alle diese Nachtheile, die vielleicht manchen nur klein scheinen, in der That aber wichtig sind, werden durch Befolgung meines Vorschlags mit einem Male hinweg geräumt werden.

§. 27.

Auf vielen Feldern unserer Gegenden trift man auch kleine Erhöhungen oder Bühle an, die wegen ihrer Unfruchtbarkeit liegen geblieben, oder aus zusammengeworfenen Steinen nach und nach gebildet worden sind. Durch die Länge der Zeit sind sie mit Stauden und Buschwerk überzogen worden und verursachen daher eben den Scha=den, welcher im vorhergehenden §. von den Ran=gen angeführt worden ist. Diese Bühle wegzu=schaffen scheue man weder Mühe noch Ko=sten. Das entblößte Land überfahre man so=

dann

dann mit verfaultem Rasen oder mit dem, was aus den Gräben der Wiesen jedes Jahr herausgenommen wird, und diese Stellen werden in kurzer Zeit tragbar werden, man wird sodann beym Ackern nicht mehr aufgehalten und das zunächst daran stoßende Land kann nun besser und gründlicher aufgeackert werden.

§. 28.

Eben das gilt von den so oft auf unsern Aeckern vorkommenden Felsenstücken, die theils ganz kahl da stehen, theils mit etwas Erde kärchlich überdeckt sind. Hier zu Lande nennen wir sie Haftsteine. Diese verursachen große Hindernisse beym Ackern. Der Pflüger muß befürchten, wenn er zu nahe an dieselben kommt, seinen Pflug zu zerreißen, er muß also denselben über sie hinweg tragen und ausserdem, daß auf diese Weiße Zeitverlust entsteht, kann der Acker in der Nähe solcher Haftsteine, zwey bis drey Schritte weit im Umkreiß, zum wenigsten nur oberflächlich bearbeitet werden. Auf Wegschaffung solcher Steine ist daher vorzüglich Bedacht zu nehmen. Mehrere derselben sind auch verdeckt und man stößt oft unvermuthet beym Ackern auf sie. Daher sollte man immer mit einer starken Keilhaue versehen seyn, um dergleichen Steine sogleich herausheben und wegschaffen zu können.

§. 29.

Wir haben auch viele Felder, die so voll Steine liegen, daß man an manchen Stellen derselben fast gar kein Erdreich erblicken kann. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß die kleinern Steine einem Felde eher Nutzen als Schaden bringen, da sie solchem Theils durch das Schwitzen mehrere Feuchtigkeiten verschaffen, bey starker Hitze für die anliegenden Pflanzen Schatten und Kühlung geben, in der Kälte den Saamen beschützen, zur Lockerhaltung des Feldes beytragen, und auch, wenn sie kalkartig sind zur Fruchtbarkeit desselben selbst etwas beytragen. Aber die größern und breiten Steine, besonders wenn sie kieselartig sind, sind allemal für die Aecker schädlich. Erstere nehmen viel Platz weg und ersticken den Saamen, leztere haben aber noch das Nachtheilige an sich, daß sie wegen ihrer großen Empfänglichkeit der Hitze im Sommer den nahestehenden Pflanzen die Feuchtigkeit rauben. Steinigte Felder halten auch in der Arbeit sehr auf, das Vieh geht weit langsamer auf denselben und wird nicht selten lahm und unbrauchbar. Bey dem Abhauen oder Schneiden der Früchte und dem Einsammlen derselben erschweren sie die Arbeit; der Mäher muß die Sense hoch halten und kann die tief gekrümmten Aehren nicht mitnehmen, und beym Zusammenrechen der Früchte, besonders der Gerste, brechen viele Aehren ab und bleiben liegen. Dies sind lauter Thatsachen, woraus die Mißlichkeit steinigter Felder sattsam er-

hellet. Daher sollten wir jede nur halbweg entbehrliche Zeit dazu anwenden, die großen und breiten Steine abzulesen und von den Aeckern wegzubringen. Und dies müste denn immer wiederholt werden, weil bey unsern steinigten Grunde mit jedem Ackern wieder frische Steine herauf gebracht werden. Die abgelesenen Steine könnte man zur Verbesserung der Wege und Ausfüllung der Hohlungen sehr zweckmäßig anwenden.

§. 30.

Eine andere nöthige Melioration der Felder geschiehet durch die sogenannten Abzuchten oder verdeckten Wassergänge, und diese sind besonders nöthig. Unsere Berge und Anhöhen sind reichlich mit Quellen versehen, der thonichte und lehmichte Grund vieler Aecker lässet die empfangenen Wasser nicht versinken, sie schwellen auf und verbreiten sich über der Oberfläche und verderben oft eine ganze Saat. Diesem Uebel ist folgendermaßen abzuhelfen. Man macht durch dergleichen nasse Flecke einen Hauptgraben mit mehreren Seitengräben, abwärtsziehend, die Tiefe kann $2\frac{1}{2}$ — 3 Fuß seyn, je nachdem es der Fall erlaubt, und die Breite 2, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Fuß. In solche Gruben setzet man die großen Feldsteine auf die spitzigste und flachste Seite unten auf dem Boden dicht neben und an einander, daß sie oben mit ihren dicken Köpfen die Oeffnungen ziemlich verschließen, unten aber hin und her sich windende Oeffnungen zum Durchgang des Wassers lassen. Wegen der Wendungen der

Stein-

Steinspitzen, wo bald eine disseits, die andere jenseits zu stehen kommt, kommt keine gerade Linie noch ein Raum heraus, wo Mäuse und anderes Ungeziefer sich aufhalten und den Durchgang des Wassers durch die aufgewühlte Erde verhindern können, wie dies bey den hohl angelegten Abzuchten der Keller nicht selten der Fall ist. Auf die bemerkten dicken Köpfe der Aufsetzsteine nun legt man eine Hand hoch kleine Feldsteine, um die noch offenen Zwischenräume auszufüllen. Dann wird ebenfalls einer Hand hoch langer Waldmoos auf die kleinen Steine gestreut, um jedes Durchfallen der Erde möglichst zu verhindern. Dann wird der Graben mit der ausgehobenen Erde wieder angefüllt und diese Arbeit somit beendigt. Diese nutzbare Arbeit bezahlet sich erstlich damit, daß man auf dem vorher nassen Acker, wo nur Gras und Unkraut wuchsen, nun nachdem er trocken gemacht ist, die schönsten Früchte bauet. Kann man noch überdieß den beschriebenen Graben so anlegen, daß sein Abfluß auf Wiesen trift; so erhält man noch einen neuen beträchtlichen Vortheil durch die schönste Wässerung derselben. Offene Wassergraben für nasse Felder taugen nichts; sie brauchen alle Jahre einer Nachbesserung und verursachen beym Fahren und Pflügen viel Hinderung und Aufenthalt.

Alle mitten in einem Feld befindlichen Rasenflecke, so man wegen Quellen und Nässe bisher liegen ließ, müssen ebenfalls auf die beschriebene Art durch Abzuchten ausgetrocknet und tragbar gemacht

macht werden, denn ihr Daseyn ist schlechterdings schädlich. Und sollten sie ja so tief liegen, daß man einem angelegten Graben keinen Abfluß verschaffen könnte; so muß man in der tiefsten Gegend eine ansehnliche weite Grube graben und zwar so tief, bis man sandigen, schieferigen oder steinichten Grund antrift. Diese Grube muß man mit Feldsteinen anfüllen, Waldmoos darüber streuen und wieder mit Erde bedecken. Die nahen Wasser werden dann gar bald ihren Zug hieher nehmen, und sich allmälich in die Erde verliehren. Auf besagte Weise kann man auch mit Feldern verfahren, die wegen ihrer tiefen Lage keinen Fall haben können. Sollte man ja auf dem Fleck wo die Grube ist, keinen steinigten oder dergleichen Grund antreffen, so lege man einen, im vorhergehenden beschriebenen Graben bis zu einer Stelle, wo dergleichen anzutreffen ist, an. Der Ausfluß auf thonigten oder Lehmboden taugt deswegen nicht, weil dieser das Wasser nicht einsinken läßt und dasselbe wieder ausbricht.

§. 31.

Da sehr viele unserer Felder am Abhang oder am Fuß eines Berges oder Hügels liegen; so sind sie beym schnellen Weggang des Schnees, oder bey starken Regengüssen, öftern Ueberschwemmungen, Versandungen, Zerreißungen und Ausspülungen blos gestellt. Die Wasserfurchen sind dann nicht hinlänglich, diese wilden Fluthen ohne weitern Schaden abzuleiten. Hier ist daher sehr anzurathen,

auf

auf der obern Seite eines solchen Ackers Graben von hinlänglicher Weite und Tiefe zu ziehen, welche das von den Anhöhen herabströmende Wasser aufnehmen und es seitwärts abführen. Ist ein Feld auf diese Art gegen das Zuströmen fremder Wasser geschüzt; so wird jede Beetfurche ihr in sich habendes Wasser tragen können, und es der Wasserfurche zu und durch diese aus dem Felde hinausführen.

§. 32.

Bey der schon mehrmals erwähnten abhängigen Lage unserer Aecker ist es nicht zu vermeiden, daß nicht von höhern Stellen derselben eine Menge der edelsten und besten Theile allmählich zu den Untern hingebracht werden sollten. Dies verursacht natürlich einen sehr ungleichen Stand der Früchte. Vielfältig treffen wir, wenn die Früchte auf den untern und niedriggelegenen Stellen im üppichsten Wuchse stehen, oben nur kärglich genährte Halmen an. Hierwieder ist kein anderes Mittel, als daß man von den untern Gegenden eines Ackers die meiste Erde von Zeit zu Zeit wieder auf die oben gelegenen hinauf bringe, und dadurch dieser Ungleichheit abhelfe.

Hier muß ich auch noch der sogenannten Schlammteiche oder Schlammfänge gedenken. Durch das Ableiten der Wasser aus den Feldern wird diesen natürlicher Weise ein großer Theil ihrer fruchtbarsten Bestandtheile entzogen, und durch die Wasserfurchen gänzlich aus ihnen hinausgebracht. Um diese Theile nicht gänzlich zu verliehren, ist es rathsam, bey jedem beträchtlichen Aus-

fluß aus einem Felde, Gruben anzulegen, wo die abflüßenden Wasser sich in etwas sammlen und die feinen mit sich führenden Theile wieder absetzen können. Nach abgelassenen Wassern und wenn der Schlamm ausgetrocknet ist, kann man denselben wieder auf das Feld verbreiten, und dadurch beynahe den halben Dünger ersparen. Solche Schlammgruben finden aber freylich nur da Statt, wo der Gutsbesitzer seine Grundstücke ungetrennt bey einander liegen hat, und im allgemeinen, wo Flurenabtheilungen gemacht sind.

§. 33.

Die kleinen Gebüsche oder Wäldchens, welche sich vielfältig in der Nähe unserer Aecker befinden, darf ich hier ebenfalls nicht mit Stillschweigen übergehen. Als Gehölz nutzen sie gar nichts, da ihr Wachsthum aus der Ursache nur höchst ärmlich seyn kann, weil alles Nadelholz nur in geschlossenen Dickigten gedeyhet. Ueberdies sind sie den Gemeindehuthungen meistens ausgesetzt, wodurch nur selten ein junges Bäumchen in die Höhe kommt; kurz, sie gewähren gar keinen Gewinn. Wohl aber ist der Nachtheil, den sie durch Schatten und das Auslaufen ihrer Wurzeln den anliegenden Feldern verursachen desto wichtiger, §. 25. Diese unnützen Buschwerke, denn Holzungen kann man sie nicht nennen, müssen ohne Schonung abgetrieben, die Stöcke ausgegraben, der Boden urbar gemacht und den nächsten Feldungen einverleibt werden. Wollte man dagegen einwenden, wie

dies

dies aber gewiß kein Sachkenner im Ernste thun wird, daß dadurch die Masse des Holzes, auf dessen Erhaltung und Vermehrung man nicht genug Sorgfalt verwenden kann, vermindert werde; so erwiedere ich, daß man dagegen die weit entlegenen mit Waldungen umgebenen oder diesen nahe liegenden Felder mit Holz anfliegen lasse, da ihr Boden ohnedem kalt und wenig ergiebig ist. Doch hievon anderswo.

VI. Abschnitt.

Vom Düngen.

---

§. 34.

Ehe ich über die Art und Weise zu Düngen meine Meynung angebe, muß ich erst zur Belehrung des gemeinen Mannes zeigen, auf welche Weise der Dünger seine Kraft denen Aeckern mittheile. Ich muß daher von dem Grundstoff, der Nahrung und dem Wachsthum der Pflanzen etwas voraus schicken. Der Grundstoff zur Nahrung und zum Wachsthum der Pflanzen und Gewächse liegt in der Erde selbst, wenn sie von den übrigen Elementen — Wasser, Feuer und Luft — ge-

schwängert wird. Der Einfluß dieser Elemente erfordert aber ein bestimmtes Verhältnis, sonst erfolgt Mißwachs, wie dies der Fall in allzunassen oder allzutrocknen Jahren ist. Durch jenen Einfluß der Elemente nun wird die Erde in Bewegung gesezt oder es entsteht eine Gährung, und hieraus entsteht, wie aus jeder Gährung, ein geistiger Stoff, welcher das Hauptmittel des Wachsthums der Pflanzen ist, indem sie denselben durch die Wurzeln einsaugen und als ihre allgemeine Nahrung aufnehmen. Folglich sind nicht blos Salze und Oele oder natürlicher und künstlicher Dünger, als die alleinigen Grundstoffe zum gedeihlichen Wachsthume der Vegetabilien anzusehen, sondern vor allen die Vermischung und geheime Arbeit jener Elemente. Hiemit stimmt auch die Beschaffenheit der Gewächse selbst überein, welche bey genauer Untersuchung ergiebt, daß Wasser, Luft und Erde ihre wesentlichen Bestandtheile sind, und es folgt daraus, daß das, woraus die Gewächse bestehen, auch ihre Nahrung seyn müsse. In Gegenden, wo die Wärme von Natur in höhern Grade würksam ist, wie dies da überall geschieht, wo man den Strahlen der Sonne mehr ausgesezt ist, erfolgt diese Arbeit der Natur von selbst, daher auch die mehr mittäglichen Länder gar keines Düngers bedürfen und doch die ergiebigsten Erndten haben. Im entgegengesezten Fall aber, wo man weit gegen Norden liegt, oder doch die wohlthätige Wirkung der Sonnenstrählen gehindert wird, wie dies bey unserer

serer Lage der Fall ist, muß man jene Gährung durch künstliche Mittel zu erwecken und zu befördern suchen, und dies geschieht durch die mancherley Düngungsmittel. Diese sind alles, was zur Fäulnis geneigt ist, denn Fäulnis ist Gährung; dann auch alles, was durch seine Beymischung die an sich träge Erde in Bewegung setzen, und den Einfluß der zum Wachsthum dienenden Theilchen vermehren kann. Wir düngen also unsere Felder nicht blos deswegen, daß wir dadurch für die Pflanzen die erforderlichen Nahrungsmittel in die Erde legen; sondern auch deswegen, daß wir der Erde, da wo es einer ungünstigen Lage oder Beschaffenheit wegen nur sehr langsam von Statten gehen würde, soviel an uns ist zu Hülfe kommen. Die Düngungsmittel sind entweder thierische, oder vegetabilische, oder mineralische Substanzen.

§. 35.

Die Bestandtheile des thierischen Düngers sind Salz, Fettigkeit und ein oehlichtes Wesen. Diese machen ihn geschickt zur Gährung kräftig mitzuwirken, indem sie dem an sich kalten Boden die ihm mangelnde Wärme mittheilen, solchen durch das Aufbrausen empor halten und ihn lockerer, mürber und zu Einsaugung der fruchtbaren Lufttheilchen empfänglicher machen. Hierdurch wird der Nahrungsstoff der Gewächse vermehrt und die Fruchtbarkeit befördert.

Die mineralischen Düngungsmittel, als Kalch, Gips, Mergel und dergleichen, haben an

und für sich weder Oele noch Salze, dagegen aber sind sie mit Vitriolsäuren vermischte Erdarten, welche die Eisentheilchen, die in der Erde sich befinden und der Fruchtbarkeit nachtheilig sind, auflösen und zertheilen. Sie ziehen die Luftsäuren an sich und bilden dadurch eine Art von Salpeter, welcher den Gewächsen sehr gedeihlich ist, führen aber dem Erdreich keine wesentliche Nahrung zu. Diese Hülfsdüngung ist an manchen Orten hiesiger Gegend sehr anwendbar, wo nämlich die Erde stark mit Eisentheilchen angefüllt ist; sie muß aber auch mit Vorsicht angewendet werden, weil sie das Erdreich entkräftet. Daher ist es rathsam, bisweilen abzuwechseln und dem Erdreich mit Viehmist zu Hülfe zu kommen. Bey uns kommt noch das darzu, daß diese mineralischen Düngungsmittel theuer und nicht in solchen Quantitäten zu haben sind, als wir sie oftmals nöthig haben. Gips und Mergel müssen besonders weit hergeholt werden und dies verursacht Ausgaben und Kosten, wodurch der hiesige Landmann von ihrem Gebrauch mächtig zurück geschreckt wird.

Aus dem Gewächsreiche läßt sich auch fast alles zu Dünger gebrauchen und hundert Dinge werden hier vernachlässigt, die doch in dieser Rücksicht sehr nützlich angewendet werden können. Dahin gehören die Abgänge von altem Holzwerk, Sägespäne, das grüne und dürre gehackte Reisig, das Waldmoos, das Laub von allen Bäumen, worunter das Erlenlaub das vorzüglichste ist, nebst noch mehr

der-

dergleichen Dingen, die nicht alle angegeben werden können.

Die Behandlung dieser angeführten Dungmittel, um solche zweckmäßig und nutzbar zu machen, würde für dieses Werkchen zu weitläuftig werden, ich beziehe mich daher auf die davon handelnden ökonomischen Schriften, und auf die erprobte Erfahrung und gemachte Anwendung weiter denkender und nachspürender Landwirthe. Ich werde nur im allgemeinen von dem thierischen Dünger meine Bemerkungen angeben, und dabey wiederholt sagen, daß jede Düngervermehrung den Ertrag erhöhet.

§. 36.

In Ansehung der passenden Eigenschaften hat ein Dünger vor dem andern unstreitigen Vorzug, nachdem der Boden des Feldes beschaffen ist. Auf kalten, nassen, schweren und bündigen Aeckern zeiget sich besonders wirksam der Mist von Pferden und Schaafen. Auf solche kann auch mit Nutzen frischer und nach der Landessprache ungefaulter Mist aufgefahren werden, weil er, während der Zeit, da er durch alle Grade der Gährung im Acker gehet, durch die damit verknüpfte Erhitzung den kalten Acker zugleich erwärmet, und durch sein Aufblähen, welches die Eigenschaft der gährenden Masse ist, die Erde empor hebt und locker erhält. Der Mist von Streu und allerley Holzspänen wird hier auch vortheilhafte Dienste thun, da er länger nachhält, und nicht sogleich ver-

verweset, als Strohmist oder anderer dergleichen. Hingegen auf trockene, hitzige und leichte Aecker bringe man kurzen und die zweyte in der Miststätte vollbrachte Gährung überstandenen Strohmist, welches der hiesige Landmann gefaulet heiset. Dieser hat seine starke Hitze dadurch verlohren, er bringet nur die flüchtigen Salze und Oele mit auf dem Acker, befördert eine gelindere Gährung, und ein weniger schädliches Aufblähen des schon zu lockern Feldes, und theilet sich demselben eher mit als oben angeführter lange Mist. Für diese Aecker ist der Rindviehdünger der nützlichste, wie auch der von Schweinen, welcher eine kühlende Eigenschaft besitzet. Desgleichen hat auch hier der Strohmist den Vorzug vor dem aus Streu und andern Holztheilen bestehenden Dünger, weil letzterer das Feld zu locker erhält, und wegen der wenigen Erde nicht genugsam bedecket werden kann, damit er sich der Absicht gemäß mittheile. Er wird bey dem letztern Ackern der Zweybrache öfters mit seinen ganzen Zweigen hervorgeackert, und bleibet ungenutzt oben aufliegen.

§. 37.

In Betracht der Güte des Düngers, und wie ihm solche zu verschaffen ist, sollten wir mehr Sorgfalt anwenden. Da ich hier blos von seiner ersten Entstehung rede, so unterscheidet sich seine Güte hauptsächlich dadurch, je nachdem das Vieh gut und mit nahrhaften Gewächsen gefüttert wird, oder kaum nur so viel Futter erhält, als es zur nöthi-

nöthigen Erhaltung des Lebens brauchet. Füttern wir unser Vieh auf erstere Art; so erreichen wir unsern Endzweck in Ansehung der Güte und Menge des Düngers. Ganz deutlich können wir dieses beym Mastvieh erkennen, das von Körnern oder einem ihm gleichkommenden Futter ernähret wird, und dessen Dünger wegen seiner Fett, Oel- und Salztheile einen großen Vorzug hat. Ein Maststück leret sich öfter aus, und sein Urin fließet häufiger, da die saftigen Gewächse, womit sein Futter vermenget wird, stark reitzen, und man kann annehmen, daß ein solches so viel pfürget als 4 mager genährte Stücke. Füttern wir aber unser Vieh auf die zweyte Art, und zwar bloß mit unnahrhaften Dingen, als Stroh und dergl. um eine größere Anzahl Vieh halten zu können, so verfehlen wir ganz die Absicht vielen und guten Dünger zu machen. Dieses Vieh pfürget seltner wegen der trockenen Fütterung, es giebt einen magern und wässerigten Mist, und solcher beweißet einen geringern Effect. Viele Landleute begehen diesen Fehler, und glauben durch eine vergrößerte Anzahl Vieh den Dünger zu vermehren. Aus angeführter Mastfütterung wird deutlich zu ersehen seyn, daß ihre Verfahrungsart zwekwidrig ist, und ob gleich auf einer Landbesitzung die Verhältnisse nicht erlauben, das Zuchtvieh gleich dem Mastvieh zu nähren; so sollten wir wenigstens nicht mehr Stücke einstellen, als wir mit unsern Erbau genügsamlig und nahrhaft hinbringen können. Das wenigere Vieh würde

an Wachsthum und Kräften zunehmen, und mehrern und bessern Dünger hergeben als eine grössere Anzahl mager und halb satt gefütterten Viehes.

§. 38.

Unsere Mißstätten sollten sodann passender angeleget seyn, damit die Gährung in selbigen besser von statten gehen könnte. So lange dieses nicht geschiehet, werden wir vergebens Salze und Oel im Mist suchen. Es müssen daher die Auswürfe der Thiere in solche Umstände versetzet werden, daß sie in eine faulende Gährung übergehen, wodurch sie denn erst nach ihren Kräften wirksam werden können. Weil aber dieses nur durch Wärme und Feuchtigkeit bewerkstelliget wird, so muß der Mist auf Haufen gebracht, und unberührt feucht erhalten werden. Geschiehet das Gegentheil, und lieget er zu trocken; so wird er verbrennen und schimmeln. Lieget er aber zu naß in einer mit Wasser angefüllten Stätte, so verstocket er, wird zusehr ausgelauget, und verlieret auf beyde Arten seine düngende Kraft. Die beste Lage einer Mißstätte ist, wenn sie etwas Feuchtung und Schatten hat, damit die entbundenen Salz- und Oel-Theile von der brennenden Sonne nicht aufgezogen werden können. Sie muß etwas abhängig seyn, damit die absinkenden Feuchtigkeiten in einem unterhalb derselben angebrachten Graben gesammlet, auch die aus den Ställen ablaufende Jauche in selbigen geleitet, und bey trockner Witterung der Dunghaufen damit befeuchtet werden kann. Noch besser

besser wäre es, wenn eine leichte Bedachung von Brettern über die Dungstätte angebracht würde, um sie bey einem entstehenden fruchtbaren Regen geschwinde abzunehmen, bey starken und anhaltenden Regen und heisen Sonnenschein aber eben so bequem wieder bedecken zu können. Würden wir aber dieses für zu umständlich und beschwerlich finden, so sollten wir doch zum wenigsten auf der Mittagsseite Bäume setzen, die Schatten machen, im Fall uns nicht vorhandene Gebäude diesen Dienst leisten. Daß aber der Regen den Mist auslauge und entkräfte, hievon haben wir einen sichtbaren Beweiß an den Stellen der eine kurze Zeit auf den Feld gelegenen Dunghaufen. Wenn auch diese auf das sorgfältigste von diesen Stellen weggebracht werden, so stehet das Getraidt auf solchen besser und fetter, als auf den übrigen Acker und das aus der Ursach, weil der Regen die entbundenen düngenden Theile abgewaschen, und in die unter den Haufen befindliche Erde geführet hat.

§. 39.

Um dem Dünger in den Miststätten den zweyten Grad der Gährung zu verschaffen, wo seine Bestandtheile nicht gänzlich aufgelöset, die irrdischen Zuthaten besonders das Eingestreute, durch die Fäulniß mehr in die Enge gebracht, und die Salz- und Oeltheile ihre rechte Wirksamkeit erhalten sollen, wird eine Zeit von 3. 4. 5. auch 6. Monathen erfordert. Kalte und warme Witterung,

Som-

Sommer und Winter bestimmen hier den Unterschied. Soll aber der Mist in kurzer Zeit seine Wirksamkeit beweisen, so muß er dem Acker nicht eher mitgetheilt werden, als bis er erwähnte Frist in der Miststätte zugebracht hat. Beobachtet man dieses nicht, und fähret ihn frisch aus den Ställen auf den Acker; so erfolgt seine Kraftmittheilung gar langsam, und bey einem trockenen Jahrgang und einem dergleichen und hitzigen Feld beweiset er solche öfters erst im darauf folgenden Jahr. Der frisch ausgefahrne Mist hat auch noch das Uebel an sich, daß häufiger Unkraut zum Vorschein kommt, weil der Unkrautsaamen in der Miststätte wegen Kürze der Zeit nicht zerstöret werden konnte. Daher behält der auf obige Art zubereitete und die gehörige Zeit gelegene Dünger einen grosen Vorzug in seiner frühern Wirkung vor den frischen neuen Mist. Auf nassen, kalten und schweren Feldern kann man sich dessen mit mehrern Vortheil bedienen, wie oben in 36 §. dieses Abschnitts gezeiget worden.

§. 40.

Da man den Schaafmist wegen der aufgerichteten Fütterungsgeräthschaften aus den Ställen nicht auf die Miststätte bringen kann, sondern solcher gewöhnlicher massen den Winter und Frühling hindurch alda liegen bleibet, dieser aber wegen seiner innern Hitze leicht verbrennet und schimmlet; so sollte solcher wöchentlich einmal mit Wasser begossen werden. Hierdurch würde seine

seine Hitze gedämpfet, und die Gährung, die ohne Feuchtigkeit nicht vor sich gehen kann, auf das gewisseste bewirket werden. Der Urin der Schaafe ist nicht hinreichend, ihm die erforderliche Feuchtung zu verschaffen, da er von einer stark salzigen und salpetrischen Eigenschaft ist, geschwind vertrocknet, besonders im Winter, wo blos dürres und trockenes Futter gegeben wird, und der Pfürg hart und gemeiniglich fest abgeher. Im Frühling und weiterhin, wenn die Schaafe saftige Kräuter genießen, ist ihr Auswurf nicht so trocken, und der Urin häufiger, alsdenn brauchet aber der Mist keine Befeuchtung mehr. Man kann sich hievon am besten überzeugen, wenn man denselben nach seinen Lagen untersuchet. Oben findet man den Frühlings-Mist säftig und feucht, in der Tiefe aber den Wintermist trocken, öfters verbrannt kurz und schimmlig. Der Schaden ist für den Ackerbau groß, weil ein verbrennter Dünger seine meisten Kräfte verloren hat. Der Schaafmist ist ungleich wirksamer als der vom Rindvieh, vornemlich bey unsern kalten und derben Feldern, man brauchet auch in der Quantität weniger aufzufahren, und doch wird man den Unterschied in einem geilern und stärkern Wuchs augenscheinlich gewahr werden. Wegen seiner vorzüglichen Dungkraft sollten wir daher alle mögliche Sorgfalt tragen, ihn in seiner Güte zu erhalten, und vor dem Verderben zu bewahren. Noch nöthiger wird die Befeuchtung mit Wasser, wenn Streu

 von

von Nadelholz oder anderes Geräusch eingestreuet wird. Das Holzwerk ist wegen seiner Harztheile hitziger als Stroh, es hält den Mist loker, und lässet daher alle Feuchtigkeit leichter und geschwinder in die Tiefe hinabsinken. Um sich die Arbeit des Wassertragens zu erleichtern, mache ich den Vorschlag, die Dachtraufe, in einer unten ans Dach angebrachten Rinne aufzufangen, und durch Schläuche, die durch die Wände gehen, das Regenwasser in den Stall zu leiten, die man nach Gefallen mittelst eines Zäpfens öfnen und verstopfen könnte. Auch muß ich des Pfürgschlages gedenken welcher zu einer Frucht gute Dienste leistet, weiterhin aber wenig Effect mehr zeigt. Hier ist es gewöhnlich ihn auf die entlegenen schlechten Felder zu schlagen; ich halte es für fehlerhaft, weil seine leichten flüchtigen und salzigten Theile aus der zu lokern Erde bald verfliegen. Ein tiefer und gründiger Acker würde diese besser beysammen halten, und sich zueignen, auch längere Wirkung davon spüren. Wegen seiner Flüchtigkeit, und weil Sonne, Regen und Luft ihn bald seiner Kräfte entbinden, und wegführen können, ist es rathsam den Pfürg-Schlag schmal anzulegen, damit er bald ans Ende des Feldes kommt, und untergeackert werden kann. Wenn man im Herbst die Winterfrucht Halmen nur leicht pfürget, und Gersten hinsäet, vornemlich auf kühlen Feldern, so habe ihn jederzeit sehr wirksam gefunden.

§. 41.

In Betracht des Düngergebrauchs der Quantität nach müssen wir auf zweyerley Rücksicht nehmen, wie er jeder Gattung Boden am dienlichsten und zuträchlichsten ist, und von welcher Art und Güte solcher beschaffen. In Ansehung des Bodens müssen kalte, nasse und schwehre Felder vielen Dünger haben, damit sie erwärmet, in Gährung gebracht, und dadurch mürbe und tragbar gemacht werden. Ohne hinlänglichen Dünger bringen diese Felder geringen Nutzen, und lieber bebaue man von dieser Gattung weniger als zu viel, wenn man sie nicht reichlich bedungen kann. Süsse, warme und trockene Felder begnügen sich mit wenigern Dünger, und wollte man ihnen zu viel geben, so würde man mehr Schaden als Gewinn davon haben. Die Gährung würde übertrieben, bey nasser Witterung das Getraidt zu geil werden, sich umlegen, und mehr ins Stroh als in die Körner wachsen; bey trockener Witterung dagegen würde es verbrennen, und schwach von Halm und Aehren werden. Wollen wir uns im Ganzen eine Berechnung machen, wie viel Dünger wir auf unsere Felder nöthig haben, wenn wir gehörig düngen, und unsere Arbeit und andere Kosten belohnt wissen wollen, so kann man im Durchschnitt auf jedes Achtel Aussaat vom Winter-Getraidt zwey vierspännige zum wenigsten dreyspännige Fuder rechnen. Das Höfer

Achtel, welches ich hier angenommen habe, machet ohngefähr $\frac{1}{2}$ Berliner Scheffel oder $\frac{1}{4}$ Scheffel Dresdner Maaß aus. Hiernach kann sich der Landmann seinen Ueberschlag machen, muß dabey aber ja nicht ausser Acht lassen, nach vorhergehender Anweisung in Rücksicht der kalten und schweeren und der trockenen, hitzigen Felder jenem mehr und diesem weniger Mist zu geben. In Ansehung der Güte des Mistes ist solcher nicht nach seiner Schwere, sondern nach seinem innern Gehalt zu beurtheilen, da der beste Dünger öfters in nassen Miststätten liegt, oder durch Regen ausgewaschen wird. In Ansehung der Fuder ist noch zu bemerken, daß man oft wegen schlechter Wege wenig fortbringen kann, und daher kleinere Fuder zu laden genöthigt ist. Dieses muß der Landmann in Betrachtung ziehen, und daher nicht blos nach der Fuder-Anzahl rechnen, wenn angebene Umstände eintreten.

Schaaf-Mast- und solchen Dünger, in welchem viel Excremente nnd wenig eingestreutes Stroh und dergleichen sich befinden, kann man in schwächern Haufen auffahren als den ordinairen Mist, er beweiset doch seine Kraft vorzüglicher und wirksamer. Ueberhaupt muß jeder Haußwirth mit seinem Düngerhaufen und dessen fester oder lockerer Lage sich bekannt machen, und darnach eintheilen. Und hier sind noch eine Menge Rücksichten zu nehmen, wovon ich nur einige anführen will.

In

In Jahren, wo viel Schnee fällt, und sich mit dem Mist vermenget, ist der Haufen größer als in gelindern Wintern. Der Schnee schmeltzet langsam, zumal wenn Eis sich mit einfindet, welches in den Dungstätten unvermeidlich ist, dieses hält den Mist empor, und er setzet sich nicht fest zusammen. ein gleiches geschiehet, wenn viel Streu und Gesträuch eingestreuet wird. Diese betrügliche Lage kann einen unerfahrnen Landmann in die Verlegenheit bringen, daß er am Ende bey der jählingen Abnahme des Haufens die letzten Felder nur schlecht düngen, und den Früchten die nöthige Nahrung nicht verschaffen kann. Die grössere und geringere Menge des Düngers hängt auch von dem Jahrgang ab, ob viel Stroh erbauet worden oder nicht, und nachdem man gestreuet hat. Alles dieses sind Hauptgegenstände für einen Landwirth, die er genau zu erforschen hat, um das rechte Verhältniß in der Vertheilung seines Düngers beobachten zu können.

Ueberdies muß er nicht vergessen, daß der obere Mist vom Hausen nicht die Güte hat, als der tiefer liegende, und muß daher erstern dicker aufbringen. Desgleichen hat der Sommer-Dünger mehr wirkende Kraft als der Wintermist, weil das Vieh in jener Jahreszeit bey mehr nährenden und saftigen Kräutern als beym trockenen Winter-Futter häufiger ausmistet und harnet, worauf bey der Vertheilung ebenfalls Rücksicht zu nehmen ist.

§. 42.

Die gewöhnliche Zeit, unsere zur Wintersaat vorzubereitende Aecker mit Dünger zu befahren, ist im Braachmonath, nach meinem Einsichten aber ist dieses zu frühzeitig. Der Mist beweiset seine Kraft zu bald, treibet stark ins Graß, und hinterläßt der Wintersaat nur geschwächte Kräfte. Die beste Zeit wäre freylich der Monath Julius, nur aber ist dieses bey großen Wirthschaften und weitentlegenen Feldern ein frommer Wunsch, der nicht auszuführen ist. In diesem Monath haben wir mit der Heuerndte vollauf zu thun, und ist es deswegen unmöglich, zwey so viel Zeit und Fuhren erfordernde Arbeiten zugleich zu verrichten. Dennoch aber sollten wir mit dem Dungfahren nicht zu sehr eilen, es fällt ja in der Heuerndte öfters Regenwetter ein, oder wir werden bey günstiger Witterung frühzeitig mit derselben fertig, dann könnten wir einen Theil unserer Felder erst bedungen. Vornehmlich sollten wir für die warmen Felder das Düngen bis dahin aufschieben, weil diese eher als kalte Felder in Gährung gerathen, und den Mist, nach der Landessprache, angreifen. Bauern, die kleine Wirthschaften haben, könnten das Dungfahren ganz füglich erst um diese Zeit verrichten.

§. 43.

Der aufs Feld gebrachte Mist wird in kleine Haufen vom Wagen ab vertheilet, und

diese dürfen nicht zu weit auseinander gesetzet werden. Das rechte Maaß ist, eine Entfernung von 8. 9. höchstens 10. Schritten, und wenn der Fuhrmann die Länge seines Wagens und Gespanns kennet, so kann er dieses leicht treffen. Kommen die Haufen weitläuftiger zu stehen, so bleibet der kurze und beste Mist gemeiniglich ohnweit des Haufens liegen, und blos der längere und schlechtere wird auf der Gabel weiterhin verbreitet. Daß dadurch das Feld ungleich gedünget wird, und wenn sonach die mittlern Beete den fetten und besten Dünger erhalten, diese die stärksten Halmen und Aehren treiben, und denn die Frucht ungleich stehet, zeiget der Augenschein zur Gnüge. Besonders tritt dieser Fall beym Schaafmist und bey dem zuletzt auf der Miststätte zusammen gescharten kurzen Mist häufig ein. Diesen Fehler muß der Landmann sorgfältig vermeiden, damit berührte Stellen sich nicht legen, und flache Körner bringen.

Die gewöhnliche Art, die Misthaufen zu setzen, behalte man bey, es werden nämlich 5 Beete angenommen, und in die Mitte der 3ten Furche die Haufen gebracht, wo alsdenn die 2 Furchen diesseits und die 2 Furchen jenseits des Haufens sehr bequem mit Dünger versehen werden können. Wollte man mehr Beete annehmen, wie es zuweilen von schlechten Wirthen geschiehet, und der Mist müste auf der Gabel weiter getragen werden, so würde der kurze aus

der Gabel durchfallen und sich verliehren und die äussern Beete nur den langen und weniger nahrhaftern Dünger erhalten, und die eben erwähnten Unbequemlichkeiten eintreten.

§. 44.

Das Unterackern des Düngers muß nicht bey nasser, sondern bey trockener Zeit geschehen, wenigstens wenn das Feld oben abgetrocknet, und nicht mehr klebrig ist. Er darf auch nicht tief untergebracht, sondern nur flach mit Erde bedecket werden. Das Naßackern machet Klöse, die mit aller Mühe, zumal in einem thonigten und lehmigten Feld doch nicht gänzlich zermalmet werden können, und der Einsaat besonders dem Waitzen nachtheilig sind. Es bindet das Feld fester, so, daß der Dünger in seiner Gährung unvollkommen bleibet, das Zweybraachen erschwehret es sehr, weil dieses tief verrichtet werden, und das Schaar unter der Furche, worinnen der Mist lieget, gehen muß, um die gedüngte Erde mit der tiefer liegenden aus dem ganzen Beet zu vermengen. Weiter! Geschiehet das Mistunterackern zur angegebenen unrechten Zeit, so trift es sich, daß man ihn beym Zweybraachen unverweßt wieder in die Höhe bringet, wo er denn von Luft und Sonne ausgesprödet und vertrocknet wird. Sobald aber das Feld zum Unterbringen des Düngers geschickt genug ist, so säume man auch nicht, ihn unterzuackern. Beym Schaafmist ist diese Eil-

fer-

fertigkeit besonders nothwendig. Denn fällt Regen ein, so werden seine flüchtigen und salzigten Theile gleich aufgelößt, und Sonne und Luft ziehen sie gar aus, und doch wird dieser Fehler von Pachtern und unachtsamen Landwirthen häufig begangen. Um ihr Zugvieh und das Geräthe zu schonen, lassen sie nicht allein den Dünger auf kleinen Haufen lange liegen, und warten Regen ab, sondern fahren auch bey trockener Witterung, wo der Weg gut ist, ohnaufhörlich fort, den ganzen Dungvorrath auf die Felder zu bringen.

Daß dieses Verfahren der Absicht des Düngens ganz entgegen, und den Früchten nachtheilich sey, wird jeder leichtlich aus den angeführten bemerken. Nur in den beyden Fällen mögte ein längeres Liegen der Misthaufen dienlich seyn, wenn der Dünger in der Stätte naß gelegen, um ihn etwas abtrocknen zu lassen; oder wenn man genöthiget ist, neuen erst aus dem Ställen gebrachten und sogenannten leichten Mist auszufahren, um ihn etwas in Gährung vor den Unterackern zu bringen.

VII. Abschnitt.

Von Vertilgung des Unkrautes.

§. 45.

Das Unkraut ist unter die verderblichsten und gehässigsten Dinge beym Ackerbau zu zählen. Einige Gattungen desselben begnügen sich nicht blos, nur in der Oberfläche ihre Nahrung zu suchen, und die gebaute Erde zu entkräften, sondern sie treiben auch ihre Wurzeln in die untern Theile der unaufgebauten Erde, und saugen diese auch völlig aus. Ich will nur unter den vielen tiefgehenden die Brombeerstauden anführen; wie schädlich sind diese nicht? Sie nehmem große Plätze ein, und verdrängen die Frucht um sich her; wächset auch einiges Getraide um und neben ihnen, so bleibet es in den stachlichten Ranken hängen, und kommt nach vieler Mühe abgebrochen in die Garben; sie erschweren die Hand und Pflugarbeit, und jedes abgerissene Stück wurzelt gleich wieder ein, wenn es vom Pflug weiter gebracht wird. Will man ihnen Abbruch thun, denn ganz sie zu vertilgen ist kaum möglich, so muß man mit einer Keil- oder

Kar-

Karrenhaue die Wurzeln bis auf den Grund ausgraben, und alle, auch die kleinsten Stücke, ablesen und verbrennen. Ich könnte die Unarten und Schädlichkeit von mehrern Unkräutern weitläuftig anführen, wenn sie nicht jedem Landwirth ohnehin bekannt wären, und ich dieses Werk unnöthig erweitern wollte. Wer hierinnen sorglos und nachlässig ist, wird mehr Nachtheil davon zu erfahren haben, als er sich vielleicht einbildet. Bekämpft man diese Feinde nicht mit aller Macht, so nehmen sie überhand. Sie saugen dem Acker die besten Säfte aus, rauben dem Getraide den Platz, verfilzen den Acker, daß er schwer zu bearbeiten ist, vermischen ihre Saamen mit dem Getraide, daß es weniger Mehl giebt und im Verkauf den Preiß erniedriget, und einige sind auch der menschlichen Gesundheit nachtheilig.

Die Mittel das Unkraut von unsern Äckern zu verdrängen, sind folgende. Man säe möglichst reinen Saamen aus, welches man durch ein sorgfältiges Putzen in den Handsieben, oder durch Kauf und Umtausch erlangen kann. Ferner bestelle man die Ackerarbeit bey trockener Witterung, und zwar tief, um die Wurzeln des Unkrauts zu beschädigen, und auf die Oberfläche zu bringen. Man überfahre dann die Beete mit einer scharfen, beschwerten und tief eindringenden Egge, wodurch die vom Pflug gehobenen und abgerissenen Wurzeln mehr aus der Erde hervorgebracht, diese von selbigen abgerieben, und sie von der Sonne und Luft vertrocknen können. Ist die Menge zu groß, so müs-

müssen die Wurzeln mit Handrechen von den Beeten auf Haufen zusammengebracht, und ausserhalb des Feldes verbrannt werden. Man verrichte das Pflügen nicht zu geschwind hintereinander, und lasse zwischen jeder Pflügearbeit einige Zeit verchen. Es werden dadurch die oben aufgebrachten Unkräuter verdorren, die in dem Acker zurückgebliebenen, wenn sie sich auch wieder erholen, wieder beunruhiget, und wo nicht gänzlich doch größtentheils verderben. Und sollte sich doch noch frischer Anflug von Unkräutern zeigen, so ziehe man sie noch jung mit der Hand aus, wenn die Witterung weder zu naß noch zu trocken ist; diese ausgezogenen Gräser und Kräuter können sehr gut zum grünen Verfüttern verbraucht werden. Hiebey ist aber Aufsicht zu halten, daß die Getraidpflanzen nicht vertreten und ausgezogen werden. Man wechsle auch mit Winter und Sommerfrüchten ab, als zum Exempel: wenn auf einem Acker viel Trespe gestanden hat, so bringe man in folgendem Jahr eine Sommerfrucht dahin, wo solcher nicht wächset, eine Winterfrucht aber, wenn sich in der Sommerfrucht viel Dobel befunden, wo solche ebenfalls nicht erscheinet. Noch besser aber werden die Unkräuter vertilget, wenn Erdäpfel und Kraut auf die Felder zu stehen kommen, wie ich in den Abschnitten von diesen Gewächsen mit mehrern darthun will. Das beste Verwahrungsmittel ist, daß man gut dünge. Einige Unkräuter lieben einen kalten Boden, und gedeihen nicht, wenn derselbe durch ein starkes Düngen

Wärme erlanget hat. Andere lieben Sonnenschein und wuchern stark unter schlechtem Getraide, weil sie Platz dazu haben. Hat man aber gut angebrachte Felder, und stehet auf denselben schönes und dickes Getraidte; so werden die Unkräuter wegen Mangel an Platz und Sonnenschein ausgehen. Man hüte sich auch, daß die Unkräuter mit ihren Saamen nicht in den Mist gebracht, und die Felder dadurch besaamet werden, weil manche unter dem Dünger lange unversehrt liegen bleiben können. Ein wohl verfaulter und den zweyten Grad der Gährung überstandener Mist wird dafür bewahren. Das Austrocknen nasser Felder durch Einzuchten, verhindert ihre Vermehrung ebenfalls sehr, denn viele Unkräuter gedeihen nur im nassen, vergehen hingegen auf trocknem Boden.

VIII. Abschnitt.

Vom Saamen und dessen Reinhaltung.

§. 46.

Der vorige Abschnitt hat die Regeln angegeben, die Unkräuter von den Feldern zu vertilgen, und wenn solche in Ausübung gebracht werden, so ist die

die richtige Folge, daß wir reines Getraid und reinen Saamen erhalten. Dieser reine Saame ist indessen noch nicht hinlänglich um schöne and viele Früchte hervorzubringen, er muß auch noch die Eigenschaften besitzen, daß er völlig reif, vollkörnigt und schwer ist. Uns trifft häufig das Unglück, daß Mehl- und Honigthaue fallen, wovon die Körner verschrumpfen, und nicht völlig auswachsen. Von diesen nehme man ja keinen Saamen, weil sie keinen gesunden und ausgewachsenen Fruchtkeim enthalten, und gemeiniglich wieder ausgehen und umfallen, wenn sie auch anfänglich im Aufgehen sich aufsproſſend zeigen. Nicht minder ist der Saame untüchtig, wenn die Frucht zu frühzeitig abgebracht wird, wodurch die Körner ebenfalls zusammenschrumpfen, flach werden und einen dünnen Fruchtstand durch das Nichtaufgehen bewirken. Ein gutes Saamenkorn muß unbeschädiget, ganz ausgewachsen, völlig reif, stark und schwehr seyn. Im Fruchtkeim stecket die Frucht im kleinen, ist daher der Grundstof nicht gut und ganz ausgebildet, wie soll alsdenn die Pflanze vollkommen werden? Man sehe auch darauf, daß das Saamengetreidt stark und dick von Körnern also auch mehlreich sey, weil der Keim seine erste Nahrung von den Mehltheilen erhält. Wird dieser von der Mutter her gleich anfänglich gut genähret, so kann er über sich kraftvoller hervorsprossen und unter sich tiefere und breitere Wurzeln schlagen. Hieraus ist es erklärbar, warum mancher Saame öfters schön und dick aufgehet, aber nach einiger Zeit wieder

mu-

umfällt und vergehet. Die Ursache lieget in der schlechten Auswahl des Saamenkorns, welches zu flach, und daher unvollkommen war, dem aufgehendem Keime gleichsam die Muttermilch zu geben. Aus der Erde ziehet die Pflanze dann erst Nahrung an sich, wenn der Keim schon Wurzeln geschlagen hat; ehe aber solches erfolget ist, muß er solche aus den Korn hernehmen. Viele unwissende Landwirthe begehen den Fehler, und nehmen kleinkörnigtes Getraidt zum Saamen, und rühmen es als gutsätig an. Sie glauben dadurch viele Körner auf einem Fleck zu bringen, und ein dickes Aufgehen zu befördern, einige wählen auch dergleichen aus Geiz, um Saamen zu ersparen. Mögte doch diese meine Angabe Eingang bey ihnen finden, und sie überzeugen, daß, wie bey allen, sowohl lebendigen als leblosen Geschöpfen das Gedeihen und gute Wachsthum von der ersten Entstehung und einem zur Vollkommenheit gelangten Grundstof ohne allen Zweifel herkommt, also auch der körnigste und beste Saamen den Feldern zu geben sey. Diesen nun habhaft zu werden, müssen wir die schönsten, reifsten und gut eingebrachten Früchte in der Scheune besonders legen, und sie zum Saamen bestimmen. Bey der Winterfrucht bediene man sich nun des sogenannten Vorschlagens, welches am füglichsten geschiehet, wenn man jede Feldgarbe auf zwey auch drey Theile zerbindet, und so gebunden überdrischet. Man erhält nicht nur dadurch die besten und vollkommensten Körner, weil solchergestallt die langen Halmen und ausgewachsensten Aehren hervorragen, in welchen

sol-

solches brauchbares Getraidt stecket, die kurzen und kleinen Aehren und Halme aber, in welchen gemeiniglich schwache und flache Körner befindlich sind, im Band zurückbleiben, und nicht mit überdroschen werden, sondern weil man auch die Körner vor Beschädigung und Quetschung mehr bewahret, als wenn das Getraidt rein ausgedroschen wird. Bedienet man sich der gewöhnlichen Methode des Ausdreschens, wo fünf mal auf dem Getraidt hinweggedroschen wird, als, einmal in ganzen Garben, denn aufgebunden und angeleget einmal hin und einmal zurück, auf der obern, dann auf der umgekehrten Seite, so werden durch die öftern Schläge des Dreschflegels viele Körner am Keim beschädiget. Denn gleich nach der Erndte, wo zum Saamen gedroschen wird, sind die Körner noch nicht ganz hart, und werden daher leicht gequetschet. Die geringste Verletzung aber machet das Korn untüchtig, einen Fruchtkeim zu treiben. Bey den Sommerfrüchten ist diese Vorsicht nicht unumgänglich nöthig, weil solche später und erst im Winter ausgedroschen werden. Alsdenn hat dieses Getraidt verdunstet, und die Körner sind hart geworden, wodurch sie die Gewalt des Schlages besser aushalten. Wenn nun das Getraidte verwurfet auf der Tenne lieget, so muß der Saame aus der Mitte genommen werden. Das Hintere, wo alle beschädigte, flache und geringe Körner zurück bleiben, muß weggenommen und das vordere, wo die schwersten und dicksten Körner sich befinden, ebenfalls abgesondert werden. Durch dieses Verfahren erhält man gleiches Getraidte an

Schwere

Schwere und Güte, wodurch jede Sorte zu ihrer Bestimmung am brauchbarsten wird. Das Aussieben muß besonders bey den Saamen nicht unterlassen werden, hierdurch wird bewirkt, daß man das oben zusammengesiebte Gedüsel an Siede, zermalmten Stroh und kleinen Schötlein abnehmen, den Saamen von Unkraut reinigen, und die noch geringen Körner und andere Gesäme durch das Sieb durchfallen lassen kann.

§. 47.

Der Umsatz des Saamens ist ebenfalls von größtem Nutzen, und die Erfahrung lehret, daß fremder Saame mehr an Menge und Güte, sowohl in Körnern als Stroh, gewähret, als einige Zeit selbst gezogener. Bey der Wahl desselben ist aber Vorsicht nöthig, daß man ihn nicht von Oertern hernimmt, wo Brand oder anderes Unkraut anzutreffen ist, oder ihn von magern Feldern nimmt, die zu wenig Kräfte haben, und die Körner daher klein, flach und leicht werden.

§. 48.

Das sicherste Mittel, das Saamen-Getraidt vor Verderben zu bewahren, bestehet darinnen, dasselbe auf dem Boden dünn zu schütten, damit es ganz trocken werden kann, es dann fleißig umzuwenden, und vor dem Einwehen des Schnees zu bewahren. Man wähle hierzu solche Böden, wo unterwärts keine Stallungen sind, welche die Ausdünstung und den Dampf von Vieh und Mist oberwärts

verbreiten. Gemauerte Schüttboden lassen nicht genug abtrocknende Luft durchstreichen, und schon unter Ziegeldächern ziehet das Getraidte Feuchtigkeit an. Schiefer- Schindel und Strohdächer sind hierzu die besten Bedachungen, und ein Getraidboden, welcher unterhalb hohl ist, verdient mit Recht den Nahmen eines gesunden Bodens. Das vorjährige sogenannte alte Saamkorn wird vor dem Verderben am sichersten bewahret, wenn es mit seiner Siede ungewurfelt aufgeschüttet, öfters umgewendet, und kurz vor der Einsaat erst rein geputzet wird. Ein also aufbewahrtes Saamengetraidte vertrocknet nicht zu sehr, und seine geistigen Theile verlieren sich nicht so leicht, weil solches wegen der Siede nicht zu schwehr auf einander lieget, und die Oehl und Salztheile sich dieserwegen nicht erhitzen und flüchtig werden können. Die Siede ziehet überdies die in den Körnern noch steckende schädliche Feuchtigkeiten sich, verschaffet der Luft einen freyern Durchzug, und überhaupt befindet sich das Korn in ihr mehr in seinem Element, da sie viele Erden und andere Theile bey sich führet. Noch hat diese Aufbewahrungsart den Vortheil, daß man vor den weisen Wurmfraß gesichert ist. Dieses sehr gemeine Uebel hält die meisten Landwirthe ab, altes Korn aufzuschütten, und zum Saamen zu verwenden, welches doch, wie unter dem Abschnitt vom Korn gezeiget werden wird, vortreflich zur Aussaat zu gebrauchen ist.

§. 49.

Das Einweichen des Saamens hat seinen Nutzen, es befördert ein gleicheres und geschwinderes Aufgehen. Vögel und Mäuse lassen solchen unberührt, besonders wenn er mit Mistjauche, Urin, Seifenwasser der ausgewaschenen Wäsche, oder mit Kalch, Salpeter, Ruß in weichem oder Regenwasser aufgelöset eingeweichet ist. Dieses Mittel ist aber nur mit Vorsicht zu gebrauchen, damit der Keim keinen Schaden leide, wenn das Getraidte zu lange weichet, oder mit zu scharfer Lauge gebeizet wird. Da der Saame wieder abtrocknen, größtentheils abwelken, und alsdenn gleich ausgestreuet werden muß: so ist dieses Verfahren bey unbeständigem Wetter nicht anzurathen, und wie häufig trit in unsern Gegenden, besonders im Herbst, dieser Fall nicht ein.

§. 50.

Wie stark und auf welche Weise der Saame dem Acker mitzutheilen ist, werde bey jeder Getraidtsorte besonders angeben. Nur folgende allgemeine Regeln sollen einstweilen vorausgehen: Das Wintergetraidte muß man nicht zu dick, das Sommergetraidte aber reichlicher ausstreuen, bey leichten und lockern Feldern muß man sich mehr des seichten Unterackerns bedienen, und auf magere und nasse Felder dicker als auf fette säen. Auf magere Felder ist dieserwegen dicker zu säen, weil in selbigen nicht jedes Saamkorn Kraft genug findet, sich

zu bestanden oder nach der Landessprache zu stocken, und daher nur in einzelnen Halmen hervortreibet. Hierdurch entstehen leere Stellen, und durch das dünne Säen würden ihrer noch mehr werden, und das Unkraut den Platz einnehmen, wo hingegen bey einer dickern Aussaat solche mit Frucht besetzet werden. Von gleicher Nothwendigkeit ist das Dicksäen bey kalten und nassen Feldern, weil in solchen ebenfalls die Saat wenig stocket, und noch dazu viele Körner versauren und verwesen. Fette Aecker aber müssen dünne besäet werden, damit sich jedes Korn ausbreiten kann und Zellich zu schlagen Platz findet. Die Natur dieser Aecker hat eine Neigung von sich selbst zu dieser Bestockung, und will man das Lagergetraidte verhüten, so muß man dieses Dünnsäen beobachten. Alsdenn werden starke harte Halmen, die sich wegen ihrer tiefen und ausgebreiteten Wurzeln weniger legen, als wenn bey einer dicken Saat zu viel Halmen zum Vorschein kommen, die wegen Mangel an Platz zum Wurzelschlagen schwach und weich empor wachsen, und bey Regen und Wind keinen so standhaften Widerstand leisten können, sondern sich leichtlich lagern. Jedem nur ein wenig nachdenkenden Landmann wird die Wahrheit dieser Angabe einleuchten, und doch muß ich sagen, daß viele das Gegentheil beobachten

§. 51.

Wenn gesäet werden muß, hänget sehr von Zeit, Boden und Umständen ab, und wärme

oder

oder kalte Witterung, frühe und späte Frühjahre geben die Bestimmung der Saat-Zeit an. Bey jeder Getraid-Sorte werde ich in der Folge dieser Schrifft nähere Auskunft geben. Nur dies will ich hier den gemeinen Landwirth anrathen, kein Tagewähler zu seyn, und den vielen noch heiligen Aberglauben abzulegen, daß an gewissen Tagen diese oder jene Frucht besser als sonst zu säen seye. Auf die Zeichen im Kalender sind auch noch manche unter ihnen aufmerksam, und fangen keine Arbeit unter solchen an. Freylich kommt bey der Landwirthschaft auf einen Tag oft viel an, daß die Frucht besser gedeihet oder nicht, und am deutlichsten bemerken wir dieses bey der Gerste, aber das sind gerade nicht die im Kalender bezeichneten Tage. Sind wir nun abergläubisch, und binden uns an diese zu sehr, so verfehlen wir vielleicht den günstigen Zeitpunkt. Genug hievon! ich will nur noch im Allgemeinen von der Zeit der Einsaat die Meynung aller Oeconomen angeben, daß das Winter-Getraid bey einer frühen, das Sommer-Getraidt aber bey einer spätern Saat am besten gedeihe. Da keine Regel ohne Ausnahme ist, so wird es hier auch statt finden, und wollten wir zum Exempel auf einen leichten und warmen Feld früh Wintergetraid säen, so würde der Saamen roth werden, und dadurch das Zeichen eines Ueberwachsens von sich geben, woraus kleine Aehren und ein schwacher Halm entstehet.

IX. Abschnitt.

Von der Eintheilung der Felder in ihre Arten oder sogenannte Zellichen.

§. 52.

Wir haben hier verschiedene Eintheilungen der Zellichen, die nach jedes Orts Beschaffenheit, Gewohnheit auch wohl Huthungs-Gerechtsamkeit eingerichtet zu seyn scheinen. Man zählet dreyerley dergleichen Gattungen, als 5 Zelliche 4 Zelliche und 3 Zelliche Abtheilungen. In den 5 Zellichen werden Winterfrucht, zweymal Sommerfrüchte, Sömmerung und Braache mit der Sömmerung eingeschlossen, vorgefunden. Die erstere Abtheilung in 5 Arten wird dieserwegen angepriesen, weil aus Mangel an Dünger und wegen Menge der Felder die Nothwendigkeit erfordert, die Zellichen kleiner zu machen. Tritt der letzte Fall ein, und haben wir einen kalten unfruchtbaren Boden, der ohne Unterstützung keine Frucht oder Sömmerung zur dritten Frucht trägt; so ist diese Abtheilung nicht

nicht ganz unrecht. Nur ist dabey nicht abzusehen, wie man Dünger erspart, weil im dritten Jahre zur dritten Zellich Mist aufgefahren werden muß. Die zweyte Abtheilung in 4 Arten soll zur Absicht haben, daß man bey einem Uebermaß an Feldern eher mit Dünger reiche, da nur der 4te Theil des Ganzen zu bedüngen ist, daß man $\frac{3}{4}$ mit Früchten benutze, und nur $\frac{1}{4}$tel Braach liegen lasse, daß man mehr Futterstroh baue, und weniger Ackerarbeit zu verrichten habe. Da ich diese Abtheilung für mehr fehlerhaft halte als erstere, so muß ich sie auch genauer durchgehen, und ihre vermeintlichen Vortheile untersuchen. Hat man zu viel Felder, daß man die Arbeit nicht bestreiten und mit dem Dünger gehörig auslangen kann; so ist es unwirthschaftlich und ganz unnöthig gehandelt, diese Nothwendigkeit durch die Abkürzung in 4 Zelliche ersetzen zu wollen. Es ist bekannt, und von mir schon öfters angeführet, daß unser Land nicht freywillig aus eigenen Naturkräften sondern nur durch Kunst und Arbeit zum Fruchttragen geschickt ist. Wenn nun bey dieser Verfahrungsart das Feld erst ums 4te Jahr gedünget, und daher weniger bearbeitet wird; so wird diese Nothwendigkeit verabsäumet, und ein höherer Ertrag niemals möglich werden. Besser und nützlicher würde es seyn, bey einem Uebermaaß an Feldern die entlegenen zu einem andern Gebrauch, als zum Exempel zum Holzanflug oder dergleichen, zu verwenden,

 oder

oder andern zu überlassen. Daß man angiebt, bey vier Zellichen werden $\frac{3}{4}$ des Ganzen benutzet, und nur $\frac{1}{4}$ lieget Braach, ist zwar nach der Menge gerechnet nicht abzuläugnen. Wie ist aber der Fruchtertrag in der Ergiebigkeit beschaffen? Die Mehrheit der Früchte bestehet im Haber, dieser ist an und für sich selbst schon von geringern Werth als harte Früchte, und ersetzet den Schaden nicht hinlänglich genug, welchen er als dritte Frucht verursachet. Seine Bearbeitung geschiehet nur oberflächlich, es wird zu seiner Einsaat nur seicht geackert, es können Unkraut und Wurzeln ohne Beeinträchtigung und Verstörung in solchem wohl fortkommen und sich einnisteln, da das Feld von der Zeit der Saat an bis wieder zum Braachackern beynahe 1 $\frac{1}{2}$ zum wenigsten 1 $\frac{1}{4}$ Jahr unberührt liegen bleibet. Kein Einfluß der wohlthätigen Lufttheile kann einem Haberfeld zu Theil werden, da es noch während solcher Zeit verraset, und sich fest zusammensetzet, welches man beym Umackern eines Gersten-Feldes gegen ein Haber-Feld sehr deutlich spüren kann. Wenn ich nun durch ein öfteres und gründlichers Ackern die Fruchtbarkeit des Ackers vermehren, dem Aussaugen der Unkräuter Einhalt thun, und mit mehrerer Gewißheit auf die äussern Natur- und innern Kräfte eines Feldes und daher in der Folge auf einen jährlich vermehrten Fruchtertrag mit Recht Anspruch machen kann; so ist leicht zu übersehen, daß die Einrichtung in 4 Zellichen

chen der Aufnahme der Landescultur entgegen ist. Ferner, in Betracht der Angabe eines vermehrten Futterstroh-Erbaues ist zwar solche auf den Papier betrachtet richtig. Nehme ich aber in Ueberlegung, daß 4 Zelliche aus Noth wegen der übermäsigen Menge gemachet sind, daß ich folglich viele leichte und schlechte Felder haben muß, die keine Gerste tragen, und zweymal hinter einander mit Haber besäet werden müssen, so zeiget der Augenschein zur Gnüge, daß der 2te Haber sehr ärmlich an Stroh und Körnern ist, und daß solcher gemeiniglich nur die Hälfte der Ausbeute des vorigen Jahres gewähret. Hieraus wird man die vermehrte Angabe nicht erkennen können, und ich werde darthun, daß bey der Einrichtung in 3 Zelliche ein reichlicher Ersatz an Stroh und Körnern mit mehrerer Zuversicht zu erwarten ist, und zwar aus folgenden Gründen.

§. 53.

Ich rede hier ganz aus eigener Erfahrung, da ich auf meinem Guth vorher selbst 4 Zellichen gehabt, bey der Veränderung in 3 Zellichen aber die Verbesserung sehr deutlich verspürt habe. Das Land wird ums 3te Jahr gedünget, und wenn gleich der Mist in einer etwas geringern Portion aufgefahren wird als bey 4 Zellichen, weil bey einer $\frac{1}{3}$ bey lezterer aber nur $\frac{1}{4}$ des ganzen Feldflurs zu bedungen ist, so wird dieses nicht allein dadurch, ersezet, daß das Düngen um ein Jahr eher erfolget, sondern auch dadurch, daß das Land alsdenn jährlich

einigemal geackert wird, welches bey 4 Zellichen zur lezten Frucht weniger geschiehet. Je öfter aber ein Feld gepflüget, und zur Einsaugung der atmosphärischen Einflüsse empfänglich gemacht wird, desto gewisser können wir versichert seyn, daß es in der Fruchtbarkeit zunehme, und auch bey wenigern Dünger sich kraftvoll zeige. Schon unsere Alten sagten, daß ein tüchtiges Ackern so viel Dienste thue, als wenn wir dem Feld halben Mist geben. Dieses öftere Ackern ist auch das sicherste Mittel, die Natur unserer Felder zu verbessern, und ihnen die Neigung zum Graß und Unkraut tragen wie auch zum Verwurzeln zu benehmen. Daß diese Dinge dem Feld die Kräfte rauben, und dem Getraidtbau sowohl in der Güte als Menge verringern, ist in vorhergehenden Abschnitten zur Gnüge dargethan worden.

§. 54.

Bey drey Zellichen habe ich mehr freye Hand, mit den Sommerfrüchten einen Umtausch im Aufbringen zu machen. Unsere Landschaft hat sehr ungleichen Boden, der bald leicht und trocken, bald schwer und naß ist. Hier kann ich die schlechtern Felder ausheben, und mit Haber die bessern aber mit Gersten besäen. Ich werde durch diese Auswahl mehr von beyden Früchten gewinnen, als wenn ich bey 4 Zellichen genöthiget bin, die ganze 2te Zellich gut und schlecht mit Gersten zu besäen. Will ich bey 4 Zellichen angeführte Auswahl treffen, so behalte ich

ich zu wenig Land zur Gersten, und diese Frucht ist wegen den starken Brauereyen unumgänglich nöthig. Bey 3 Zellichen bin ich aber weniger hierinnen eingeschränket, da $\frac{1}{3}$ der ganzen Flur zur Sommerfrucht gehöret, und kann daher ohne den Gerstenbau zu verringern, diese Auswahl treffen, weil der Umfang grösser ist. Noch ist zu bemerken, wenn ich bey 4 Zellichen ein Misrathen der Gerste vermeiden und nur die bessern Felder damit besäen will, auf welchen sie nur gedeihet, wie weiter unten an seinem Ort zeigen werde, so müssen zweymal Haber auf einander folgen. Die Erfahrung lehret, daß zwey gleiche Früchte selten gerathen, wenn sie hinter einander folgen, und daß die letztere gemeiniglich schlecht ausfällt.

§. 55.

Bey drey Zellichen habe ich einen grössern Umfang in der Braach-Zellich, und da in solcher die Sömmerung angebracht wird, so habe ich mehr Freyheit, die dazu schicklichsten Felder auszuwählen. Wie viel es zum bessern Wachsthum dieser Sömmerungsfrüchte beyträgt, ihnen einen passenden Standort zu geben, davon werden wir täglich belehret, und im Verfolg dieser Schrift will ich umständlicher hievon Auskunft geben. Ferner, weil ich weniger beenget bin, so kann auch solchen Anbau in grösserer Menge betreiben, und doch behalte ich mehr geruhetes und braach gelegenes Feld, als wenn bey 4 Zellichen nur die höchste Nothdurft von Sömmerung in der Braache aus-

gemacht

gemacht wird. Daß aber in einem braach gelegenen Feld die Winterfrucht besser gedeihet, als in einem zuvor mit Sömmernng angebaueten Acker, brauchet keines Beweises, es zeiget solches der Augenschein unwidersprechlich. Wo ich also mehr Braach habe, desto reichlicher kann ich erndten. Desgleichen; bey 3 Zellichen werden mit Einschluß der Sömmerung nur 3 Früchte, bey 4 Zellichen wenn gesömmert wird, 4 Früchte aus den Feld genommen, ehe es wieder gedünget wird, wie viel mehr wird daher der Acker bey dieser, als bey jener Eintheilung ausgesogen und entkräftet. Besonders schlecht stehet allemal die letztere Sommer-Frucht, und bezahlet kaum die Arbeit und den eingebrachten Saamen.

§. 56.

Durch 3 Zellichen gewinne ich eine größere Menge an hartem Getraidte, da $\frac{2}{3}$tel des ganzen mit solchen angebauet werden, wenn man bey 4 Zellichen nur $\frac{2}{4}$tel damit besäen kann. Auf diese Sorten ist vorzüglich Rücksicht zu nehmen, weil zur Erhaltung und Ernährung unserer großen Volksklasse solche unentbehrlich sind. Und wem sollte nicht die allgemeine Nothdurft zu Herzen zu gehen, daß er sich von seinem Mitbruder so weit entfernte, und nicht auch das Seinige zu seinem gewissern und leichtern Unterhalt beytragen wollte. Dieses aber bey Seite gesetzet, will ich nur noch auf den Gewinn aufmerksam machen, den wir durch einen größern Erbau am harten Getraidte erlangen. Da wir bey 3

Ze-

Zellichen mehr hartes und nur etwas rauhes Getraidt, bey 4 Zellichen aber weniger Hartes und mehreres rauhes Getraid erbauen: so ziehe man die Balance, und man wird das Uebergewicht an Einnahme bey der ersten Art finden. Auf unsere jezige kriegerische Zeiten ist keine Rücksicht zu nehmen, wo es allerdings an dem ist, daß der Haber in einem hohen und unproportionirlichen Preiß gegen harte Früchte stehet, diese sind nur temporel, nicht zuverlässig. Werden nach dem Frieden die starken Fuhrpassagen ihren nähern gewöhnlichen Weg wieder nehmen und unsere Gasthöfe dadurch von Fuhrleuten weniger Einkehrungen haben, so wird der Absatz und Preiß vom Haber verhältnißmäßig geringer ausfallen, hingegen die harten Früchte werden und müssen sich in Preiß und Abnahme erhalten, da die Volksmenge mehr zu als abnimmt. Wenn wir an allen thunlichen Orten die 4 Zellichen abschaffen, so werden wir doch noch Haber genug zu unsern Bedürffen bauen, weil nicht allein die schlechten und leichten Felder bey 3 Zellichen damit angesäet werden, sondern auch haben wir waldigte und kalt gelegene Gegenden genug, die keine Gersten sondern nur blos Haber zur Sommerfrucht tragen, und da ist es räthlich, der Natur zu folgen.

§. 57.

Ich muß auch der Einwendung begegnen daß bey 4 Zellichen mehr Stroh zum Füttern gewonnen wird. Wahr ist es, daß mehr Haberstroh er-

erbauet wird, aber dann ist es erst vom bessern Gehalt, als anderes Stroh wenn viel Graß unter solchen anzutreffen ist. Verräth aber dieses nicht eine nachlässige Bestellung, und bekräftiget meine Angabe, daß durch 4 Zellichen die Felder verwurzeln und unrein werden? Haberstroh ohne Graß und ohne an selben hängen bleibende flache Körnigen hat keine besondere Vorzüge, es ist hart, sehr glatt und schwer zu zerbeissen. Für junges Vieh und Kühe ist es wegen ihres schwachen und oft fehlerhaften Gebisses, auch wohl gar sich vorfindenden Zahnlucken, nicht mit dem Nutzen zu gebrauchen als bey den Zugochsen, und wächset es lang und stark, so kann es nicht im Ganzen verfüttert, sondern muß zu Gehäk und Halmen aufgeschnitten werden. Berechnen wir die grössere Anzahl von Rocken- und Gerstenstroh, die bey 3 Zellichen erbauet wird, wo ein Fünftel Mehrung von jeder Sorte herauskömmt, so wird der Abgang an Haberstroh reichlich ersetzet. Das Rockstroh wächset länger und stärker, das kleine und zarte Wirrstroh ist gut zum Verfüttern wie auch dergleichen ganze Schütten. Zum Düngen ist es uns unentbehrlich, und wenn wir den Preiß von diesen gegen jenen betrachten, so stehen sie gegen einander im ungleichen Verhältniß. — Nachdem ich die Eintheilung der Felder in Zelliche abgehandelt habe, so sollen die hier gewöhnlichen Getraidtesorten und deren Anbau folgen, vorher aber will ich von der Braache und deren Zurichtung, als der ersten Arbeit, Auskunft geben.

X. Abschnitt.

Von der Braache.

§. 58.

Die Meynung der neuern Landwirthe, die Braache ganz abzuschaffen, mag in einem gemäßigtern Himmelsstrich als der unsrige ist, und wo keine Huthungsgerechtigkeiten hinderlich sind, anwendbar seyn. Sie sagen, die Natur bedarf keiner Ruhe, und folglich braucht ein Feld nie braach und müssig liegen zu bleiben. Eine ausgemachte Sache ist es zwar, daß die Natur nie ruhe oder stille stehe, aber wie können wir dieses hier von der Braache sagen, da der Acker während solcher Zeit mittelst des aufgebrachten Düngers und des öftern Ackerns durch die Gährung in einer beständigen Arbeit erhalten wird, um durch diese Zubereitung zur Hervorbringung der künftigen Winterfrucht fähiger gemacht zu werden? In dieser Zwischenzeit ist die Natur auch beschäftiget genug, die zur Fruchtbarkeit des Ackers wesentlich wirksam sich zeigenden salzigten und oehligten Theile aus der Luft zu empfangen und einzusaugen. Da aber

aber die Natur in unserer unfruchtbaren und rauhen Gegend in einer kurzen Zeit dieses nicht bewerkstelligen kann, da wir einen langen Winter haben, und durch Kunst, Arbeit und Fleiß das meiste muß erzwungen werden, so müssen wir Braache halten, um Theils die günstigere fruchtbare Witterung abzuwarten, wo die nährenden Theile in einer wärmern Luft erzeuget werden, Theils auch um Zeit zu gewinnen, die Mittheilung der karchen Naturkräfte zu erlangen, und durch Kunst und Arbeit zu unterstützen. Wollten wir die Braache abschaffen, und unser Land ganz zum Fruchttragen benutzen, so würde der gemeiniglich spät eintretende Frühling uns die erste Hinderung machen. Oefters trit der Fall ein, daß wir erst in der Mitte des Aprils auch wohl erst zu Ende desselben die Ackerarbeit anfangen können. Nachtfröste, rauhe und unbeständige Witterung dauren bis in den May und dessen Mitte fort, und halten uns ab, die Arbeiten ununterbrochen fortsetzen zu können. Unsere Ackerarbeit wird auch nicht so schnell betrieben, als in gemäsigten Gegenden, wo mit Pferden gearbeitet wird, wir bedienen uns der Ochsen, die ungleich langsamer gehen. Die steinigten Felder machen ihnen die Füsse wund, und um sie nicht ganz unbrauchbar zu machen, müssen wir mit der Arbeit entweder inne halten, oder ihnen wenigstens einen verzögernden Gang verstatten. Die gebürgigte Lage beschränkt noch den Einfluß der Luft und Sonne, die nassen Stellen trocknen später ab und öfters

kön-

können wir nur spät im Frühling diese Aecker bestellen. Ausser diesem allen haben wir auch weitläuftige und entlegene Strecken, welche wir mit der möglichsten Anstrengung kaum zur gehörigen Zeit bestellen können. Würden wir keine Braache haben, und unser ganzes Land bebauen müssen, so müßten wir uns mit der Arbeit verspäten, die Früchte würden bey der sich zeitig wieder einstellenden rauhen Herbstwitterung ihre Reife nicht erhalten, und daß ein unzeitiges Getraidt mehr Hülsen als Korn hat, ist bekannt genug. Wenn Clima, Boden und Unvermögen uns gebieten, Braache zu halten, so mögen die Oeconomen mit ihren theoretischen Gründen ihre angebliche Verbesserung in Aufhebung der Braache angepreisen, so sehr sie nur wollen, wir als praktische Landwirthe trauen unsern Augen und Einsichten mehr zu, und gründen uns auf Erfahrung zu sehr, als daß wir uns von ihnen sollten überreden lassen, alle Natur-Hindernisse beseitigen zu können. Die weitern Beweise der nicht auszuführenden Aufhebung der Braache will ich nun noch weiter angeben.

a) Wie wollten wir mit dem Dünger aufkommen können, da wir schon anjetzt bey der eingeführten Braache Mangel daran verspüren? Wir haben ganze Landstriche, die wir aus dieser Ursache ohne Dünger besäen müssen, und zu einigen Kräften Ersatz etliche Jahre müssen Braach liegen lassen. Unter dem Abschnitt von Düngen ist ausführlich erwiesen worden, daß die atmosphärischen Einflüsse nur durch dieses

Hülfsmittel selbst in gemäsigtern Boden sich wirksamer zeigen, wie vielmehr ist dies nun in unsern unfruchtbaren kalten Strecken nöthig. Würden wir nun alles Land bebauen wollen; so müßten wir den Dünger in weit geringern Portionen vertheilen, und folglich unsere Arbeit, Kosten und Saamen immer mit schlechten Erndten an Stroh und Körnern belohnet sehen. Solche Vorschläge können nur von Stuben-Oekonomen gemachet werden, die die Landes-beschaffenheit nicht kennen, oder von solchen die Versuche in kleinem anstellen, welche aber bey ausgebreiteten Wirthschaften nicht ausfühtbar sind.

b) Wollten wir auch unsern Dünger-Vorrath vermehren, so finden wir sogleich die erste Behinderung in dem ungleichen Verhältniß der Wiesen gegen die Felder. Das grüne Futter mangelt beynahe aller Orten, und wir werden wenig Wirthschaften antreffen, wo sich ein Ebenmaaß, auch selbst beym Braachhalten vorfindet. Zufrieden wollten wir seyn, wenn wir im Durchschnitt gegen zwey Tagwerk Feld ein Tagwerk gute Wiesen besäßen; und wo sich auch eine solche Gleichheit vorfindet; so ist gewiß unter der Wiesen-Anzahl viel unfruchtbarer Boden, der entweder mager und dürre oder moderig und mit Wald umgeben ist. Wie können wir daher unsern Viehstand vermehren, und dadurch mehrerern Mist gewinnen, wenn wir zu wenig grünes Futter erbauen, welches zum Unterhalt höchst nöthig ist. Wollten wir die-

diesen Mangel durch künstliche Wiesen und angebaute Futterkräuter ersetzen; so finden wir theils in der Hüthungs-Gerechtigkeit, theils in dem geringen Ertrag, wovon unter dem Abschnitt von Futterkräutern mit mehrern reden werde, auch mächtige Hindernisse.

c) Wir müssen also aus Mangel an grünem Futter Braache halten, um auch nur die eingeschränkte Viehanzahl durch die Braach-Huthung ernähren und hinbringen zu können. So lange also nach Huthungen nothwendig sind, so lange können wir die Braachen zu dieser Absicht nicht entbehren. Wäre eine Stallfütterung einzuführen möglich, wodurch die Viehzucht allerdings gewinnen, und eine Vermehrung des Düngers entstehen würde; so müßte doch erst die Erfahrung uns belehren, ob unser Land zu einem immerwährenden Fruchtertrag sich qualifizirte, welches ich aber wegen seiner kalten Natur, des doch nicht hinlänglichen Düngers und übrigen oben angegebenen Hinderungen stark bezweifele.

d) Würde es dahin kommen, daß wir die Huthen abschafften, und dagegen die Stallfütterung einführten; so müssen künstliche Grasarten auf dem Felde angezogen werden. Unter dem Artikel von Futterkräutern werde ich zeigen, daß sich keine andere Sorte als der rothe Klee mit einigem Erfolg auf unsern Aeckern erziehen lässet. Wollen wir den Fruchtbau nicht beschränken, und demselben die durch Dünger, Mühe und

Kunst zubereiteten Felder entziehen; so muß und kann es nicht anders eingerichtet seyn, als Brache zu haben. In diese kann man ohnbeschadet der Winterfrucht Klee einsäen, und man behält das Winter und Sommerfeld im Ganzen.

e) Es ist eine aus Erfahrung bewährte Wahrheit, daß bey unsern späten und rauhen Frühlingen die angesäeten Futterkräuter nur spät zur Nutzung kommen, und häufiger misrathen, als in Menge gedeihen. Wenn wir die Brachen und folglich auch die Huthung abstellten, und unsre Schaafe in Ställen und Gärten mit dergleichen Futter ernähren wollten, wo käme bis zu deren Anwuchs Nahrung für sie her? Das Heu ist gegen den Frühling hin bereits aufgezehret, die Wiesen werden geheget, die übrigen Huthplätze im Freyen und in Hölzern schlagen spät aus, und haben gemeiniglich saures und schlechtes Gras. Zur Frühlingszeit aber gebrauchet besonders das Schaafvieh die kräftigsten Nahrungsmittel, um die Lämmer mit guter Muttermilch zu versorgen, der jungen vorschiebenden Wolle Kraft und Vermögen zum Wachsthum zu geben, und überhaupt die im Winter zugesetzten Kräfte wieder zu ersetzen. Auf den Brachfeldern finden sie diese wohlthätige Nahrung, und das junge Feldgras ist von ungleich wirksamer und gedeihlicher Güte als jedes auch auf dem besten Rasenboden wachsende Gras. Daß wir aber auf das Schafvieh besonders aufmerksam seyn, und dessen gutes Fortkommen und Vermehrung beför-

befördern müssen, wird jeder Landwirth für Nothwendigkeit erachten. Sein Dünger ist von vorzüglicher Wirksamkeit, und ich müßte noch viel zu seinem Lob anführen, wenn ich seinen Nutzen und Unentbehrlichkeit beschreiben wollte. Noch mehr aber werden wir veranlasset, auf die Beybehaltung der Brache zur Schafhuthung bedacht zu seyn, weil diese in jetzigen Zeiten immer mehr beengt wird. Die Waldverwüstungen durch die Raupen und Borkenkäfer und die dadurch entstehende Abnahme des Holzes werden so sichtbar, daß auf die Hegung der abgeholzten Waldplätze mit der größten Strenge muß gehalten werden. Nicht weniger wird viel ödes Land, so bisher Vieh- und Schafhuth war, urbar gemacht und unter den Pflug getrieben, welches wegen der Zunahme an Menschen mit jedem Jahre sich vermehren wird.

f) Würden wir die Brachen abstellen, und unser Rändvieh müßte folglich die Weide auf selbigen verliehren; so würde der Viehstand zurückkommen, und schlechter werden. Das im Winter abgezehrte und entkräftete Vieh erholet sich gewöhnlich auf den Brachen wieder, sein Wachsthum zeiget sich dann augenscheinlich, und das Milchvieh giebt alsdenn die beste Nutzung im ganzen Jahre her. An vielen Orten werden die ausgewachsenen Ochsen auf den Brachen halb fett gemacht, wo sie zum Theil gleich geschlachtet, zum Theil aber in kurzer Zeit durch Stall-

fütterung ganz ausgemästet werden können. Wenn nun in unserm Rindvieh ein großer Theil des Landesvermögens bestehet, und manche, besonders die kleinen Wirthschaften ihren ganzen baaren Erlös aus solchen hernehmen; so ist ja entschieden, daß hierinnen die Hauptquelle stecket, wodurch wir ausländisches Verkehr treiben, und fremdes Geld erwerben können. Wir würden unsern Nachbarn noch mehr zinsbar werden, als wir es schon sind, wenn wir ihnen noch die Butter abkaufen müßten, die wir sonsten an sie ablassen konnten, wenn unser zu verkaufendes Zugvieh an seinem Wachsthum und Größe verlöre, und dadurch ein geringerer Werth und Absatz verursacht würde, desgleichen, wenn wir statt halbfetten Mastvieh ganz dürres einstellen, und mit Körnern oder einem ihnen gleichkommenden Futter mästen müßten. Berechnen wir den Verlust mit dem Gewinn, den wir bey Abstellung der Brache durch einen stärkern Früchterbau haben sollen, der aber noch sehr zweifelhaft ist; so finden wir, daß ein großer Theil der mehr erbauten Körner wieder an das Zucht- und Mastvieh verwendet werden müsse, wenn solches in seinem hier gewöhnlichen Zustand und Nutzung verbleiben sollte. Ist es nicht klüglicher gehandelt, das sichere und erprobte für das unsichere und manchen schädlichen Naturereignissen ausgesetzte Mittel zu wählen, und seinen Ueberschlag mit mehr Gewißheit machen zu können?

§. 59.

§. 59.

Im vorhergesagten habe ich die Nachtheile angegeben, die bey der Brachabstellung eintreten würden, jetzt will ich den Schaden darthun, der den Feldern dadurch zugezogen wird. Ein alljährliches Anbauen der Felder mit Früchten muß die Fruchtbarkeit und Verbesserung vermindern, weil die Einwirkung der nährenden Lufttheile mehr auf die Frucht als den Boden geschiehet. Denn ist das Feld mit Getraitpflanzen bedeckt, so ziehen nicht allein die Blätter des Halmen die meisten dieser Theile an sich, sondern das was auf den Boden dringt zieht das kleine Gras, womit die Oberfläche des Beetes bald überzogen wird, gänzlich an sich, und dem Erdboden wird daher wenig davon zu Theil. Lieget hingegen das Feld brach, so ist es zum gänzlichen Empfang dieser Nahrungstheile völlig frey und offen, bey den Brachackern wird es sodann von seiner harten Rinde entblößet, und nichts stehet nun dem völligen Eingang in die Erde im Weg. Durch das öftere Umackern der Brache und Zweybrache wird überdieß der Boden bis auf sein Innerstes aufgelockert, und dadurch verursacht, daß auch die unten liegende Erde mit diesem nützlichen Hülfsmittel befruchtet werden könne. Hieraus ist der richtige Schluß zu machen: daß die Brache das Feld bessert, das Sömmern aber solches entkräftet, und keinen athmosphärischen Ersatz zulässet.

a) Durch

a) Durch das Brachhalten werden die Felder vom Unkraut und Wurzeln gesäubert, da solche in der heißesten Jahrszeit geackert werden. Dieses geschiehet zum erstenmahl im Brachmonathe, wenn der Mist untergerainet wird, zum zweytenmahl vor der Heuerndte, wo die Brachraine ausgeackert werden, das drittemahl wird das Feld in der Zweybraache zu Ende Julii und Anfangs Augusts wiederum angerainet, und zum viertenmahl werden die Zweybrachraine zu Ende Augusts und längstens Anfangs des Septembers ausgeackert, dann wird der Acker zur Einsaat nochmahls ganz gepflüget, welche Saat im September einfällt. Wenn das Ackern jedesmahl mit der gehörigen Ordnung und Sorgfalt verrichtet wird; so kann es nicht anders kommen, als daß die Wurzeln des Unkrauts in die Höhe gebracht, von der heissen Sonne vertrocknet, und durch das öftere Ackern beständig an dem Einnisteln und Festsetzen verhindert werden. Der Unkrautsaame wird ebenfalls durch diese Behandlung im Wachsthum verstöhret, gleich beym Aufgehen von seinem Standort verrücket, mit Erde bedecket, wo das junge und saftige Gewächs gleich faulet, und kommt er oben auf zu liegen, so verdorret er. Würde auch über dieses noch Unkrautsaamen im Feld selbst stecken, so kann er sich nicht festeinsetzen, weil wegen unsern kalten Clima die Braachen spät ausschlagen, und bey späten Frühjahren erst in der Mitte des May mit Gras und dergleichen anfliegen, wo

in

in kurzer Zeit das Brachackern darauf folget, und sie wieder verstöhret. Hieraus wird ersichtlich seyn, daß durch Brachhalten die Felder vom Aussaugen der Schmarotzergewächse am ersten zu verwahren sind, und dagegen der Ungrund der Behauptung vieler neuen Oekonomen sich von selbsten darthut, wenn sie sagen, daß durch die Braache die Felder verwildern. Ich will dagegen darthun, daß dieses durch ein ununterbrochenes Anbauen geschiehet, und die Felder dadurch ausgesogen und verdorben werden.

Wir haben vielen lehmigten, thonigten und schweren Boden, der sich nach einem Regen bald zusammensetzet, und sich darauf mit kleinem Gras, Ackermoos genannt, völlig überziehet. Hiedurch wird nicht allein der Eingang der Luftsalze erschweret und unmöglich gemacht, sondern der Boden raset und verwiemert so sehr, daß er im Herbst beym Ackern in ganzen Stücken herum bricht. Wenn er nun mit Winterfrucht wieder solle angesäet werden, so kann ihm nicht Zeit gelassen werden, daß das Gras verfaule, und die Stücken Erden zerfallen, weil wir sehr zeitig säen müssen. Es geschiehet dann, daß beym Säen die Schlitze wieder im Ganzen vom Pflug herum gewendet und auf die Unterfläche gebracht werden. Alle Wurzeln und Unkrautsaamen, so in solchen Stücken stecken, kommen dann unversehrt in die Tiefe zu liegen, erhalten von der über ihnen liegenden Erde

frische Nahrung, können ungestöhrt ein ganzes Jahr durch wachsen, verfilzen den Acker, rauben demselben und der Frucht die Nahrung, und nöthigen uns, das folgende Jahr mit vieler Mühe das Feld wieder klar zu machen. Wer unter uns könnte diese Arbeit bey den weitläuftigen Fluren möglich machen? und wenn er auch einen Theil mit Erdäpfeln und Kraut bepflanzte, und diese Unarten vertilgte; so kann er doch dieses mit einer ganzen Zellich nicht vornehmen, weil ein solcher großer Anbau unproportionirlich wäre, und seine Kräfte überstiege.

b) Wenn die Vertheidiger der Brachaufhebung weiter sagen, daß die Getraidpflanzen die Unkräuter erstickén, und nicht in die Höhe kommen lassen, so kann dieses nur von wärmern Gegenden als von unserm kalten Clima gelten. Wegen unsrer späten Frühlinge bestauden sich unsere Getraidtpflanzen spät, und breiten sich erst aus gegen Ende Mays. Wenn nun, wie vorher gezeiget worden, die Unkrautwurzeln und Saamen schon im Herbst mit untergebracht werden, und diese bey rauher Witterung weit eher aufkommen und fortwachsen als die Fruchpflanzen, welche nur bey günstiger und warmer Witterung gedeihen und in die Höhe gehen; so ist die richtige Folge, daß die unkräuter eher als die Frucht aufwachsen, derselben Platz und Nahrung nehmen, und folglich den Acker verderben.

c) Jedes

c) Jedes Geschöpf auf dem Erdkreise muß eine gewisse Erhohlung und Ruhe haben, um seine Kräfte zu sammeln; werden solche immerwährend angespannt so lassen sie vor der Zeit nach, und erlangen niemahls ein hohes Ziel. Selbst die Natur schläget diesen Weg ein, und im Winter ruhen alle leblose Geschöpfe, und stehen in ihren Wirkungen stille. Wenn nun die Erde nicht von selbst und freywillig Getraidpflanzen hervorbringet, und wir ihr solche Sorten von Früchten gleichsam aufdringen, die sie wegen ihrer Stärke und Länge mehr entkräften und aussaugen, als jene die ihr von Natur eigen sind; so müssen wir auch gewisse Schonung dabey beobachten, und sie durch einen alljährlichen ununterbrochenen Fruchtertrag nicht überspannen. Durch die Brache wird dieses bewerkstelliget, und durch die dabey vorgenommenen Arbeiten, Bedüngung und Auflockerung wird der Erde ein stärkerer Reitz beygebracht, sich aus der Luft zu erhohlen, und die ihr fremden Früchte mit erneuerten Kräften zu tragen. So wenig zu behaupten ist, daß die Natur stille stehe, und einer gänzlichen Ruhe bedürfe, so wenig geschieht dies bey der Brache, da sie durch das Ackern und Düngen in Bewegung und Gährung erhalten wird, und noch dazu vor den eigentlichen Früchten Gras träget. Nur geschiehet dieses mit weniger Anstrengung, sie träget freywillig, was sie will, was ihrer Natur angemessen ist, und ihre Kräfte nicht erschö-

pfet.

pfet. Dieses letztere finden wir an unsern Wiesen bestättiget. Diese tragen ohne Brache ohne Düngen und Ackern alljährlich ihre Naturfrüchte, und zwar meistentheils ohne einige Unterstützung. Was würde aber mit unsern Aeckern werden, wenn wir sie nicht mit Kunst und Dünger zum Getraidtbau vorbereiten wollten? Unsere Saaten würden dürftig stehen und endlich mehr Gras als Frucht wachsen. Hieraus wird zu ersehen seyn, daß wir beym Fruchtbau der Erde Gewalt anthun, daß durch den immerwährenden Fruchtertrag ihre Kräfte mehr angestrengt werden, und daß sie daher einer Erholung und Ruhe bedarf. Dieses geschiehet bey der Brache, und in unserm kaltem und rauhen Clima ist sie um so nöthiger, als in gemäßigt- und wärmern Gegenden, weil die Erde hier weniger als in jenem fruchtbar ist, die Naturbewegungen durch die Kälte länger verhalten, und öfters unterbrochen werden, und wir zu ihrer Beyhülfe und Vorbereitung mehr Zeit, Arbeit und Kunst anwenden müssen, als unsere mehr begünstigten und wärmer liegenden Nachbarn.

d) Das Sömmern bringt auch den Nachtheil, daß viel Gras unter den Früchten wächset, welches ihnen die Nahrung entziehet, und wovon sie schwach an Halm und Aehren werden. Man empfänget zwar beym Einsammeln viel Bunde, beym Ausdrusch aber wenig Körner. Ein brach gelegenes Feld hat diese Unarten nicht an sich, die Garben sind reiner von Gras, der

Halm

Halm und die Aehre länger und stärker, und sie geben reichlicher ins Maaß.

e) Es entsteht ein großer Unterschied der Körner selbsten. Die gehälmerten Früchte geben unvollkommene und kleine, öfters runzlichte Körner, worinnen wenig Mehl stecket, und die wegen der vielen Bälge beym Mahlen viel Spreu und Kleyen hergeben. Auf einem Brachfeld aber wachsen die Körner besser aus, sie werden dicker und größer, und gewähren daher mehr und besseres Mehl.

f) Eine ausgemachte und bekannte Sache ist es, daß der Acker durch das lange Stehen und Reifwerden der Frucht entkräftet und ausgesogen wird. Wenn also ohne Unterlaß die Aecker gebauet würden, und gar keine Zwischenzeit, wie die Brache ist, statt fände; so müßte auch dieses viel mit beytragen, ihre Fruchtbarkeit zu vermindern.

g) Ein anderes Verhältniß haben freylich die Felder der Städtebewohner. Von diesem Gesichtspunkt aus mögen die Stubenökonomen die Brache beurtheilet, und solche auf den Dörfern auch anwendbar zu machen geglaubet haben. Der Unterschied ist aber groß, und ich will solchen nur kürzlich berühren. Die Stadtbürger haben keine weitläuftigen Besitzungen, die Felder werden mit den besten, und in mehr als doppelter Güte und Menge bestehenden Dungmitteln, gegen den Dorfsmist gerechnet, zum wenigsten im dritten Jahr überfahren; die Früchte bestehen

bestehen in Kraut und Erdäpfeln und Gersten, ganz sparsam in Winterfrucht, diese entkräften das Feld weniger, als wenn auf dem Dorf durchgängig in der ganzen Fellich Korn oder Waizen angebauet wird; kein Unkraut und Gras kann aufkommen und sich festsetzen, weil erwähnte Gewächse durch das öftere Behacken von selbigen gereiniget werden. Der Bürger kann wegen seiner wenigen Grundstücke ungleich mehr Arbeit und Fleiß anwenden, und sie zur schicklichsten und gedeihlichsten Zeit bebauen; durch sein vieles und gutes Düngen ist die Erde geiler und fruchtbarer worden, er kann die Aecker jährlich durch ein tieferes Hacken und Ackern noch erdenreicher und lockerer machen, und überhaupt hat er alle Mittel in Händen, sie zu einem beständigen Ertrag geschickt zu machen, und brauchet daher zur Sammlung der Kräfte keine Braache zu halten. Der Bürger müßte seinen Vortheil nicht kennen, wenn er diese Kräfte und seine darauf verwandten Verbesserungskosten unbenutzt lassen wollte, und er handelt weislich und ohne nachtheilige Folgen, wenn er alljährlich auf seinem Felde Früchte erziehet. Wenn er nicht also seinen Feldbau benutzte, so müßte er wegen der hohen Preise und starken Abgaben sein Geld verlieren, und sein Land würde zu geil werden, daß er mehr Lagergetraidt als vollkommliches erbauete. Mit dem Landmann und seinen Feldern hat es ein gegenseitiges Verhältniß, welche Beschaffenheit im vorhergenden

genden schon öfters angeführet worden. Ich will nur noch das einzige wiederholen, daß er keine bürgerliche Nahrung treiben kann und darf, als zum Exempel Bier- und Brandtweinbrennerey und Viehmästung. Er muß seine erbauten Früchte dem Bürger roh überlassen, dieser veredelt solche, und machet sich ausser diesem Gewinn noch den Vortheil, seine Felder durch den daher gewonnenen fetten Dünger zu einen hohen Grad von Fruchtbarkeit zu bringen. Aus Mangel dieses ersten Verbesserungs-Mittels entstehet der grose Unterschied zwischen Stadt und Landfeldern, in Ansehung ersterer Fruchtbarkeit und letzterer geringer Ergiebigkeit und folglich ist eine verschiedene Behandlungs-Weise und Eintheilung derselben in die Braache nicht zu umgehen.

h) Wenn keine Braache wäre, wenn sollte der Landmann Verbesserungen machen können? Solche Verrichtungen sind mannichfaltig, und einige nehmen viel Zeit weg. Unter mehrern will ich nur das Abzuchten-Graben, das Ablesen und Wegfahren der vielen Feld-Steine, und die Zermalmung der auf bündigem nassen Boden sich vorfindenden Klöse, verraseten Erdbodens nebst noch mehr dergleichen vorzunehmenden Arbeiten gedenken. Bey dem späten Eintritt unserer Frühlingswitterung muß der Landmann eilen, seine Sommerfrüchte zu bestellen. Hiermit ist er bis Ende May beschäftiget, und bey unbeständiger Witterung ist diese Zeit kaum

hin-

hinreichend. Will er nun Verbesserungen machen, so bleibet ihm nur der Monath Junius übrig, in welchem er aber doch noch die Dungfuhren und das Braachackern zu bestreiten hat. Die übrigen Sommermonathe sind zu Einbringung des Heues und Getraidtes erforderlich, und auf dem Herbst ist noch weniger Rechnung zu machen, da sich solcher öfters bey Zeiten mit rauher und ungünstiger Witterung einstellet. Wenn wir auch annehmen, daß uns die Witterung nicht hinderlich wäre, könnten wir nun auf dem Acker graben und herumfahren, wenn solcher angesäet wäre? Alle angeführte Meliorationen müsten also unterbleiben, unsere nassen, steinigten und schweren Felder blieben in ihrem alten Zustand, und keine Vermischung der Erdarten wäre vorzunehmen. Unmöglich kann daher der vermeintliche Nutzen der Braachaufhebung mit dem augenscheinlichen Gewinn dieser Verbesserungs-Arbeiten in Vergleichung kommen, vielmehr würde sich der wichtige Schaden augenscheinlich veroffenbaren.

§. 60.

Die Vertheidiger der abzustelleden Braache geben noch diesen Bewegungs-Grund an, daß durch die Braachen die Felder verwildern, verwurzeln, und durch das Graßtragen mehr ausgesogen würden, als wenn sie mit Früchten besetzet wären. Allerdings haben sie Recht, wenn sie vernachlässigte Braach-Felder gesehen,

und

und von diesen auf alle geschlossen haben. Aus mancherley Ursachen wird diese Vernachläßigung öfters hier angetroffen, deswegen ich sie besonders anführen und ihre Schädlichkeit zeigen will. Bleibet das Feld bis in August, ja gar noch bis in September Braach liegen; so hat das Unkraut Zeit, mit seinen Pfahl-Wurzeln tief ins Erdreich einzudringen, alle darinnen anzutreffende Nahrungstheile an sich zu ziehen, und den Acker verwiemert zu hinterlassen. Wird es dann mit dem Pflug umgebrochen; so entstehen große Schrollen und zusammen gewachsene Stücken; welche, wenn sie nicht mit einer starken Schlicht-Egge zermalmet, oder mit den Handhacken zerschlagen werden, sich auch in dieser Gestalt erhalten, und den Saamen ersticken, der unter sie zu liegen kommt. Die Zeit ist verstrichen, es muß mit der Bestellung geeilet werden, und alles kurz hinter einander folgen. Wird das Feld auch mit vieler Mühe und Arbeit klar gemacht; so kann ihm doch der spät aufgebrachte Mist seine gehörige Kraft nicht mittheilen, weil er zu oft verstöret und dadurch an der Gährung verhindert wird. Ein gleiches Hinderniß finden auch die befruchtende Luft-Theile und von einer dergleichen Behandlung ist ein Misrathen der Winter- und der darauf folgenden Sommerfrucht wahrscheinlich zu erwarten. Die Ursachen, daß dieser Fehler begangen wird, sind verschieden, gemeiniglich aber geschiehet er von nachläßigen und saumseligen

H Land

Landwirthen, die sich mit der Arbeit verspäten. Einige thun es auch aus Liebe für ihr Vieh, um die Braachhuthung lange benutzen zu können. Häufig machen sich Pachter dieses Vorwurfs schuldig, besonders bey der Abpachtung, um nicht nur noch zuletzt aus Neid allen Nutzen aus den Feldern zu ziehen, sondern auch ihr Vieh leibig und wohl besleischt zu machen, um bey der Uebergabe einen hohen Preiß zu erhalten. Andere Landwirthe können aus Mangel an Dünger nicht zur gehörigen Zeit Braach ackern, und wollen solchen erst während der Sommermonathe sammlen, diese würden aber räthlicher handeln, wenn sie das Feld der Ordnung nach ohne Mist umackerten, und ihn hernach entweder in die Zweybraachraine oder in die Saatfurche aufführten. Es finden sich noch mehrere Umstände womit dieser Fehler beschöniget wird, ein wohl eingerichteter Landwirth kann sie aber alle beseitigen und gänzlich vermeiden. Aus angeführten wird zu ersehen seyn, daß das Braachhalten nur alsdenn den Vorwurf der Schädlichkeit verdienet, wenn die Braache unregelmäsig und zu spät bearbeitet wird, und daß sie, vernachlässiget, Schaden — ordentlich behandelt aber dem Feldern hiesiger Gegend nützlich und nothwendig sey. Da ich lezteres im 57 und 58 § genügsamlich dargethan habe; so will ich nun zu der Behandlungs-Art der hier gewöhnlichen Früchte übergehen.

XI. Ab-

XI. Abschnitt.

Vom Waitzen.

§. 61.

Der Waitzen ist mit Recht die edelste Frucht zu nennen, da sein Mehl alle übrige Getraidtsorten an Weiße, Güte und Menge übertrift. Sein Preiß ist daher auch ansehnlicher, und liefert gemeiniglich dem Landmann die beträchtlichste Einnahme von seiner Erndte. Es wäre freylich zu wünschen, daß sein Anbau bey uns vermehret werden könnte, da wir noch vielen Waitzen aus dem Ausland einführen müssen. Weil er aber nicht mit jedem hiesigen Boden und jeder Lage sich begnüget; so ist es räthlich, seinen Anbau nicht im Großen zu betreiben, und folgende Bemerkungen werden uns von der Wahrheit dieses Anstandes überführen.

a) Soll der Waitzen gedeihen, so muß das Feld die beste Lage haben, entweder auf der Ebene, oder gegen die Morgen- und Mittagsseite. Wir haben viele Honig- und Mehlthaue im

Sommer zu befürchten, und diese würken besonders sehr nachtheilig auf den Waitzen, da er sehr weichlich ist, breite und viele Blätter an den Halmen hat, die diese Dünste aufnehmen können, und weil ermeldete Thaue gerade um die Zeit am häufigsten fallen, wenn der Waitzen blühet. Kann dann die Morgensonne den Waitzen gleich bescheinen, und die Morgenwinde ihn bestreichen, so sind die Thaue weniger schädlich. In der umgekehrten Lage aber ersticken sie die Blüthen, und verursachen ein Misrathen entweder mit verschrumpfen Körnern oder gar tauben Kolben.

b) Der Boden, worauf Waitzen gedeihen soll, darf nicht horstig, schieferig oder von sogenannten leichten Erdarten seyn, welche aber bey uns am meisten anzutreffen sind. Er muß gründig und mürbe seyn, und Lehmen zur Unterlage haben. Man hüte sich auch den Waitzen auf hitzige und dürre Aecker zu bringen, weil er spät und erst im Braachmonath sich bestaudet und ausbreitet. Da er vor dieser Zeit einzeln und dünne stehet, so kann die Sonne zu stark auffallen, und da diesen Feldern an und für sich schon die Feuchtigkeit zu bald entgehet, so fehlet es dann den Wurzeln an Kraft, einen starken Stock zu treiben. Besser kommt er noch auf einem nassen und schweren Boden fort, der die Feuchtigkeit länger an sich behält, wovon weiter unten ein mehreres gesagt werden wird.

c) Naß

c) Nassen und schweren Boden den Waitzen anzuvertrauen, ist hier allerdings ein Wagestück, und nur trockene und feste Winter nebst einem durch Regen- und Thauwind bewirkten Abgang des Schnees und keine darauf erfolgende harten Nachtfröste geben uns Hofnung, den Waitzen ohnbeschädiget aus dem Winter zu bringen. Im entgegengesetzten Fall eines nassen Herbsts, eines unbeständigen Winters, abwechselnder Fröste und Thauwetters oder eines Abgangs des Schnees durch die Sonne können wir mit weniger Zuversicht auf einen reichlichen Erfolg aufsehen. Wer also gewiß seyn will, daß der Waitzen nicht auswintere, darf solche Felder nicht wählen, sondern er muß seine besten, erdenreichsten und sichersten aussuchen, die noch überdem die beste Lage haben.

d) Diese Vorsicht ist noch nicht hinreichend, auf eine gute Waitzenerndte Rechnung machen zu dürfen, es gehöret vornehmlich auch dazu, daß das Land stark gedünget werde, und zwar mit dem besten und fettesten Mist. Obgleich der Schaafmist auf den Dörfern unter die ersten Sorten gehöret, und auch bey dem Waitzen seine fruchtbringende Eigenschaft und starken Trieb beweiset, so hat er doch die Unart an sich, daß dadurch das Waitzenmehl nicht die gehörige Weiße erhält, und beym Backen laufet. Man saget auch, daß dieser Umstand bey dem Waitzenbier einen schädlichen Einfluß beweiße, und solche Frucht sich nicht gut

multze. Ermeldetem Uebel auszuweichen nehme man den fettesten und den zweyten Grad der Gährung überstanden habenden Rindviehmist, und hüte sich noch besonders für frischen Mist. Wie viel Mist aufzubringen seyn mögte, gegen Korn gerechnet, wird die beste Proportion seyn, zum Waitzen wenigstens um ¼tel reichlicher zu düngen. Diesen Dünger verzehret der Waitzen beynahe gänzlich, weil er, wegen einem stark treibenden Stengel und der öhligten Bestandtheile seiner Körner, viel Nahrung brauchet.

e) Der Waitzen wird dünner gesäet als das Korn, er stehet mehr einzeln als selbiges, und der Saamen hat auch schmalere Blätter. Bey einem günstigen und baldigem Frühling bestocket er sich erst zu Ende May, bey einer rauhen Witterung verweilet er noch länger, und breitet sich nicht früher als im Braachmonath mit Stöcken aus. Da sein Saame nicht allein im Herbst, sondern auch im Frühjahr das Feld nicht überziehet und einnimmt, so entstehen Lücken, und Gras, Unkraut und deren Wurzeln haben Raum genug, sich auszubreiten und einzunisteln. Sie werden durch den Trieb des häufigern Düngers noch mehr genährt und gestärket, daß sie mit der Frucht fortwachsen können. Daher kommt es, daß ein Waitzenacker mehr ausgesogen, und des größten Theils seiner Fruchtbarkeit auf die Zukunft beraubet wird.

f) Die

f) Die Gerste, welche im kommenden Jahr auf das Waitzenland gesäet wird, bezeuget dies augenscheinlich, und giebt durch ihren schlechten und ärmlichen Wuchs zu erkennen, daß der Waitzen die besten Fettheile an sich gezogen habe. Hat daher der Landmann eine stärkere Einnahme vom Waitzen, da solcher im Preiß höher stehet als Korn; so darf er nur auch auf den Verlust bey der Gerste rechnen, welcher ihn jenen Vortheil ziemlich schmälern wird, nicht allein in Ansehung der wenigern Körner, sondern auch in Betracht des geringern Futterstrohs.

g) Der Waitzen ist häufigern Misrathen ausgesetzt als das Korn, nicht allein wegen der verderblichen Honig- und Mehlthaue sondern auch wegen des öftern Brandigwerdens. Dieses Uebel schläget ihn im Werth völlig nieder, weil das Mehl schwarz und übelriechend wird, er giebt auch alsdenn wenig ins Maas, da in den Kolben statt Körner Brandkugeln stecken, deren Staub obige böse Eigenschaften an sich hat. Wird solcher brandigte Waitzen auch gewaschen, so ist man doch nicht im Stand, allen Brandstaub von den weissen Spitzen des Waitzens wegzubringen. Zum Aussäen tauget er noch weniger, und aus meiner Erfahrung weiß ich, daß, wenn unter den Waitzen auch nur einzelne Brandkolben im ersten Jahre angetroffen werden, und man solchen wieder zum Saamen nimmt, im folgenden Jahr der Brand überhäuft vorgefunden wird. Das beste Verwahrungsmittel gegen dieses Uebel bestehet

darinnen, daß man vorjährigen Waitzen aussäet, dieses ist zweckdienlicher als das Einweichen in beizende Lauge, Kalch und mehr dergleichen Dinge. Beym Einerndten fallen auch mancherley Verluste vor. Bey unbeständiger und regnerischer Witterung ist der Waitzen vielen Gefährlichkeiten ausgesetzet. Lässet man ihn auf dem Halm stehen, so wird er überreif, grau und verlieret seine gelbe Farbe, wie auch seine Güte im Verbacken. Hält der Regen ununterbrochen lange an, und die Kolben werden nicht öfters durch Luft und Sonne abgetrocknet; so verhält sich das Wasser in den Kapseln der Körner, erweichet sie, und diese wachsen stehend aus. Trift ihm das Regenwetter, wenn er auf den Schwaden lieget, so hat er in einigen Tagen eben dieses Schicksal zu erwarten. Hat er nun liegend oder stehend gekeimet; so ist er nicht mehr ohne Nachtheil zum Verbacken zu gebrauchen, sondern er muß zum Bradtweinbrennen verwendet werden. Noch hat er die Unart an sich, daß er von einen starken Wind leicht ausgeschlagen wird, weil, so bald er zeitig ist, die Kapseln sich öffnen, so daß die Körner in solchen beynahe los liegen. Am sicherſten und in Ansehung der Güte und Weise des Mehls am besten, ist es, den Waitzen roh abzumachen, und nichts als den Saamen zur Reife gelangen zu lassen.

h) Der Waitzen giebt auch nicht so viel ins Maas als das Korn, und in Betracht dessen ist das Uebergewicht des Werthes nicht von der Wichtigkeit

keit, daß der stärkere Bau desselben sehr reizbar für unsern Geldbeutel wäre. Man kann die meiste Zeit annehmen, daß der Rocken ½tel Körner mehr liefert als der Waitzen, und daß 4 Achtel Korn eben so viel und noch mehr werth sind, als 3 Achtel Waitzen. Sein Stroh ist auch nicht von der Güte als Rockstroh, weil es stark und roh von Halm mit breiten Blättern wächset, die meistentheils von schädlichen Thauen und brennenden Regen getroffen, gelb und rostig sind, und ein ungesundes Futter für das Vieh abgeben. Zum Einstreuen ist es noch weniger vortheilhaft, weil es nicht compakt sondern hohl ist, und daher in der Miststätte zu bald verrottet.

i) Aus vorhergehenden wird erhellen, daß ein starker und übertriebener Waitzenanbau für die hiesige Landesaufnahme nicht anzurathen sey, weil Boden, Clima und Witterung zu sehr entgegen sind. Ich will daher anrathen, ihn gerade nicht die besten Felder einzuräumen, und das uns mehr angemessene und vortheilhaftere Produkt, das Korn, nicht zu verdrängen. Wir würden weniger Mangel an Brodkorn zu befürchten haben, und doch Waitzen erbauen, wenn wir ihm solche Felder bestimmten, die schwer und naß, dabey aber der Morgensonne und Morgenluft ausgesetzet wären, und von welchen zu befürchten ist, daß die Nässe dem dahin gesäeten Korn Schaden zufügte. Die Erfahrung lehret, daß der Waitzen auf diesen Feldern eher unbeschädiget aus dem Winter kommt, und mehr Nässe und

feuchten Boden vertragen kann, als das Korn. Die Ursachen mögen seyn, weil er schwächer aus-gesäet wird als dieses, und dadurch mehr Raum erhält, tiefer und weiter einzuwurzeln. Seine tiefgehende Pfahlwurzel erhält dadurch mehr Festigkeit, daß die Fröste ihn nicht so leicht heben und die Wurzeln absprengen können. Wenn auch einige Pflanzen ausgewintert werden, und nur etliche auf dem Beet stehen bleiben, so bestaudet er sich ungleich mehr als das Korn, da er sich erst in der günstigsten Jahreszeit, nemlich zu Ende May und Anfangs Juny ausbreitet, das Korn aber sich schon bey rauherer Witterung im April bestocket, und diese Naturbegünstigung nicht geniesset. Da das Korn sich früher bestaudet, und bey warmer Frühlingswitterung bald in die Glieder tritt, wo das Ausbreiten des Stocks ein Ende hat, so ist es nothwendig, daß wir dieses dicker als den Weizen säen, um keine dünnstehende Frucht auf dem Acker zu haben. Diese Nothwendigkeit einer dickern Kornaussaat hat aber das Uebel in sich, daß sich die Wurzeln mehr durchkreuzen und untereinander laufen, wodurch sie in der Nässe in Fäulniß gerathen, und eine Auswinterung und Herausziehen der Pflanze veranlassen. Die dünnere Waitzenaussaat hingegen verursachet, daß sich die Wurzeln weniger berühren und anstecken können, und dieses mag eine von den Ursachen seyn, woraus der Waitzen in der Nässe besser fortkommt als das Korn. Möchte doch diese auf Erfahrung gegrün-

dete

dete Angabe jeden Landwirth bestimmen, dem Korn lieber die sichern und guten Felder, dem Waitzen aber mehr die unsichern und nassen Aecker anzuweisen, und sich nicht durch einen vermeintlichen Gewinn dahin bringen zu lassen, dem gefährlichern Waitzenbau den Vorzug durch die besten Felder und vielen fetten Dünger zu geben. Einige Pachter unserer Rittergüther machen diesen Fehler, und säen eine unproportionirliche Menge Waitzen aus. Dies ist allerdings ein Wagstück und kann nur dadurch etwas entschuldiget werden, weil ihr ganzes Auf = und Fortkommen in Betracht ihres geringen Anfangs und eigenen Vermögens gegen ihr großes Pachtunternehmen öfters auf einer Wagschaft beruhet. Aus angeführten wird zu ersehen seyn, daß der unsichere und gefährliche Waitzenbau nie dem ungleich sichern Roggen oder Kornbau allhier vorzuziehen, und nur in Gegenden, wo der Waitzen Erfahrungsmäßig selten misräth, ins Große zu treiben ist.

§. 62.

Wie das Feld zur Waitzeneinsaat muß zubereitet werden, ist unter dem Abschnitt von der Braache des 59. §. Litt. a. namentlich angezeiget worden, und wiederholt will ich nochmals sagen, daß es bey der Braache einmal angeraint, dann ausgeackert, bey der Zweybraache wieder, also zweymal gepflüget, dann zur Einsaat das ganze Feld nochmals geackert werden muß. Beym Ackern zur Einsaat

saat ist mit aller Sorgfalt darauf zu sehen, daß der Waitzen nach der hiesigen Landessprache nicht verackert wird. Wenn das Feld angeraint wird, so muß es seichte geschehen, der Pflug muß das zweyfurchigte Beet wohl niederstreichen, damit der darauf ausgestreute Saamen nicht herabrolle, und auf beyden Seiten nicht in die Furchen zu liegen komme. Beym Ausackern des Rains muß dieser gleichförmig getheilet, das Beetlein unberührt gelassen, und der Pflug so gehalten werden, daß die Erde des Rains über dasselbe schwach und ebenmäßig ausgebreitet werde, und oben nur zusammen falle. Da der Keim des Waitzens zärtlich ist, und unter einer Bedeckung von vieler Erde nicht hervorkommt, so wird auf vorbeschriebene Art das Verackern verhütet, und ein gehöriges Aufgehen bewirket. Wird er auf nasse Felder ausgesäet, so kann man vor den Säen die Egge ein auch zweymal über das Beetlein gehen lassen, und wenn das Feld mürbe und klar dadurch gemacht worden, ist das Uebereggen des ausgeackerten Beetes zu entbehren, zumal da man bey nassen Boden das Aufsäen unterlässet. Dadurch bleibet das Feld auf beyden Seiten abhängig, und die Nässe kann in die Furchen absinken. Wählet man trockene Felder, so ackert man auf die nemliche Art, säet unten und oben auf, überfähret dann mit der Egge zweymal jedes Beet, und die Furchen werden denn ebenfalls Früchte tragen, da sie durch das Aufsäen Saamen erhalten. Noch ist zu bemerken, daß der Waitzen eine spätere Aussaat verträget als das Korn. Doch wollte ich anrathen, nicht

länger

länger als bis zur Mitte des Septembers zu verweilen.

XII. Abschnitt.

Vom Korn oder Roggen.

§. 63.

Korn ist in unserer Landschaft das belohnendste und vorzüglichste Getraid, und sein Gebrauch zum Brod ganz unentbehrlich. Wir bauen wenig Obst, Garten und Gemüßfrüchte, und Brod muß diesen Mangel ersetzen. Für die Menschen liefert auch das Korn die gesundeste und nahrhafteste Speise, und für unsern Viehstand ist sein Stroh von besondern Nutzen und Nothwendigkeit. Es kann nicht allein in Schütten und Wirrbüscheln roh verfüttert, sondern auch zu Häckerling, hier genannte Halmen, zubereitet werden, um solche unter die Siede, Trebern, Kraut und Erdäpfel zu vermengen, womit unser Zucht- und Mastvieh unter dem Nahmen von Gemisch ernähret und fett gemachet wird. Dieser Zusatz ist von Nothwendigkeit, damit die weichen und wässerigten Theile benannter Fütterungsmittel trockener und anhaltender werden, und den gewissen Schaden verhüten, daß das Vieh nicht den Durch-

Durchfall bekomme, und hierbey mehr ab als zu nehme.

a) Das Roggenstroh ist zum Einstreuen das Vorzüglichste, es ist fest und stark von Halm, wird vom Vieh nicht so leicht zertreten, ziehet wegen seiner Trockenheit den Urin und alle wässerigte Theile des Viehauswurfs an sich, verrottet und mürbet in der Dungstätte nicht zu geschwind, verstattet daher dem Mist eine freyere Gährung, und bringet ihm dadurch zu seiner Vollkommenheit.

b) Da die Holzabnahme durch die jetzigen Waldverwüstungen der Insekten die höchsten Landesbehörden bestimmte, unsere bisherige Bauart, nemlich von Holz aufgeschrotene Häuser und Stallungen aufzuführen, abzustellen, und dagegen ganz oder halb massiv zu bauen an zu befehlen; so würde dies für viele zu kostbar, ja unmöglich seyn, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu Aufführung der Lehmwände nehmen könnten. Und hierzu ist aus Ermangelung des Rohrs, Schilfs oder anderer langer Grasarten, Rockstroh ganz besonders erforderlich; nicht weniger ist es auch zur Bedachung unserer Wirthschaftsgebäude das anwendbarste und einzige wohlfeile Materiale, dies alles beweiset seine große Nutzbarkeit.

c) Der Anbau des Korns ist ganz vorzüglich bey uns zu empfehlen, weil es in allen Erdarten gut fortkommet, ausgenommen auf ganz nassen Feldern. Auf unsern magern, dürren, steinigten und horstigen Feldern gedeihet es ungleich besser, als

als jede andere Getraidtsorte, und daß unsere Gegend meistentheils aus solchen Feldern bestehet, ist bekannt genug.

d) Dem Kornbrod ist mit allem Recht der Vorzug vor jedem andern einzuräumen, auch selbst vor dem, das von Waitzenmehl gebacken wird. Es nähret besser, veraltet nicht zu geschwind, und erhält Wohlgeschmack, Säfte und Lockerheit weit länger.

e) Wir begehen daher einen großen Fehler, und schmälern unsere Einnahme, wenn wir der Kornfrucht nicht den ersten Platz einräumen. Sie ist weniger Misrathen und Verlust bey unbeständigen Erndtewetter als der Waitzen ausgesetzet. Das Korn hinterlässet der folgenden Sommerfrucht mehr Nahrung als jener, da seine Wurzeln in der Oberfläche bleiben, weswegen es das Feld weniger entkräftet; seine starken Stoppeln erhalten den Acker locker, wenn sie im Herbst untergepflügt werden, und geben ihm zum Theil die entwendeten Kräfte wieder. Ich will mir daher erlauben, von einer zweckmäsigen Behandlung des Kornbaues einige Regeln anzugeben, die zeithero von manchem Landwirth übersehen und vernachlässiget worden.

§. 64.

Aus vorhergehenden wird zu ersehen seyn, daß von den Winterfrüchten das Korn am besten wuchert, und noch überdem durch seine Veredlung

lung bey dem Brandtweinbrennen, Viehmastung ꝛc. unsere Einnahme stark vermehret. Wir sollten es daher mehr auf die besten und sichersten Felder ansäen, die wir gemeiniglich zeithero dem Waitzen bestimmten.

a) In vielen Orten verspätet man sich mit der Kornsaat, und besonders nachtheilig ist dieses auf schweren, kalten und naß liegenden Feldern. Die junge Pflanze kann nicht genug Wurzeln schlagen, und gegen die öfters abwechselnde und nachtheilige Witterung des Winters und Frühjahrs sich hinlänglich befestigen, sie wird dann in die Höhe gezogen, von ihren schwachen Wurzeln abgesprenget und losgerissen und bleibet oberhalb unbedeckt liegen. Zum Theil verdorret sie sogleich, zum Theil wächset sie noch etwas mit fort, wenn sie noch an wenigen Wurzeln hänget: Wird sie aber grösser, und schosset; so fället sie um, giebt entweder aftere oder gar keine Körner, und bleibet meistentheils beym Abschneiden auf dem Felde liegen. Die schicklichste Saatzeit auf nassem und kaltem Boden ist nach dem Anfang des Septembers, und damit fahre man bis zu Ende desselben fort; die Saat der warmen und horstigen Felder muß in die Mitte bis Ende dieses Monaths treffen. Wenn auch warme Witterung zu der Zeit eintritt, so lasse man sich doch nicht abschrecken, aus Furcht, der Saame mögte zu stark werden, und sich überwachsen. Durch Abhütung mit Schaafen, auch Rindvieh, wenn

das Feld trocken ist, kann man diesem Einhalt thun, es ist aber nicht jedesmahl anzurathen, besonders auf magern und schlechten Feldern, weil bey einem spröden Frühling der Saame alsdenn weniger stocket, und dünne bleibet. Die Erfahrung lehret, daß eine frühe Saat eher zehnmahl geräth, als einmahl umschläget, nach der bekannten Bauernregel.

b) Das Korn säe man nicht zu dick, viel besser ist es, man bringt zu wenig als zu viel Saamen auf das Winterfeld. Auf nassem Boden verursachet eine übermäßige Aussaat einen überdicken Stand der Pflanzen, und befördert durch das untereinander Laufen der Würzeln derselben Fäulniß und Abstocken. Auf trockenem und leichtem Boden hat eine dicke Saat nicht Platz und Kräfte genug, starke Halmen und Aehren zu treiben. Die Pflanzen werden gelb, und die Blätter zum Theil ganz, zum Theil an den äussern Spitzen roth, welches ein gewisses Zeichen ihres künftigen ärmlichen Wuchses verräth. Ist aber die Kornpflanze in ihrem Raum nicht beenget; so breitet sich solche von selbsten im Frühling aus, nachdem es ihr Standort und dessen gute oder geringe Beschaffenheit vergönnet. Hiebey ist aber der Unterschied zu bemerken, daß nasse, kalte und tiefe Felder dicker mit Saamen zu bestreuen sind, als trockene, warme und horstige; weil erstere wegen ihres ungeschlachten Wesens und wegen der in ihnen steckenden Säuren nicht

alle Körner zum Vorschein kommen lassen, sondern viele ersticken und vermodern, letztere aber dem Aufgehen jedes unbeschädigten Korns kein Hinderniß in den Weg legen, wenn mit dem Ackern kein Versehen gemacht wird.

c) Man säe mehr vorjähriges und sogenanntes altes Korn aus, und besonders in nassen, kalten, in Gründen und am Wasser liegenden Aeckern. Das ausgetrocknete alte Korn wächset weniger geil und weit gleicher zur Pflanze auf, es treibet daher keine solchen breiten und fetten Blätter als das neue Korn, und verursacht nicht so leicht ein Abfaulen derselben und ein Abfaulen des Stocks. Es geschiehet hier öfters, daß der häufige und tief liegende Schnee nicht allzeit mit Regen abgehet, sondern nach und nach von der Sonne schaumartig schmilzet. Wenn nun durch die Sonne das Land erwärmet wird, und Luft und Winde wegen dem auf dem Saamen liegenden Schnee solchen nicht überstreichen und abtrocknen können, so entstehet eine beitzende Feuchtigkeit unter dieser Decke, wodurch die breiten Blätter in Fäulniß gerathen, zu einer dicken Haut sich bilden, die man gemeiniglich Spinnenweben nennt, und den ganzen Stock verderben. Hingegen das alte Korn entgehet diesem Verderben eher, weil, wie oben gemeldet, seine Blätter schmal und weniger ausgebreitet im Herbst erscheinen. Es erhält sich auch mehr gegen das Auswintern, weil es tiefere Wurzeln schläget als das neue Korn

Korn, folglich fester im Erdboden stehet, und mit mehrerer Kraft den in die Höhe ziehenden und abreisenden Frösten widerstehen kann. Im Herbst stehen zwar seine Pflanzen allzeit dünner und schwächlicher, und doch wird es im Frühling dick genug, weil es selten im Herbst sondern im späten Frühling sich erst bestaudet. Da dieses bey der günstigsten Witterung geschiehet, so kann es so viele Nebensprossen treiben, als die Beschaffenheit und Kraft des Ackers zulässet. Seine Halmen und Aehren sind auch stärker und länger, und seine Körner werden deswegen vollkommner und reichhaltiger. Es scheint auch, daß es härterer und dauerhafter Natur sey, und ist weniger dem Erfrieren der Blüthe ausgesetzet, weswegen es für kalte Gründe und für nahe am Wasser liegende Felder vorzüglich zur Saat zu empfehlen ist. Desgleichen schaden ihm die schädlichen Thaue nicht, weil es später, und also zu einer Zeit in die Höhe geht, wenn solche nicht mehr fallen, und überhaupt hänget sein besseres Gedeihen davon ab, daß es die wärmere und weniger veränderliche Jahrszeit mit seinem Wachsthum erwartet. Ferner hat es noch die vorzügliche Eigenschaft an sich, daß es meistentheils völlig rein vom fremden Zusatz ist. Dieses mag daher kommen, daß der Unkrautsaame durch das einjährige Liegen seine Kraft verlieret, und seltner aufgehet.

d) In einem leichten, trockenen und hitzigen Boden säe man den allermeisten Saamen unter, und will

man ja aufsäen, so sprenge man blos mit wenigen die Furchen aus. Das Untersäen ist deswegen nothwendig, weil die Erde von diesen zu lockern Feldern sich weniger an die Wurzeln anlegt, würde nun der Saame nur auf die Oberfläche gebracht, so geschähe dieses in noch viel geringern Maaß. Desgleichen können die Wurzeln bey einer tiefern Laage mehr Nahrung aus der Erde ziehen, ertragen mit weniger Nachtheil eine spröde und dürre Jahrszeit, und stehen fester im Boden. Und wir haben besonders auf einen wohlbefestigten Stand der Pflanzen Rücksicht zu nehmen, weil es häufig geschiehet, daß bey einer seicht liegenden Einsaat die späten Nachtfröste und die Schlackerregen, welche vom Wind getrieben stark anschlagen, die Erde von den zarten Saugwurzeln abbröckeln und abspühlen. Hieraus entstehet der große Verlust, daß die entblößte Pflanze nur an der Oberfläche klebet, von Sonne und Luft ausgetrocknet, und von einem heftigen Wind bey ihrem ärmlichen Anwuchs leichtlich umgeworfen wird. Ich bediene mich mit vielem Vortheil auf ermeldeten leichten Feldern folgender Methode des Untersäens. Die erste Furche lasse ich vom Beet stark wegfahren, alsdenn diese und die noch unberührten drey Furchen mit Saamen überstreuen, und gewöhnlicher Maaßen das Beet fertig ackern. Hierdurch wird das ganze

Beet

Beet mit Saamen gleich versehen, er kommt tiefer zu liegen, als wenn er in die Beetlein nur allein gesäet wird, und man findet keine leeren Stellen. Ich gebrauche auch keine Egge, um die Erde nicht wieder zu verrücken, und vom Beet abrollend zu machen. Will man die meist gewöhnliche Art des Untersäens gebrauchen, und nicht den Schaden erleiden, daß der Saame ungleich stehe, und entweder oben auf dem Rücken oder auf den Seiten des Beetes in einem Klumpen aufgehe; so lasse man zum wenigsten die Fangfurche nochmahls mit Saamen sprengen, und das Beet mit dem Streichbret stark überstreichen. Dieses wird zwar den Saamen über das ganze Beet mehr verbreiten, aber doch keine solche tiefe Lage desselben verschaffen, die ihn für obenangeführte Unfälle bewahren könnte.

e) In kalten, derben, thonigten, lehmigten und schweren Feldern ist das Aufsäen rathsamer, weil dieser Boden weniger locker ist, und den Wurzeln mehr Anhalt giebt. Die beste Eintheilung des Saamens ist hier, wenn zwey Drittel unter und ein Drittel obenauf gesäet wird. Dieses ist ein gutes Vorsichtsmittel, weil solche Felder die Winterfeuchtigkeiten und einfallende Frühlingsnässe lange bey sich behalten, wodurch es bey ungünstiger rauher Witterung kommen könnte, daß der untergesäete Saame zum Theil in Abstocken und Fäulniß gerathe, und durch die in solchen

Feldern steckende Säuren zerstöhret würde, da die Sonne im Herbst und Frühling zu wenig Kraft, tief in die Erde zu wirken, und die Uebel zu vertreiben hat. Daher ist es der Klugheit gemäß, auf solche Fälle sich vorzubereiten. Stößet denn dem untergesäeten Saamen ein Unfall zu, so ersezet der aufgesäete den Abgang.

f) Soll Korn ausgesäet werden im nassen Boden, der wegen der gebirgigen Lage sogenannte Hungerquellen ausbrechen lässet, die nur bey der Nässe fliessen, keinen beständigen Standort halten, sondern bald hier bald dort zum Vorschein kommen, so ist es Nothwendigkeit, noch etwas dicker aufzusäen. Da dieses aber noch nicht genug ist, den Saamen vor dem Auswintern zu bewahren, so muß man noch die Vorsicht gebrauchen, den Beeten einen erhöhten und nicht mit Gruben und Anhalt begabte abhängige Lage zu geben. Dieses geschiehet, wenn man, nachdem der Acker zur Saat gehörig gepflüget, und mit dem eingebrachten Saamen durch wiederholtes Eggen klar gemacht worden, die Furchen der Beete wieder mit dem Pflug ausstreichet. Hier wäre zur Erleichterung der Arbeit ein Pflug mit zwey Streichbrettern gut zu gebrauchen, wo nemlich eines auf der rechten und eines auf der linken Seite des Pfluges angebracht ist, um sich die Mühe und Zeit zu ersparen, mit einem Pflug, der nur ein Streichbrett hat, hin und wieder

her

her fahren zu müssen. Dieses Ausfahren muß mit allem Fleiß verrichtet werden, damit kein Sägrain stehen bleibe, und die Furche von aller lockern Erde gesäubert werde. Das Wasser wird dann von beyden Seiten in die Furchen absinken, und durch die Wasserfurchen, die um einen auch zwey Zoll tiefer als die Saatfurchen zu ziehen sind, aus dem Acker geleitet werden können. In solchen Feldern darf man es ja nicht an vielen und wohl angebrachten Wasserfurchen fehlen lassen, die Saatfurchen müssen auf der in solche sich neigenden Seite mit der Schaufel aufgemacht, und erstere sauber ausgeschorrt werden.

g) Noch muß ich eines Verlustes gedenken, dem der oben aufgesäte Saamen ausgesetzt ist, nemlich des Vogelfraßes. Bey trockener Zeit und wenn nicht viel Feuchtigkeit im Acker stecket, lieget er lange, ehe er keimet, und kommt kein Regen, so bleibet der von Erden entblößte Saamen den Vögeln zur Speise. Nun haben wir nicht allein im Herbst viele Zugvögel, sondern auch eine große Menge einheimischen Geflügels, als Tauben, Sperlinge, Krähen u. d. gl. Der Waizen ist ihren Nachstellungen mehr als das Korn ausgesetzt. Sie begnügen sich nicht allein mit dem bloß liegenden Körnern, sondern scharren auch sogar den seicht bedeckten Saamen aus, und verzehren ihn. Dieser Verlust muß uns das oben Auffäen noch mehr widerrathen; wo es aber dennoch geschehen muß, so muß der

Saame mit Mistwasser, Lauge und Kalch angefeuchtet und überstreuet werden, welches so wohl den Vögeln als den Mäusen den Apetit verdirbet.

§. 65.

Da wir aus Mangel an Dünger unsere sämmtlichen Brachäcker zur Brachzeit nicht mit Mist versehen können, sondern den Sommer und angehenden Herbst über solchen zu diesem Gebrauch erst zusammen bringen müssen, so kommt es dann, daß wir erst in die Saatfurche den Mist bringen. Da nun das Stroh von dem ausgedroschenen Saamkorn zum Einstreuen mit verwendet wird, aus Uebereilung aber, oder aus andern Zufällen das Korn selten ganz rein ausgedroschen wird, so kommen hiedurch die in den Mist gebrachten Körner wieder mit ihm aufs Feld, und gehen auf. Die Klugheit räth daher an, in solche Felder Korn zu säen. Würden wir dieses nicht thun, sondern Waitzen dahin bringen, so würde der Waitzen stark mit Korn vermenget, welches ihn an Werth und Güte sehr zurücksetzte. Die Kornstengel, die aus dem Mist heraussprossen, erzeigen sich besonders ergiebig, und breiten sich ungleich weiter aus mit Nebensprossen, als die andern Kornstöcke.

§. 66.

In ungeschlachte, verwurzelte, stark steinigte und frisch aufgebrochene Felder säe man ja keinen Waitzen, sondern Korn. Der Waitzen hat einen zärtli-

chen Keim, und kommt wegen diesen Hinderungen nicht aller zum Vorschein. Das Korn aber gleichet in Ansehung des Aufgehens und Durchdringens des Keims dem Haber, es drehet und windet sich öfters hin und her, und suchet eine Oeffnung zu gewinnen. Dazu kömmt noch, daß der Trieb des Korns im Herbst stärker und mächtiger ist als der des Waitzens, wovon sein früheres Aufgehen und die breitere Gestalt ein augenscheinlicher Beweis ist.

§. 67.

Die Art zu ackern, und die Zubereitung der Felder zur Korneinsaat ist die nähmliche, wie ich sie bey dem Waitzen im vorigen Abschnitt angegeben habe, weswegen ich die Leser dahin verweiße.

XIII. Abschnitt.

Vom Sommer-Waitzen.

§. 68.

Der Sommerwaitzen ist eine Frucht, die weniger auf den Dörfern als in den Städten anzubauen angerathen werden kann. Er muß ein geiles, erdenreiches und sehr gutes Feld haben, wenn man Vortheil von ihm einerndten will, deswegen lässet er sich nicht wie eine andere Sommerfrucht auf den mit Wintergetraid besäet gewesenen Aeckern ergiebig ziehen. Man verfährt daher am sichersten, wenn man ihm die Krautfelder, auch wohl noch gute Erdäpfelländereyen bestimmt. Da er aus angeführten Ursachen nicht in Menge gebauet werden kann, wenn er nicht dem nöthigen Gerstenbau die besten Stücken entziehen soll, so können die Dorfsbewohner seinen Anbau den Städtebewohnern gerne überlassen, ohne solche darum zu beneiden. Die Bürger dagegen können allerdings ihre übergeilen Felder mit dieser Frucht am besten benutzen, da ihr Werth ungleich mehr als die Gerste lohnet, und sich bezahlt machet. Der Sommerwaitzen

wächset

wächset gut ins Stroh, und kommt dem Winterwaitzen in der Länge und Stärke ziemlich gleich. Seine Körner sind etwas kleiner als die vom vollkommnen, guten Winterwaitzen, sein Mehl ist schön und weiß, nur etwas weniger als von jenem, und stehet er auf trockenem Boden, so erhält er sich auch rein. Auf nassem Boden aber und bey häufigen Regen ist sich keine ergiebige Erndte davon zu versprechen, weil er nicht allein durch die Vogelwicken gerne zusammen und niedergezogen wird, daß vieler taub bleibet, sondern auch unter den Körnern sich Wasserwicken einfinden, die sein Mehl verderben. Das dazu bestimmte Feld muß sobald als möglich im Frühling gerühret, und die Einsaat auch zeitlich verrichtet werden, damit er nicht zu spät zeitig, und dem Ungezíefer und Vögeln zur Beute werde, die ihn begierig aufsuchen. Bey unbeständigen und regnerischen Wetter in der Erndte ist er den nähmlichen Gefährlichkeiten ausgesetzt, als der Winterwaitzen, und man hat noch mehr davon zu befürchten, weil bey einer späten Reife die Witterung noch mißlicher und unsicherer wird.

XIV. Abschnitt.

Vom Sommerkorn oder Sommerroggen.

§. 69.

Das Sommerkorn ist ein Ersatz des Winterkorns; wenn man sich mit dessen Einsaat verspätet, oder ein nasser Herbst einfällt, wo man deswegen in tiefen Feldern die Ackerarbeit nicht verrichten kann, oder auch Felder hat, die nahe an Waldungen und Gebirgen liegen, wo wegen des rauhen Clima letzteres nicht gedeihet, so muß man Sommerkorn statt Winterkorn wählen. Hieraus erhellet, daß Sommerkorn eine untergeschobene Nothfrucht, und nicht unter die gewöhnlichen Hauptgetraidarten zu zählen ist, daher nicht im Großen zu empfehlen, ausgenommen in den rauhen oben erwähnten Gegenden. Das Winterkorn behält allemahl einen großen Vorzug, und wenn die Natur und andere dringende Umstände uns nicht Hindernisse in den Weg legen, so werden wir mehr Vortheil beym Winter- als Sommerkorn zu genießen haben. Sein Mehl ist zwar zum Verbacken zu verbrauchen, und fället auch weiß aus, nur hat es weniger

Kern,

Kern, und soll beym Backen kurz seyn, nicht gut quellen, und deswegen nicht die beste Nahrung geben. Letzteres kann daher kommen, weil gemeiniglich viel Unkrautsaamen unter solchem wächset, da es nicht allein im nassen und kalten Boden meistentheils gebauet wird, dessen Natur diese Gewächse begünstiget, sondern auch häufiger in der Blüthe von den Mehl- und Honigthauen leidet, wovon unter andern die sogenannten Mutterkörner wachsen, die eine betäubende Eigenschaft haben. Es giebt auch weniger ins Maaß, hat kleinere Körner, und bey regnerischen Zeiten finden sich die Vogelwicken und Klebkräuter ein, die es oben ganz zusammenziehen, und eine Taubheit, zum wenigsten ganz flache Körner verursachen. Auf leichten, dürren und hitzigen Boden will es gar nicht gedeihen, es liebet gründiges, tiefes und in guter Düngung stehendes Land. Seine vornehmste nützliche Eigenschaft bestehet darinnen, daß es auf kühlem Boden gut fortkommt, und an Stroh öfters dem Winterkorn an Länge gleich wächset, nur aber nicht an Aehren, die jederzeit kürzer sind. Als zweyte Frucht nach dem Wintergetraid will es sich nicht ziehen lassen, es muß entweder in die Brachen, die man im Herbst nicht hat bebauen können, oder in die Kraut und Erdäpfelfelder gebracht werden, worinnen die Geilung in vollem Maaße noch befindlich ist. Diese Fettigkeit ziehet es stark an sich, und raubet den Acker mehr aus, als wenn Winterkorn auf selbigem angepflanzet gewesen wäre. Es muß

sehr

sehr zeitig gesäet werden und die erste Saat seyn, die man im Frühling verrichtet. Es ist nicht von Nothwendigkeit, daß das Feld vor der Saat gerühret wird, zumahl wenn Kraut und Erdäpfel vorher darauf gestanden haben. Hat man aber wegen Nässe die Brachen in der Zwenbrache müssen liegen lassen, so muß das Feld gerühret, und der Dung hervorgeackert werden. Die Pflugarbeit beym Säen wird bey dem Sommerkorn und Sommerwaitzen auf gleiche Art verrichtet, wie bey allem Sommergetraid, und ist anzurathen, den Saamen gut einzueggen, weil dies die ersten Saaten sind, worauf das im Winter ausgehungerte Flügelwerk mit großer Freßlust hinfällt, und dadurch ein dünnes Aufgehen bewirket.

XV. Abschnitt.

Von der Gerste.

---

§. 70.

Die Gerste ist hier die vorzüglichste Sommerfrucht, und wird zum Brodbacken stark verbraucht. Der gemeine Landmann nimmt gemeiniglich halb Korn und halb Gersten zu seinem

nem Brod und wenn das Korn entweder durch Auswintern, oder durch einen frühen Haagelschlag oder durch einen andern Unglücksfall verunglückt, so nimmt er noch um $\frac{1}{4}$tel mehr Gerste und bekommt doch ein genießbares Brod davon. Ihre Nutzbarkeit für Menschen und Vieh ist groß und vielfältig, und ich will nicht allein die bekantesten Vorzüge sondern auch die Behandlung anzeigen, die bey ihrem Erbau die meiste und gröste Sorgfalt unter allen andern Getraidarten erfordert, mit erstern aber anfangen.

a) Von der Gerste brauen wir unser Bier, einen in jeder Hinsicht gesunden Trank und ein stärkendes Mittel dem arbeitenden Landmann seine Kräfte zu ersetzen. Da wir hier keinen Weinwuchs haben, so vertritt das Bier dessen Stelle ganz zuverlässig, ist unserer Natur und unserm Clima mehr angemessen, und jeder kann sich wegen seines wohlfeilen Preißes dieser Wohlthat bedienen.

b) Zum Brandtewein ist die Gerste unentbehrlich, und wenn sie gemaltzet, dadurch mürbe gemacht und geschroten dem Brandteweingut beygemischet wird, so theilet sie ihm nicht allein ihre geistigen Theile mit, sondern verhindert auch das Anlegen in der Blase. Aus Mangel des Weins müssen wir uns dieses geistreichen Mittels zur Verdauung wie auch bey unserer öfters eintretenden rauhen, kalten und neblichten Witterung als eine Arzeney bedienen.

c) Die

c) Die Gerste giebt gute und nahrhafte Mehlspeißen, besonders für den stark arbeitenden Handwerker und Bauersmann. Man kann mit ihrem Mehl allerley Veränderung in der Zubereitung machen, und die gemeine Volksklasse liebet diese Mehlspeißen ungleich mehr als jedes andere Gemüß. Sie sind ihr auch zuträglicher und stärkender, und ihre festern Theile haben einen längern Nachhalt als die wässerigten Gemüßarten.

d) Wenn wir die Gerste veredlen, und in Malz verwandeln, so giebt dieses einen der vorzüglichsten einheimischen Nahrungszweig ab. Es wird durch daß daraus gewonnene Bier nicht allein unter uns ein groser Geldumlauf bewirket, sondern durch die Trebern gewinnen wir ebenfalls, die zur Mästung des Viehes sehr vortheilhaft gebraucht wird, und sonach giebt sich der Nutzen derGerste mittelbar bis auf die bessere Bedüngung der Aecker merkbar zu erkennen. Hieraus ist abzunehmen, daß die Gerste unter die vornehmsten unserer Landesprodukte gehöret.

e) Das Stroh von der Gerste ist für unser Zugvieh gedeihlicher und nährender als das Stroh von Winterfrüchten, da es leichter zu zerkauen, und zu verdauen ist. Noch schmackhafter und stärkender wird es, wenn es mit Graßarten vermischet ist, welches gemeiniglich der Fall ist, besonders wenn die Gerste von derben und niedrigen Feldern herstammet. Die Siede giebt eine

eine gute Brühe, und wird mit Vermischung von Kraut und Erdäpfeln oder andern saftigen Fütterungsmitteln mit vielem Nutzen verbrauchet.

f) Die Gerste wächset und reifet geschwinder als jede andere Getraidsorte, und in einer Zeit von längstens drey Monathen vollendet sie ihr ganzes Wachsthum. Es ist eine bekannte und aus der Erfahrung bestättigte Wahrheit, daß je länger eine Frucht auf dem Feld verweilet, sie dasselbe desto mehr entkräftet. Die Gerste ist also wegen ihres kurzen Aufenthaltes kein sehr auszehrendes Gewächs, und schon dieses sollte uns zu ihren Anbau geneigter machen, da unser dürftiger Boden aller nur möglichen Schonung bedarf.

g) Wegen ihrer baldigen Zeitigung schicket sich die Gerste ganz für unser Clima, da, wie bekannt, unsere Sommer kurz sind, und die Reife sich bald einstellen. Alle spät zeitig werdende Früchte bekommen selten bey uns ihre Vollkommenheit, und selbst die Gerste, wenn wir uns mit der Einsaat verspäten, liefert flache Körner, an welcher die Granen, hier Greten genannt, sitzen bleiben. (Der Käufer verliehret nicht allein hiedurch, daß die langen Spitzen einen leeren Raum im Messen verursachen, und er daher weniger Körner erhält, sondern auch leidet er Verlust an der Güte, weil späte Gerste jederzeit hülsigt ist, und weniger Kern als die frühe Sorte gewähret.)

§. 71.

Es giebt mancherley Sorten der Gerste, als vielzeilige Wintergerste, vierzeilige Sommergerste, vierzeilige nackte Gerste, Reiß= oder Bartgerste, zweyzeilige Sommergerste und noch mehr dergleichen Abarten. Leztere Gattung, nämlich die gemeine zweyzeilige Sommergerste, ist für uns im Großen anzubauen, die vortheilhafteste und brauchbarste. Da wir zu unsern Bierbrauen viel Gersten anwenden müssen, so müssen wir hauptsächlich auf diese Sorte bedacht seyn, und sie in möglichster Menge zu erbauen suchen, da sie sich besser als erstere Sorten zum Mulzen schicket. Zur Ursache hievon kann ich mir nichts anders denken, als daß die erstern Sorten zu viel Fleisch oder Kern haben, welcher den Blattkeim bald treibet, und zum Vorschein kommmen lässet. Da nun dieser bey dem Malz nicht erscheinen darf, sondern nur die Wurzeln; weil sonsten die beste Kraft verloren gienge, so mag es seyn, daß unsere gemeine zweyzeilige Gerste wegen ihres wenigern Kerns und daher auch weniger wirksamen Triebs sich beym Mulzen abhalten lässet, den Ackerkeim vorzutreiben, und nur zu wurzeln sich bestrebt. Auf dem Halm erhält sich diese auch fester als die angeführten erstern Gattungen, und ihre Aehren sind in unsern gebürgigen Gegenden, wo häufige Sturm= und Wirbelwinde einfallen, dem Abbrechen weniger ausgesetzet. Ihre Körner sitzen sodann in den Aehren fester, und was das vorzüglich=

lichste Gute ist, sie begnüget sich mit unsern Mittelfeldern, wenn erstere Sorten ein fettes und gründiges Land verlangen, welche Qualitäten unsere dürftigen Dorfsfelder selten besitzen. Noch muß ich zweyer Abarten der gemeinen zweyzeiligen Gerste gedenken, die wir braun und weise nennen. Die braune hat einen starken Halm, bricht nicht bald ein, erhält sich länger gerade stehend, und wächset besser in steinigten und hohen Feldern. Die weise aber ist um etwas weniges schwächer von Halm, hänget bald mit den Aehren ein, weswegen man mit dem Abmächen nicht säumen darf, sie muß besseres Land haben, worauf keine Steine befindlich sind, und erfordert also mehr Aufsicht. In Ansehung der Güte aber ist die weise der braunen vorzuziehen, da die Körner einen dünnern Balg und mehr Kern besitzen, weswegen sie reichlichers Mehl und Bier liefert. Ein jeder Landwirth sollte wegen diesen merklichen Unterschied diese beyden Sorten anbauen, und einer jeden ihren passenden Standort mit Klugheit anweisen. Er hüte sich aber, daß die Saamen nicht vermenget werden, weil solche nicht gleich zeitigen, im Mulzen ungleich weichen, und folglich auch verschieden wachsen.

§. 72.

Es ist bekannt, daß die Gerste unter allen gewöhnlichen Sommerfrüchten die ekelste ist, und sich nicht für alle Erdarten schicket. Daher geräth diese Frucht selten allezeit reichlich, besonders bey ungün-

ungünstiger rauher Witterung. Es muß eine gehörige Auswahl der Felder getroffen werden, und da hier zu Lande häufig hierinnen gefehlt wird; so will ich einige Bemerkungen angeben, deren Befolgung den aufmerksamen Landwirth gewiß nicht reuen wird.

a) Ganz leichtes und schieferigtes Erdreich ist für Gerste untauglich, da solches meistentheils von dürrer und hitziger Natur ist. Sie liebet zwar Feuchtigkeit, Ueberfluß von Nässe aber machet sie gelb, und hindert ihren Wachsthum, besonders wenn sich kalte und rauhe Witterung dazu gesellet. Sie verlanget einen etwas starken und fetten Boden, der aber bey der Zubereitung mürbe gemacht, und von Quecken und Wurzeln gereiniget seyn muß. In einem thonigtem Boden kommt sie nicht wohl fort, weil solcher zu fest und bündig wird, daß die zarten Wurzeln sich nicht ausbreiten, und Nahrungsstoff genug aus der Erde an sich ziehen können. Ein mit Sand vermischter lehmigter Boden ist unter allen Arten von Mittelland für die Gerste am zuträglichsten, und solches Erdreich trift man in unserer Landschaft am häufigsten an. In einem gründigen und tief liegenden fetten Acker bringet die Gerste noch reichlichere Früchte als in dem eben angeführten Mittelboden, nur aber darf er nicht naß seyn. Erwäget man, daß in unserer gebürgigen und waldigten Lage anhaltende kalte Regen und rauhe Witterung häufiger sich einfinden als in einem ebenem

Land,

Land, so würden wir mehr Miswachs zu erwarten haben, wenn unsere Gerstenfelder alle tief, stark und dabey naß wären. Unser weniger erdenreicher Acker kann mehr Nässe vertragen, und trocknet bald ab, deswegen werden wir bey unserer gewöhnlichen Witterung in unsern Mittelboden eher gewinnen als verliehren. Auch ist ein kaltgründiger dabey aber wohlgedüngter Boden einem hitzigen vorzuziehen, und die Gerste wiederstehet alda der ihr schädlichem Dürre,

b) Da der Fall hier öfters eintritt, daß bey dem Anbau der Braache mit Sömmerung diese Felder nur spät zur Einsaat der Winterfrucht gelangen können, und um das Auswintern zu vermeiden, über Winters liegen bleiben müssen, so sollte man diese lieber mit Sommerkorn als mit Gerste besäen. Denn wählet man Gerste, so muß im folgendem Jahr nochmals Gerste darauf folgen, um die gleiche Stärke der Zellichen zu erhalten, und die Ordnung des nöthigen Gerstenbaues wieder herzustellen. Diese zweyte Saat fällt gemeiniglich schlecht aus, weil die Gerste durchaus Fettigkeit und Nahrungssäfte verlanget, und wenn die erste Gerste solche an sich gezogen hat, so bleibet der zweyten wenig von dergleichen Theilen mehr übrig. Zu dem lehret die Erfahrung, daß wenn zwey gleiche Früchte hinter einander folgen, die letztere weit hinter der ersten zurück bleibet. Ich will lieber anrathen, und der Erfolg hat mich beleh-

belehret, daß man in solchen Nothfall zur zweyten Frucht Winterkorn säe, wo man auf mehrerern Gewinn sicher rechnen darf.

c) Wiederholt sage ich nochmals, daß man auf eine reichliche Gerstenerndte aufsehen kann, wenn der Acker in guter Düngung stehet. Denn die im Acker steckende Fettigkeit leistet nicht allein der Dürre mehr Wiederstand, sondern sie mäßigt auch in nassen Jahren die allzu große Feuchtigkeit, und machet sie weniger schädlich. Wer die Kräfte eines Ackers und seine Bestellung kennen lernen will, der betrachte nur den Wuchs der Gerste, und dieses wird ihm augenscheinlich zeigen, ob sie mächtig oder ärmlich beschaffen sind. Am Korn ist dieses Merkmahl nicht abzunehmen, weil solches gedünget wird, die Gerste muß aber ohne solches erneuertes Hülfsmittel wachsen.

§. 73.

Die Zubereitung der Gerstenfelder muß mit möglichster Accuratesse und bey bester Witterung verrichtet werden, damit das Erdreich sich klar mache, und alle kleinen Klösse zerfallen. Ganz unrecht ist es daher, wenn die Korn- und Waizenstoppeln von nachlässigen Landwirthen im Herbst nur gestürzet, das heißt, das ganze Beet mit 2 Furchen umgewendet wird. Das Beet wird durch ein solches Verfahren in der Mitte wohl auseinander getheilet, auf der Seiten aber bleibet es meistentheils ganz. Es wird dieses ganz gebliebene

bene mit Erde überstrichen, und einem Unerfahrnen ein Blendwerk vorgemacht, als ob es gehörig geackert sey. Wenn dann im Frühling das Feld geruhret wird, so hebet sich dieses Unberührte im Ganzen wieder herum, der Frost hat die Erde nicht gemürbet, und das Feld bleibet ungeschlacht. Bey einem leichten, sandigen und an Erden armen Feld bringt zwar das Stürzen angeführtes Uebel wegen seiner natürlichen Mürbigkeit nicht zu Wege, es wird aber überackert, das heißt zu tief untergegriffen, damit das Beet zusammen fallen kann. Ein fleisiger Landmann wird sich gewiß durch dieses Mittel die Arbeit nicht erleichtern, seinem Zugvieh die Last vermehren, und die Vorbereitung des Felds nur zum Schein verrichten wollen, sondern er wird mit Ordnung das Beet mit 4 Furchen bearbeiten, die Stoppeln zum Verwesen auf die umgekehrte Seite bringen, und dadurch dem Frost und übrigen atmossphärischen Einflüssen einen leichtern Eingang verschaffen.

a) Das Ackern im Frühling, die Ruhr oder Rührung genannt, muß nicht zu frühzeitig geschehen, wenn die Winterfeuchte noch zu sehr im Feld stehet. Man muß damit so lange warten, bis der Acker etwas ausgetrocknet ist, und auszuschlagen anfänget. Dadurch bewirket man, daß der aufgehende Unkrautsaame in seinem Wachsthum gehindert und zerstöret, wie auch die durch den Winterfrost mürbe gemachte Erde nicht in Stücken und Klössen hervorgebracht wird. Bey nassen, lehmigten und tief liegen-

gen Feldern muß besonders darauf gesehen werden, daß die Ruhr zu einer solchen Zeit geschehe, wo das Land nicht ganz ausgetrocknet sondern nach der Landessprache noch zweyzach ist. Dann wird das Streichbrett des Pflugs die Stücken zerdrücken und klar machen, bey einer völligen ausgedürrten Sprödigkeit hingegen brechen ganze Stücke herum, die nicht zerfallen, und sich zerreiben lassen. Bey einem sandigen und trockenen Feld muß man rühren, wenn es noch mehr Winterfeuchte in sich enthält als voriges, weil es sonst zu locker, und alle Feuchtigkeit von Luft und Sonne ausgezogen wird.

b) Sehr nützlich habe auch gefunden, daß man die derben und schweren Felder erst anraine, und in Zeit von 8 bis 10 Tagen hinterdrein ausackere, damit sie mehr offen zu liegen kommen, und besser austrocknen können. Durch ein wiederholtes Berühren mit dem Pflug wird das Land lockerer erhalten, und setzet sich nicht so fest zusammen, als wenn das Ackern auf einmal geschiehet. Desgleichen dienet solches zweymalige Ackern, daß den Feldern, die zum Unkrauttragen geneigt sind, nicht Zeit gelassen wird, sich mit solchen stark überziehen zu können, weil beym Ausackern der Anflug zerstöret, und durch die auf das Beetlein vom Rain gebrachte Erde erstickt, und zur Fäulniß gebracht wird.

c) Das Rühren muß nicht zu tief verrichtet und keine ungebaute Erde hervor gebracht werden.

Diese

Diese hat dann zu wenig Zeit, zu verwittern und sich mit Luft- und Dungtheilen zu schwängern. Wird nun toder Boden auf die Oberfläche gebracht, so kommt der Saame auf diese unfruchtbare Erde zu liegen, und es entstehet ein Misrathen der Gerste. Das rechte Maaß zum Pflügen ist, die vorjährige Saatfurche zu unterfahren, und sie empor zu bringeu.

§. 74.

Von der Saatzeit der Gerste eine gewisse Bestimmung anzugeben, wird jezt und allezeit ein Räthsel bleiben. Frühe und späte Frühjahre, nasse und trockene Jahreszeiten verrücken zu oft das Ziel, und wir müssen der Natur folgen, wenn sie uns Anzeigen giebt. Da dieses nicht eher als bey einfallender gemäsigter Witterung geschiehet, so will ich unter andern als Merkmahl anführen, wenn die Erlen und der Schleendornstrauch ausschlagen, und der letztere blühet. Der gemeine Landmann hat auch seinen Glauben an der sogenannten Waldgerste, und will aus solcher, ihren langen und dicken Stand und das Gerathen einer frühern, mittlern oder spätern Gerstensaat zum voraus wissen. Diese Bemerkung trift öfters zu, doch ist sie nicht als unfehlbar auzunehmen. Da die Gerste ein zärtliches und weichliches Gewächs ist, so kann man mit mehrerer Gewisheit sagen: man warte die gemäßigte Frühlingszeit ab, wo die Erde erwärmet ist. Säet man vor dieser Zeit, so wird die Gerste lange mit dem Aufgehen verweilen,

weilen, und das Unkraut vor ihn zum Vorschein kommen, dem rauhe und kalte Witterung keine Hinderniß ist. Hiedurch wird weiterhin die Gerste verdränget, sie bleibt kurz und schwach von Stroh und Aehren, und wird noch dazu unrein. Zu spät Gersten zu säen ist aber ebenfalls unräthlich, und oben ist dargethan worden, daß eine ganz spate Saat wenig und schlechte Körner liefert. In Schocken und in der Länge des Strohs erzeiget sie sich aber ergiebig, und die frühe Gerste bleibet hierinnen zurück. Die Zeit die Gerstensaat zu vollbringen, muß nicht über den Monath May hinausreichen, und was schon zu Ende May oder gar Anfangs Junii noch gesäet wird, wird nicht gehörig zeitig, und die Reife machen es entweder auf den Halm nothreif, oder man muß es unreif abhauen, und auf den Schwaden zusammen schwinden lassen.

a) Bey der Gerstensaat ist ferner zu beobachten, daß man vor einen zu befürchtenden Regen oder während eines Regens und abwechselnden Wetters nicht säe. Die Felder erhalten davon eine Schwere, setzen sich fest zusammen, und verhindern den Durchbruch des zarten Blattkeims. Desgleichen muß man sich hüten, auf steinigte Felder zu säen, wenn die Steine vom Regen noch naß sind. Der Saame bleibet an den Steinen kleben, gelanget nicht in die Erde, worinnen er doch nur Wurzeln schlagen kann, und kann daher nur dünn aufgehen. Nach einem kleinen Regen aber, oder bey neblichtem Wet-

Wetter ist es besonders zuträglich zu säen, weil alsdenn die in der Luft schwebende Dünste sich den offenem Acker mittheilen und zur Fruchtbarkeit und baldigem Aufgehen viel beytragen. Auf einem sandigen und leichten Boden ist dieses vornehmlich zu beobachten und hier ist es mehr nützlich als schädlich, der Saat mehrere als zu wenige Feuchtigkeit zu geben. Desgleichen darf man auch nach einem Regen, der das Feld nur nicht durchaus ernässet und schmierig gemacht, auf einem schweren und bündigen Acker säen, nachdem die Oberfläche abgetrocknet, und Sonnenschein zu erwarten ist.

b) Trift es sich, daß in den ersten 24 Stunden nach der Saat, ehe das Feld oben abgetrocknet, und wie man hier säget, weiß geworden ist, ein starker Regen fället, so wird sich dasselbe dadurch auf der Oberfläche fest zusammen setzen und eine harte Rinde bekommen. Der zarte Keim kann alsdenn nicht frey hervorstechen, sondern krümmet sich unter der Rinde; zum Theil verweset er wieder, und zum Theil kommt er bey den Ritzen und Spaltungen der Rinde gelb und zerknickt zum Vorschein. Hierdurch wird die Gerste gleich in ihrer ersten Entstehung stark zurückgesetzt, und doch hänget ihr Gedeihen von einem gesunden Urstoff ab. Kommt kein Regen, der sie in kurzer Zeit von dieser Einschränkung befreyet, und die Rinde aufweichet, so ist es nöthig, nachdem das Feld abgetrocknet, jedem Beet mit einer scharfen und

be-

beschwerten Egge einen auch zwey Striche zu geben, wodurch die Rinde zerbrochen, und die Erde wieder locker und zum Einfluß der Luftsalze empfänglich gemacht wird. Sollte man auch vergebens auf Regen gehoffet haben, wodurch es kommen kann, daß einige Tage verstrichen sind, während welcher die Gerste Wurzeln geschlagen und gekeimet hätte, so lasse man sich nicht abschrecken, das Feld aufzueggen, sollten auch einige Keime dadurch abgebrochen werden, so ist es doch rathsamer, diesen kleinen Verlust, als den grosen eines dünnen ärmlichen Wuchses zu leiden. Dieses Aufeggen bringet noch den Vortheil, daß die aufgegangenen Unkrautsaamen aus ihrer Lage gebracht werden, und an der Sonne und Luft verdorren, wenn sie unbedeckt mit Erde oben auf dem Beet liegen.

c) Die Gerste muß dicker gesäet werden, als das Wintergetraid, und die Proportion mögte hier diese seyn, dahin wo 4 Achtel Korn hinfället, 5 Achtel Gersten zu bringen. Die Ursach ist, weil sie weniger Zeit sich zu bestauden hat als selbiges. Die im May stark wirkende Sonne befördert bey dieser ein jähligers Aufschossen, sie tritt bald in die Halmenglieder, und das Ausbreiten des Stocks findet dann nicht mehr statt. Wollten wir hier Saamen ersparen, und dünn säen, so würden wir uns großen Schaden zuziehen, und statt Gerstengarben Graßbüscheln bauen. Denn das Graß und Unkraut

kraut würde zu viel Raum erhalten, sich stark auszubreiten, dadurch die Oberhand über die Frucht bekommen, und solche verdrängen. Ferner, in einem kaltgründigen und nassen Boden muß ungleich dicker gesäet werden, als in einem warmen und trockenem. Die Gerste stocket im erstern weniger, und wegen der in solchen Boden steckenden Säure verdampfen viele Körner, auch ist er von Natur geneigter, Graß und Unkraut zu tragen.

d) Es ist ein von allen Oeconomen anerkannter Vortheil, das Saamengetraid aller Art öfters zu verwechseln, und von andern Orten her zu nehmen. Nun wird keine Sorte von Früchten eher unrein, und erhält so mancherley fremden Zusatz als die Gerste. In unsern kalten Clima ereignet sich dieser Fall noch häufiger als in einer gemäsigten Gegend, da, wie im vorhergehenden angeführt worden, die Natur unserer kalten Felder zur Unkrautfortpflanzung sehr geneigt ist. Wir haben also in der That mehr darauf zu sehen, öfters eine Veränderung des Saamens vorzunehmen, als es zeithero von den meisten Landleuten geschehen, damit wir sowohl im Verbrauch und Verkauf nicht beeinträchtiget werden, sondern auch unsere Felder nicht verderben und aussaugen. Desgleichen werden wir auch einen großen Unterschied in Ansehung des reichlichern Erbaues vermerken, wenn wir statt selbst gezogenen, fremden Saamen aussäen.

e) In einem mürben, trockenem mit Steinen und Sand vermischtem hitzigem Boden muß man die Gerste mehr unter- als aufsäen. Das Verhältniß mögte ohngefähr seyn, $\frac{3}{4}$ unter und $\frac{1}{4}$ oben auf zu säen. Da diese Felder von Natur ein lockeres Erdreich haben, und die Sonnenstrahlen stark eindringen lassen, so werden durch eine tiefere Lage die Wurzeln gegen die brennende Sonnenhitze mehr geschützet, und bey Regengüssen die Erde nicht so leichtlich davon abgespület.

f) Auf einem schweren, tiefen und kalten Boden hingegen säe man $\frac{2}{3}$ unter und $\frac{1}{3}$ oben auf, und in einem kalten Jahrsgang würde es nicht unrecht seyn, wenn man beydes zu gleichen Theilen thäte. Diese Art Felder sind erdenreicher, dabey aber weniger mürbe, öfters auch ungeschlachtet. Der Nutzen einer stärkern Aufsaat bestehet darinnen, daß die Gerste, die die Wärme liebet, auf der Oberfläche von dem wohlthätigen Einfluß der Sonne eher getroffen wird, und sich nicht durch viele Erde beym Aufgehen herauswinden muß. Dergleichen Land wird auch, vermöge seiner bündigen Eigenschaft, sich fester an die Wurzeln anheften, und bey Regengüssen sich nicht so leicht wegschwemmen lassen. Ferner setzet es sich in der Tiefe bald wieder fest zusammen, auf der Oberfläche aber erhält es länger die Lockerheit, besonders bey warmer Witterung. Hieraus ist

ist die Nathwendigkeit eines stärkern Aussäens einleuchtend zu erkennen.

g) Noch muß ich der gewöhnlichsten Unkräuter gedenken, die unter der Gerste nach Verschiedenheit der Felder freywillig wachsen. Auf trockenen und hitzigen Aeckrrn sind unter mehrerern die häufigsten Tobelkrauk, Wildhaber: und H.derich; auf nassen gesellet sich noch ausser diesen die Wasserwicke hinzu. Sämtlich verderben sie das Mehl in der Menge und Güte, und sind vornemlich bey der Brauerey sehr nachtheilig.

h) Das Pflügen zur Saat muß seicht verrichtet, die Beetlein gut niedergestrichen, und die Ranie gleich getheilet und über solche ausgebreitet werden. Der Blattkeim der Gerste ist wie der des Waitzens weichlich, uud windet sich nicht so leicht unter vieler Erde durch, als andere Getraidsorten. Muß er dieses thun, so kommt er gelb, entkräftet und verkrüppelt zum Vorschein, znmal in schweren und bündigem Land, die Pflanze leidet gleich bey ihrer Entstehung, und wird von einem geschwinden und geilem Wuchs abgehalten. Misrathen der Gerste kommt auch öfters von einem unregelmäsigen Ackern her, welches der hiesige Landmann ein Verackern nennet, ein Nachlässiger schiebet dann die Schuld auf die Witterung, wenn er sie allein sich zuschreiben sollte.

i) Das Eineggen muß mit der größten Sorgfalt geschehen, die Egge muß mit jedem Tritt

in

in die Höhe gehoben, oder nach hiesiger Sprache gelüftet werden, damit der Saame von einem vor oder unterliegenden Stein oder Schrollen nicht zusammen geschoben, uud dadurch Gruben ins Feld gezogen werden. Durch ein ordentliches Eggen werden die Klöße zermalmet, die Erde mürbe und locker gemacht, der Saame wohl unter = und die Unkrautwurzeln heraus gebracht. Die Egge muß nicht zu leicht und zu sehr abgenutzt seyn, auch die Spitzen der Zähne öfters geschärfet werden.

XVI. Abschnitt.

Vom Haber.

§. 75.

Der Haber ist eine Sommerfrucht, die nicht so zärtlich ist als die übrigen Arten des Sommergetraides. Er kommt auf einem Boden fort, der für andere nicht gut genug seyn würde. Daher kann bey der Eintheilung in drey Zelliche die Auswahl der Felder für denselben ohne Mühe getroffen werden, da er auf magern, hitzigen, horstigen, nassen und sehr derben Land besser wächset als die Gerste. Bey uns bauen wir gemeinen weisen

Haber,

Haber, Rauchhaber mit langen Schnurren, und in einigen Orten auch schwarzen Haber.

a) Unsere Gegend hat viel dergleichen Land, deswegen ist der Haber uns unentbehrlich, und von großem Nutzen. Wir würden genöthiget seyn, entweder solche Felder in der Sommerart meistens mit Schaden anzubauen, oder sie gar öde liegen zu lassen.

b) Er ist für die Menschen zur Speise gut zu gebrauchen, und sein Mehl und Grütze sind nahrhaft und gesund. In Ermangelung der Gerste kann er mit gemulzet werden, und giebt nach Verhältniß seiner innern Güte ein ziemlich gutes Bier her, wenn man zu jedem Gebräude ausser dem Gerstenmalz ein paar Säcke gemulzten Haber mit nimmt, solchen besonders schrotet, uud dann mit brauet. Das Bier erhält dadurch einen angenehmen Geschmack, und wegen seiner Leichtigkeit und Hülsen macht er, daß die Mösch, wie wir es nennen, sich besser hebet, und das Gerstenmalz besser ausbräuet. Man rechnet hier zwey Scheffel Haber, für einen Scheffel Gerste; ist er schwer und körnigt, so wird das Verhältniß noch vortheilhafter.

c) Besonders gedeihlich ist der Haber für das Mastvieh, wenn er in Pfannen geröstet, und zum letzten Abendsutter unvermischt gegeben wird. Das Vieh wiederkauet darauf gut, verdauet daher besser, und sein Gedeihen hängt sehr hievon ab. Für die Pferde ist er das beste und gesundeste Futtergetraid, weil er nicht so viele

L blig-

öligte Bestandtheile als die andern harten Früchte in sich enthält, und daher ihrer hitzigen Natur mehr angemessen ist. Wegen seiner länglichen Gestalt und harten Hülsen zerkauen diese ihn auch gehörig, da sie im Gegentheil die kurzen und hülsigten Körner von harter Frucht ganz verschlucken, welche dann auch, ohne verdaut worden zu seyn, ganz wieder abgehen.

d) Das Haberstroh ist für das Rindvieh zur Winterfütterung statt schlechten Heues gut zu gebrauchen, und wird sehr begierig von selbigem verzehret, weil theils die flachen Körner nicht sämmtlich rein ausgedroschen werden, theils auch, weil gemeiniglich Gras unter dem Haber mit wächset und unter dem Stroh bleibet. wohlmeinend rathe ich aber hier jedem Landmann, fleißig nach den Augen seines Rindviehs zu sehen, wenn er dergleichen Stroh füttert. Die Habersiede fällt wegen ihrer Leichtigkeit bey dem Herausziehen aus den Raufen dem Vieh öfters in die Augen, leget sich bald fest an, und verdirbet mittelst eines daher entstehenden Fells das Gesicht, wenn nicht in Zeiten Hülfsmittel dagegen angewendet werden.

e) Die Wald- und Gebirgsgegenden haben vom Haberbau die ansehnlichste Geldeinnahme, da sie ihn wegen ihres sterilen Bodens am stärksten anbauen müssen, und er auch da am besten gedeihet. Harte Früchte gerathen selten bey ihnen, und das wenige, was noch da wächset, kann nicht zu Geld gemacht werden, indem es

für

für den eigenen Gebrauch bey weitem nicht hinlänglich ist. Die Bewohner angeführter rauher Gegenden verkaufen daher vielen Haber in solche Gegenden, wo derselbe minder häufig gebaut wird und doch wegen der starken Pferdefütterung nicht entbehrt werden kann.

f) Wenn andere Sommerfrüchte wegen Kälte, oder Nässe oder rauher spröden Witterung gelb und im Wachsthum zurück gehalten werden, so widerstehet der Haber solchen Zufällen am längsten, und erhohlet sich bey günstiger Witterung viel eher als jene. Er passet also ganz für unser veränderliches Clima, und kann unter die einheimischen Früchte gerechnet werden.

g) Es trifft sich zu Zeiten, daß Winter- und Sommerfrüchte zugleich zeitig werden und der Landmann in Verlegenheit kommt, wo er zuerst anfangen soll, um den größten Schaden zu vermeiden. Hier erhält sich der Haber am längsten, er fällt nicht so leicht um oder bricht ein, wie die andern Halmgewächse, und seine Körner werden auch durch dieses Verweilen, wenn es nicht gar zu lange dauert, weder zum Ausfallen los, noch verändert sich ihre Farbe und werden grau. Regnet es, indem er auf Schwaden lieget, auch anhaltend einige Zeit fort, so kann er dieses ohne Verlust vertragen, da andere Sorten davon verderben und auswachsen. Beym Auffammeln brauchet er weniger Sonnenschein, er trocknet von der Luft aus,

und behält er auch noch etwas Feuchtigkeit bey sich, so schadet dies seinem Stroh und Körnern weniger, als andern Getraide. Alles dieses sind Vorzüge, die den Haber für unser veränderliches Clima in der Erndtezeit sehr empfehlen.

h) Der Haber ist auch als Saat bey Urbarmachung ödgelegener Gründe vor andern zu gebrauchen. Solches Land ist noch nicht klar und mürbe, der Rasen ist nicht ganz gefaulet, es finden sich vielmehr große Stücken von ihm vor, und solches neu aufgerissene Land ist nie, und kann auch nicht völlig durchgepflüget werden. Alles dieses sind Hindernisse, die dem Gedeihen jeder anderer Sommerfrucht sehr schädlich sind. Der Haber hingegen windet sich durch sie alle am ersten durch, und wuchert auf neuem Land vorzüglich.

i) Unter den mancherley Sorten von Haber ist der gemeine weiße Haber vor andern anzubauen. Die andern Gattungen verlangen besseres Land, und sind sie auch schwerer und mehlreicher, so geben sie doch nicht soviel ins Maaß. Besonders hüte man sich vor dem langschnurrigten schwärzlichen Haber, er füllt zwar wegen seiner Gestalt das Maaß, hat aber wenig wahren Gehalt.

§. 76.

Aus dem bisher angeführten wird zu ersehen seyn, daß der Haber, ob er gleich unter die rauhen

Früchte

Früchte gezählet wird, dennoch ein sehr gut loh- nendes Gewächs sey. Wir sollten daher um einen höhern Ertrag unserer Grundstücke zu bewirken, und mehr mit Gewisheit auf ihre Ergiebigkeit rech- nen zu können, den Haberanbau vermehren. Hier- unter verstehe ich, daß man nicht blos allein die schlechtesten Felder hiezu gebrauche, sondern mehr von solchen Mittelfeldern mit Haber ansäete, wo nur ein sehr mäßiger Gerstenertrag zu erwarten wä- re. Auf solchen ist eine reiche Habererndte zu hof- fen, und der Gewinn von dieser ist gewiß weit beträchtlicher, als von einem unsichern Gerstenan- bau, der auch in den besten Jahren unsre Hofnung so oftmals täuscht. Wir müssen aber auch den Haberfeldern eine bessere Zubereitung geben, und dies wird geschehen, wenn wir

a) die schweren und nassen für Haber bestimmten Aecker in Herbst gehörig umackern, und nicht wie es gemeiniglich geschiehet, den Saamen auf das ganze Feld, die sogenannte Schwarde, hin- säen. Denn dieser Boden ist jederzeit lehmigt oder thonigt, lieget fest beysammen, und wird durch das seichte Saatackern nicht genugsam aufgelockert. Ist er nun im Herbst umgepflüget worden, so hat der Frost das Erdreich in die Höhe gehoben und mürbe gemacht, und da die Habersaat im Frühling die erste ist, so ist das Feld nun weniger schmierig und derb, und die Winternässe und Säuren verdunsten eher. Auf leichten, horstigen nnd sandigen Feldern kann man freylich das Herbstackern entbehren, und sich

der Schwardensaat bedienen, weil diese bald austrocknen, und jederzeit locker sind.

b) Der Haber artet auf schlechten und hitzigen Feldern aus, und wird kleinkörnigt, flacher und schnurrigter, als er ausgesäet worden. Auf schweren und nassen Boden wird er unrein, und besaamet sich häufig mit Wicken, Dobel und mehr dergleichen Unrath. Der Saamhaber muß daher von diesen beyderley Feldern nicht genommen werden, sondern von den besten Haberäckern, weil solche den Haber verbessern, und ihm obige Unarten benehmen. Der Umsatz von andern Orten ist ebenfalls anzurathen, und man wird finden, daß fremder Saame sich einige Jahre in seiner Güte erhält, und auch besser fruchtet.

c) Das Pflügen zur Habersaat darf nicht zu tief verrichtet werden, da sonsten viele Körner ersticken und zurückbleiben, zumal in einem nassen schweren Acker. Doch verträget er ein tieferes Ackern als die Gerste, und man thut besser, wenn man ihn ganz untersäet, und gar keinen oben auf das Beet bringet; da er wegen seiner starken Hülse Feuchtigkeit zum Wurzeln und Keimtreiben erfordert, und wenn er aufgesäet würde diese auf der Oberfläche nicht finden, sondern verdampfen, und vom Ungeziefer und den Vögeln verzehret werden würde, Der Saame muß selbst bey der günstigsten Witterung und wenn auch noch Feuchtung im Feld stecket, doch 14 Tage in der Erde liegen, ehe er

er aufgehet, und öfters verweilet er sich noch länger, wenn rauhe und spröde Tage einfallen. Eben deswegen erfordert er eine frühzeitige Saat besonders auf leichten und horstigen Feldern. Und man lasse sich daher wenn einige Winterfeuchtigkeit in denselben befindlich ist, und die Erde auf der Unterfläche sich schwarz und noch derb aufackert, nicht von der Einsaat abhalten, es ist mehr nützlich als schädlich.

d) Das Ueberfahren mit der Egge muß nicht unterlassen werden, es werden dadurch die hohen Stücken der Beete eben gezogen, und dadurch bewirket, daß diese den Arbeiter nicht nöthigen, beym Abhauen einen engen Hieb zu führen, oder bey einem weit ausgeholten Hieb den tief stehenden Haber nur in der Mitte des Halms zu fassen. Es erleichtert dies auch beym Aufsammlen die Arbeit, indem die Frucht geschwinder und reiner zusammen gereichet werden kann. Desgleichen zerreibet die Egge die ungeschlachten Schrollen und entblößet die Unkrautwurzeln von der Erde, wodurch ihr schnelles Fortkommen sehr beschränkt wird.

XVII. Abschnitt.

Von Erbsen, Linsen und Wicken.

§. 77.

Die Erbse ist eine sehr mehlreiche Frucht, und übertrift in dieser Eigenschaft die meisten der übrigen Feldfrüchte. Mit Gewißheit ist zu behaupten, daß sie um ein Fünftel mehr Mehl in sich enthält, als das Korn. Es giebt mehrere Arten derselben, als eine grünliche, eine graue und eine weise Sorte, welche leztere bey uns die gewöhnlichste und nutzbarste ist, und diese ists, wovon ich im nachstehenden reden will.

a) Die Erbse lässet sich zum Verbacken sehr gut gebrauchen, wenn drey oder vier Theile harte Früchte und ein Theil Erbsen untereinander vermischet gemahlen werden. Auf diese Art erhält man ein gutes und nachhaltendes Brod, das auch noch eher sättiget als das Kornbrod. Freylich ist es nur für den arbeitenden Landmann in solcher Mischung gedeihlich, welcher bey seiner starken Anstrengung gut verdauet, und daher dieses schwerere und und derbere Brod ohne Beschwerlichkeiten vertragen kann, indessen wird es

es doch auch bey einer etwas geringern Zuthat der Erbsen auch für andere, weniger stark arbeitende Menschen, nicht schädlich seyn.

b) Als Gemüße sind die Erbsen sehr vortheilhaft zu gebrauchen, weil sie besser nähren und sättigen, als andere viele wässerigte Theile enthaltende Garten- und Feldfrüchte. In Ansehung der Zubereitung haben sie auch einen Vorzug vor diesen, da sie weniger Fett erfordern. Werden sie beym Kochen enthülset, und durchgeschlagen, so ist ihre Verspeisung gesund und von angenehmen Geschmack.

c) Zur Mastung, besonders für die Schweine, ist die Erbse von der besten Wirkung, da der Speck ungleich fester und thranigter davon wird, als von andern Getraidsorten. Dieses ist hier besonders in Betrachtung zu ziehen, weil unsere Schweinemastung meistens durch Erdäpfel bewerkstelliget wird. Diese sind zu wässerig, als daß ein derber, fester Speck dadurch erzeuget werden könnte. Diesem Fehler abzuhelfen, gebrauche man gequellte oder gekochte Erbsen und menge sie unter die Erdäpfeln. Noch besser würde die Mastung ausfallen, wenn die Schweine mit pur Erbsen könnten gefüttert werden, wie es in fetten Gegenden gebräuchlich ist. Ausserdem haben auch die Erbsen die gute Eigenschaft, daß sie die Schweine vor den Finnen bewahren.

d) Das Erbsenstroh ist zum Verfüttern bey Pferden und Schaafen sehr nutzbar, und besonders

verzehren es leztere mit den größten Appetit, besonders wenn es gut gewittert, und von keinem schädlichen Thauen betroffen worden ist. Es führet viel Süssigkeit und Salztheile bey sich, und bey schlechtem Heuwuchs kann der Mangel des grünen Futters dadurch sehr ersezt werden.

e) Die Erbse ist mit einer ganz leichten Ackerbestellung zufrieden, und erfordert keine weitere Vorbereitung als das zur Einsaat nöthige Pflügen. Sie wird untergesäet, damit sie der gierigen Nachstellung der Tauben und anderer Vögel nicht ausgesetzet werde, und deswegen bedienet man sich auch keiner Egge, weil diese zu viele Körner aus der Erde hervor und auf die Oberfläche bringen würde. Was mich betrift, so lasse ich, wenn das Feld zu sehr ausgesprödet ist und wenig Feuchtigkeit hat, eine starke Furche vom Beet wegfahren, säe dann, und ackere das Feld fertig. Sie kommt dadurch gleicher auf dem Beet zu stehen, als wenn sie in die Beetlein gesäet wird, da sie wegen ihrer runden Gestalt gerne davon abrollet, und mehr an den Rangen als auf dem Beet selbst aufgehet.

f) Mit unserm Clima verträget sich die Erbse sehr gut. Sie achtet einigen Frost nicht, und sollte sie auch dadurch an dem Keim etwas leiden, und die obern Spitzen verderben, so erholet sie sich doch wieder und sprosset vom frischen aus. Daher kann sie frühzeitig gesäet werden nur

hüte

hüte man sich, daß der Acker nicht zu feuchte, und die Erde zu schmierig und klebrig sey.

g) Durch den Anbau der Erbsen werden die Felder weniger entkräftet als durch die andern Getraidsorten. Die Erbsenstaude ziehet wegen ihrer Gestalt viele Salz- und befruchtende Theile aus der Atmosphäre an sich und durch das Abfallen ihrer breiten Blätter theilet sie dem Acker eine ersprießliche Nahrung wiederum mit. Wir benutzen auch füglich einen Theil unserer Brache zu ihrer Ansaat, denn da sie bey einer frühen Bestellung bald reifet, so bleibt uns noch Zeit genug, das Feld zur Wintersaat vorzubereiten.

§. 48.

Da die Nutzbarkeit des Erbsenbaues ganz einleuchtend ist, so könnten wir durch eine stärkere Aussaat und schicklichere Auswahl des Standortes und der Saatzeit derselben einen höhern Ertrag unserer Felder bewirken, und zwar in Ansehung der Zeit. Die Erbsen sind ins Feld zu bringen, so bald nur der Frost aus der Erde, und solche abgetrocknet ist. Sie gehören mit unter die frühesten Aussaaten, und hier wird es gemeiniglich versehen, daß man sie zu spät im Frühling verrichtet. Hierdurch geschiehet es, daß sie zwar im Stroh gut und reichlich gerathen, in Körnern aber öfters zurückbleiben. Denn bey unsern baldigen Herbst reifen sind sie der Gefahr ausgesetzet, daß sie nicht zur Vollkommenheit und gehörigen Zeitigung gelangen. Die junge Erbse ist sehr weichlich,

und

und trist ein Honig- und Mehltau oder starke Gewitter mit vielen Blitzen die um diese Zeit entstehen, ihre Blüthe, so misräth sie. Vom erstern Unfall wachsen Würmer in den Schoten, welche die grüne Erbse entweder ganz verzehren oder doch anfressen, und von letztern blühen sie taub. Die frühe Erbsensaat entgehet diesen Unfällen eher, weil ihre Blüthe frühzeitiger zum Vorschein kommt, und schon meistens verblühet hat, ehe ernannte Naturbegebenheiten der Ordnung gemäß erscheinen. Sie wird überdem von der kühlen Frühlingswitterung etwas zurückgehalten, daß sie nicht zu geil ins Stroh wächset, und mehr davon als von Körnern liefert. Es ist bekannt, daß, je früher und geschwinder ein Gewächs in die Höhe gehet, desto zärter und empfindlicher ist es, und hingegen je langsamer es wächset, desto dauerhafter ist es zum Widerstand der Naturereignisse. Aus angeführten ist zu ersehen, daß eine frühe Erbsensaat mehr Körner, eine späte aber mehr Stroh gewähret, die noch dem Unfall ausgesetzet ist, daß das Stroh nicht gehörig abdürret, und dadurch schimmligt und zum Futter schädlich und übel riechend wird.

§. 79.

In Betracht der Felder für die Erbsen sollte eine schicklichere Auswahl getroffen werden. Die Lage derselben muß offen, und gegen die Morgen und Mittagsseite frey seyn. Die schädlichen Thaue, die auf ihre breiten Blätter fallen, können dann von der Morgensonne und

dem

dem Winde bald abgetrocknet und überstrichen werden, und eine solche sömmerische Lage befördert ihre Zeitigung baldiger, als wenn das Feld im Wiederschein lieget.

a) Der Boden muß weder zu leicht noch zu geil, tief und streng, noch weniger aber zu naß seyn. Im leztern misrathen sie ganz, und werden gleich gelb, ersterer aber ist ihnen zu trocken, und sie bleiben bey einem hitzigen Sommer klein und kurz, und geben kaum den Saamen wieder. Ein Mittelfeld, wie man es hier nennt, das trocken und mit hinlänglicher Dungkraft versehen ist, ist für die Erbse das zuträchlichste. Desgleichen habe ich aus meiner öftern Erfahrung bestättiget gefunden, daß auf steinigten Feldern die Erbse sehr ergiebig wächset, ihr Geschmack vortreflich wird, und sie im Kochen besonders weich und quellend wird, dann die Hülse dünne und gerne vom Kern sich ablösen lässet. Hingegen auf schweren und geilen Feldern sind sie dem Geschmack nach schlechter, sind herber, schmecken mehr nach Erde, bleiben im Kochen hart, und wegen ihres dickern Balges enthülsen sie sich schwerer. Blos aus Gewinnsucht werden leztere Felder mit Erbsen besäet, weil man sich eine reichlichere Erndte von daher versprechen kann. Am häufigsten wird dieser Fehler von Pachtern begangen, da sie gern allen nur möglichen Nutzen aus den Feldern heraus ziehen

ziehen wollen, und es ihren Vortheil angemessener finden, mehr nach der Menge als nach der Güte der Frucht zu trachten.

b) Da die Aussaat der Erbse um die Hälfte geringer, als die des Korns ist; so gehen solche auch dünner auf, und nehmen anfänglich den Boden nicht ein. Wählet man um ungeschlachte unreine und verwurzelte Felder, so hat das Unkraut vielen Platz, sich auszubreiten und festzusetzen. Daher ist es höchst unwirthschaftlich, solche Felder mit Erbsen anzupflanzen. Nicht allein wird das Fortkommen der Frucht dadurch beschränket und viele Pflanzen gar verdränget, sondern der Acker wird auch ganz verwildert, die Wintersaatbestellung desselben mühsamer gemacht, und eine schlechtre Kornerndte stehet davon unausbleiblich zu erwarten.

§. 80.

Das Pflügen verrichte man, wenn das Feld trocken ist. Bey einem Regen unterlasse man ebenfalls die Saat, weil die Erbse gar kein nasses Ackern vertragen kann. Das Feld wird bündig und fest davon, und hält den Keim zurück. Würget er sich endlich durch, so kommt er gelb, verdrückt und entkräftet zum Vorschein, und man kann mit Gewißheit einen ärmlichen Wuchs vermuthen.

a) Wohl gethan ist es, wenn man zur Aussaat vorjährige Erbsen nimmt, besonders in guten

und

und fetten Erdreich. Die Pflanze wächset nicht so geil ins Stroh, und treibet nicht zu geschwind in die Höhe. Von alten Erbsen wachsen auch keine Stockerbsen, welche schwarz von Farbe sind, und Werth und Güte ehr verringern. Da diese Stockerbsen mit dem Brand im Waitzen gleiche Entstehungsursache haben, so wird diesem Unfall mit alten Saamen am besten vorgebeugt.

§. 81.

Die Erndte der Erbsen muß mit vieler Vorsicht geschehen, und man muß nicht so lange damit warten, bis die obersten Spitzen und deren Schoten ganz reif sind. Die untersten Schoten würden dann ganz verdorren, und auslaufen, weil die äussern Schalen derselben bey einem abwechselten regnerischen und trockenen Wetter leicht aufspringen, und die Körner bey der geringsten Berührung fallen lassen. Durch einen solchen Aufenthalt benimmt man auch dem Acker mehr Kräfte und es ist bekannt, daß die nicht ganz zeitig gewordenen Erbsen dieses in geringern Grade thun, als völlig reif, ganz dürre, und überzeitigte. Das Stroh verlieret dadurch auch von seiner Güte, und seine besten Blätter fallen und relben sich ab, so, daß man endlich nur die langen Ranken zum Füttern erhält.

Am rathsamsten aber ist es, die Erbsen alsdenn zu raufen, sobald die untern Schoten ihre Vollkommenheit erreicht haben, und nicht wie viele thun, zu warten, bis die obersten auch so

weit

gekommen sind. Man lässet sie dann auf dem Felde so lange liegen, bis das Stroh abgedürret ist, wodurch die noch etwas saftigen obern Schoten nach reifen. Fält regnerische Witterung ein, so dürfen sie nicht naß eingesammlet werden, da feuchtes Stroh gerne schimmlet, und die Erbsen modrig und dumpfig an Geschmack werden. So lange darf man sie aber auch nicht liegen lassen, bis sie ganz dürre sind, sonsten widerfährt ihnen das oben angeführte Aufplatzen der Schoten und ein Auslaufen der Körner.

§. 82.

Keine Frucht lässet sich länger und besser aufbewahren als diese. Wenn sie auch viele Jahre lieget, so behält sie doch ihre Brauchbarkeit zum Verbacken und Füttern, nur zum Kochen wollen sie sich nicht so gut verwenden lassen als einjährige, sie bleiben härter, und bälgen sich nicht recht ab.

§. 83.

Daß die Erbsen die Stelle eines Düngers vertreten, wenn sie in der Blüthe untergeackert werden, getraue ich mir nicht für gewiß anzunehmen. Viele der neuern Oeconomen behaupten es mit Gewißheit, ich glaube aber, daß, wenn es ja ein Dungmittel wäre, seine Kraft nicht von anhaltender Dauer seyn könne, sondern sich mit der ersten Frucht verlieren müsse. Ausgemacht ist es zwar, daß so lange die Säfte im Aufsteigen sind diese dem Acker beym Unterackern die aufgezogenen

Kräffte

Kräfte wieder geben zweifle ich, daß es ein länger anhaltender Dünger sey.

§. 84.

Die Linsen haben große Verwandschaft mit den Erbsen, und werden auf gleiche Art in Ansehung des Säens und der Bestellung behandelt. Sie erfordern ebenfalls ein trocknes Feld von mittlerer Gattung des Bodens, und vertragen kein naßgründiges Land. Man hat mehrere Sorten derselben, als Pfenniglinsen, rothe u. d. gl. mehr, hier bey uns wird nur die gemeine bräunlichte angebaut. Zum Säen müssen sie sorgfältig ausgelesen werden, weil sonst allerley Gesäme vornehmlich Wasserwicken sich darunter mit einfinden. Sie werden blos als Gemüse verspeiset, und nicht wie an andern fettern Gegenden mit Gersten vermengt angepflanzet. Ihr Stroh ist kürzer und schwächer von Halm als der Erbsen ihres, und daher sehr gut zum Viehfutter statt des Heues zu gebrauchen. Sie haben das Uebel an sich, daß sie den Acker sehr entkräften, weswegen ich solche in Quantität zu säen nicht anpreisen, sondern nur so viel die Nothdurft des Haushalts erfordert anzubauen anrathen will.

§. 85.

Wicken hingegen sollten mehr angebaut und zur Mastung verwendet werden, da sie sehr nahrhaft sind, auf leichtem trockenem Boden fortkommen, und den Acker wenig auszehren, vielmehr

einige Nahrung ihm wieder mittheilen. Die Bestellung des Ackerns und Säens haben sie mit den Erbsen gemeiner Art gemein, nur in Betracht der Säezeit ist die Vorsicht zu gebrauchen, sie etwas später als die Erbsen ins Feld zu bringen, da sie den Frost nicht so gut als diese vertragen können. Man hat zwar verschiedene Sorten Wicken, wir bedienen uns aber nur der weisen und der schwarzen. Wenn Wicken mit Haber vermenget und in die Brache angesäet werden, so giebt dieses ein sehr nahrhaftes grünes Futter für alles Rindvieh und Pferde ab, welches in Ermangelung der künstlichen Futterkräuter hier mehr sollte angebauet werden. Auf niedrigen und feuchten Feldern arten sie gerne aus, auch wächset viel Unkraut unter ihnen. Ins Maaß geben sie reichlich, und ihr Stroh ist zum Füttern sehr gedeihlich zu verwenden. Nur hüte man sich, daß sie in der Scheune nicht über oder neben andern Früchten zu liegen kommen, weil die Körner gerne ausfallen, und sonach die andern Früchte unrein gemacht werden.

XVIII. Abschnitt.

Vom Lein und Hanf.

§. 86.

Der Flachsbau ist dem hiesigen Landmann vornehmlich zu empfehlen, und es wäre zu wünschen, daß solcher in grösserer Menge und mit mehr Fleiß und Kunst betrieben würde. Es giebt verschiedene Sorten von Lein, als einheimische Rein- und Haberlein, dann ausländischen, als Rigaischer, Quedlinburger, Braunschweigischer und mehr dergleichen. Die Nutzbarkeit des Leins ist groß, und sein Verbrauch unentbehrlich, wovon ich im folgendem das Merkwürdigste anzeigen will.

a) Wir können den Lein anbauen, ohne unsern andern Winter- und Sommerfrüchten einigen Abbruch zu thun, da wir ihn in die Brache bringen. Er reifet bald, und dadurch erhalten wir Zeit genug, auf den Leinfeldern die nöthige Vorbereitung zur Wintersaat noch vorzunehmen.

b) Er verträget sich mit unserm Clima ganz vorzüglich, da er nicht frühzeitig darf gesäet werden, sondern die letzte und späteste Sommer

frucht ist. Unsere rauhesten und kältesten Gegenden, die wegen dieser Beschaffenheit wenig Gersten bauen, können ihn mit größtem Gewinn ansäen, und die Erfahruug lehret, daß er allda am besten gedeihet.

c) Er gewähret uns ausser dem nöthigen Selbstverbrauch noch reichlichen Gewinn, durch den Absatz ins Ausland, und ist daher eines der wichtigsten Landeserzeugnisse zum Handel, und fremdes Geld in Umlauf zu bringen, und gewiß würde er für uns noch einträglicher werden, wenn wir ihn weniger roh, sondern mehr verrarbeitet dahin brächten.

d) Er beschäftiget eine große Anzahl Menschen mit seiner Zubereitung, und durch Spinnen und Weben verschaffet er im Winter auch dem begüterten Landmann eine gute Einnahme. Unbegüterte, alte und schwächliche Leute, ja selbst noch Kinder können sich ihren Unterhalt damit erwerben, und dies ist der Gesundheit noch weniger schädlich, als das Baumwollenspinnen, da der Körper beym Spinnen an Händen und Füßen mehr bewegt wird, und der gröbere Staub des Flachses für Lunge und Augen weniger nachtheilig ist, als der feinere der Baumwolle.

e) Die Nutzbarkeit des Leinöls ist in medicinischer Hinsicht bekannt, und leistet auch beym Vieh innerlich und äußerlich gebraucht, bewährte Dienste. Zur Farbe, Beleuchtung und zur Wagenschmiere ist es uns höchst nothwendig, da wir wegen der kalten und veränderlichen Früh-

lings-

lingswitterung Rübsen und andere Oelgewächse nicht mit Vortheil anbauen können. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß das Leinöl, frisch verbrennet, einen starken Dampf und öligten Geruch verursachet, man kann aber diese Unarten sehr mindern, wenn man es eine Zeitlang liegen und sich gehörig sezen lässet. Das Oehlbedürfen ist hier wichtig, und dem Geringsten unter uns unentbehrlich. Wenn wir nun nicht genug Oel selbst erzielen; so wird eine große Quantität ins Land gebracht, und das Geld kommt durch dessen Rückzahlung aus unsern Händen und aus dem innern Umlauf. Wäre es daher nicht dem Land zuträglicher, den Anbau des Leins zu vermehren, und dadurch auch diesem Uebel etwas abzuhelfen?

f) Die Ueberbleibsel des auf der Oelmühle ausgepresseten Leins sind den Pferden, Rind und Schweine Vieh sehr gedeihlich. Man lässet sie im Wasser aufweichen, und gebrauchet dieses entweder zum Tränken oder Anmischen. Es führet gelinde ab, erwecket Appetit, befördert das Ausgehen der rauhen Winterhaare, und machet das Vieh glatt und glänzend.

g) Der Lein raubet unter allen hier gewöhnlichen Gewächsen das Feld am wenigsten aus. Denn er stehet nicht lange auf dem Acker, bey seiner Reife lassen die Stengel viele ihrer Blätter zurück, und geben ihm etwas

Nahrung wieder. Gemeiniglich wächset auch das Korn alda reichlicher, als auf andern Sömmerungsstücken, und erhält sich reiner.

h) Die ungeschlachten und verwurzelten Felder verbessert der Leinbau, weil die ihm bestimmten Felder mit Sorgfalt und bey der günstigsten warmen Jahreszeit bearbeitet werden, wo die Würzeln in die Höhe gebracht und vertrocknen müssen. Selbst beym Einsamlen wird durch das Ausziehen des Stengels die Oberfläche klar und mürbe gemacht, und von allem Unkraut dadurch gesäubert.

i) Ist die Witterung uns nicht entgegen, und der Flachs geräth im Wachsthum und beym Rösten; so können wir von einem Acker einen ungleich wichtigern ja mehr als doppelten Gewinn ziehen, als wenn er mit der vorzüglichsten Frucht, eben als bestens gerathen, angebauet gewesen wäre. Denn dieses ist das einzige Gewächs, welches der Landmann durch seine Hände veredlen kann, alle übrige muß er andern roh überlassen, wo sich solche durch die Fabrication von seinem sauren Schweiß und Mühe bereichern können.

§. 87.

Wollen wir von unsern Landfeldern einen höhern Ertrag durch dieses Gewächs erhalten; so müssen wir bedacht seyn, einen angemessenen Standort für solches auszusuchen, und nicht jedes Stück ohne Unterschied dazu bestimmen. Der

Lein

Lein liebet zwar einen von Natur schwarzen und feuchten Boden, wie er in guten Gegenden angetroffen wird, er begnüget sich aber auch mit unserm Erdreich, wenn es aus Lehmen mit Sand vermischt bestehet. Ein zu fetter Acker giebt zwar vielen aber grob stenglichten Flachs, der sich noch über dieses gerne leget, dann gelb und abstockend wird. Auf einen stark steinigten Feld kommt er nicht sämtlich zum Vorschein, weil der Keim des Leins schwach ist, und sich durch die Steine nicht durchwindet. Sandiger Boden ist für ihn zu warm, und überhaupt liebet er mehr einen tiefen und kalt gründigen als einen hitzigen und der Sonne entgegen liegenden Acker.

§. 88.

Das Saamkorn muß glänzend, schwehr und oelicht, dann lebendig seyn, das heiset, es muß leicht aus der Hand weggleiten. Der wahre Kunstgrif, schönen Flachs zu erziehen, bestehet in Anwendung eines ausgeruheten, jährigen oder zweyjährigen alten Saamens, oder wenigstens in einer Umtauschung desselben von schweren auf leichtern Boden. Noch besser pfleget er aber zu gerathen, wenn wir ausländischen Saamen kaufen, als Rigaischen und dergleichen. Er ist zwar sehr theuer, vergütet aber die Kosten reichlich wieder.

§. 89.

Der Lein ist eine zärtliche Pflanze, und kann wenig Kälte vertragen. Demohngeachtet

will er einen feuchten Boden haben, dessen Natur kalt ist. Dieserwegen eile man nicht mit der Saat, sondern warte bis Ende May auch långstens Anfangs Junii, wo der Boden von der Sonne erwårmet worden.

Die Bestellung des Leinfeldes ist folgende:

a) Das Leinfeld muß im Herbst flach aufgeackert werden, damit der Winterfrost solches mürbe mache. In der Mitte des May muß es bey trockener Witterung tief und mit Fleiß gepflüget werden, damit alles Erdreich recht locker und klar werde, und die Wurzeln auf die Oberflåche zum Verdorren zu liegen kommen, wobey eine scharfe Egge besonders gute Dienste leistet.

b) Bey der Saat muß beobachtet werden, daß das Ackern seicht geschehe. Bey anhaltender trockener Witterung såe man den Lein unter, bey einem feuchten und erdenreichen Feld aber oben auf, und egge ihn wohl ein. Da die Tauben und anderes Geflügel den Leinsaamen sehr nachstreben, so halte ich das Untersåen für nützlicher, um den Saamen zu bewahren, und ein dünnes Aufgehen zu vermeiden.

c) Vor einem zu befürchteten Regen oder wåhrend eines solchen darf man nicht såen, weil davon das Feld fest wird, eine Rinde bekommt, und den Leinkeim erstickct. Trift es sich aber doch, daß dieser Unfall uns begegnet, so muß die Rinde aufgeeget werden. Nur muß es bald geschehen, ehe der Lein

stark

stark gekeimet hat, den seine Keime sind zärtlicher als die von andern Getraidsorten, und werden leichtlich abgerieben, wovon ein dünnes Aufgehen erfolget.

d) Wenn der Leinsaame nicht vorzüglich gut ist und eine spröde und unfruchtbare Witterung einfällt; so bestaudet er sich weniger als anderes Getraid. Ausserdem findet man häufig, daß nicht alle Körner tauglich sind, einen Fruchtkeim zu treiben. Es mag dieses von der Aufbewahrung der Knoten herrühren, wenn der Flachs naß geraufet worden, wovon die Knoten stark anziehen, oder solche nicht sehr dünne und mit vieler Sorgfalt auf dem Schüttboden getrocknet und gewendet werden. Um sicher zu verfahren, ist es am rathsamsten, den Lein dick auszusäen. Denn ein dünn stehender Flachs wird entweder grobstenglicht, oder das Gras verdränget ihn, daß er kurz bleibet und mißräth. Eine andere Beschaffenheit hat es mit dem fremden Lein vornemlich mit dem sogenannten Rigaischen Tonnenlein, dieser letztere wird gewöhnlich nur in halber Quantität ausgesäet, und dennoch besetzet er das Feld dick und mit langen Stengeln.

§. 90.

Denn Hanfbau können wir nur im kleinen betreiben, und blos so viel anbauen, als wir in unserer eigenen Wirthschaft brauchen. Er

 muß

muß nicht allein ein sehr erdenreiches gutes Feld haben, sondern muß auch im Herbst mit den besten und kürzesten Mist in Menge versehen werden. Der hiesige Landmann pfleget zu sagen, der Hanf wächset im Mist. Da wir aber an diesem Beförderungsmittel Mangel haben, und ein mittelmäßig gedüngtes Hanffeld keine vortheilhafte Erndte verspricht; so ist anzurathen, seinen Anbau nicht im Grosen zu betreiben. Die Behandlungsart beym Ackern und Säen ist mit dem Lein gleich, nur mit dem Unterschied, daß der Hanf ganz dick ausgestreuet, und jede Furche ausgeschoret werden muß. Die Ursache hievon ist, daß er nur allein auf dem Beet wachse, und nichts in den Furchen stehe, weil er zweyerley Geschlechts ist, und nicht zugleich reifet. Die eine Art, Fimel genannt, muß sobald er seinen Saamenstaub von sich giebt, herausgezogen werden, sonsten fällt er um und verweset. Dieserwegen müssen die Furchen leer seyn, damit man in solche gehen, und das Beet überreichen kann. Die andere Art, der Saamentragende Hanf wächset hernach fort und bleibet noch eine geraume Zeit stehen, bis er reif und geraufet wird.

XIX. Ab-

XIX. Abschnitt.

Von Erdäpfeln, auch Kartoffeln genannt.

§. 91.

Die Erdäpfel sind für uns ein sehr wohlthätiges Gewächs, und wir können mit Recht sagen, daß sie uns bey den öftern Misrathen des Getraids für Hungersnoth schützen. Bey dem gemeinen Landmann und dem armen Städtebewohner vertreten sie häufig die Stelle des Brods, und diese sind nunmehro so stark daran gewöhnet, daß wenig Mahlzeiten ohne solche, besonders in Herbst und Winter, gehalten werden. Ihre Nutzbarkeit und Gebrauch ist für Menschen und Vieh sehr manchfaltig, ich will daher nur ihre vorzüglichsten Eigenschaften und Anwendbarkeit kürzlich berühren.

a) Für die Menschen geben sie im Ganzen mit der Schale gekocht eine gut sättigende und nährende Speise ab, und eine Menge Veränderungen können durch die Kochkunst mit ihnen vorgenommen werden, die sie wohlschmeckender und gedeihlicher machen. Man kann mit Zusatz von

Ge-

Getraidmehl wohlschmeckends Brod von ihnen bereiten, unter andern lässet sich ihr Mehl zu allerley künstlichem Backwerk verwenden, dann Puder und Stärke davon verfertigen. Sie dienen auch zum Getränk, und man brauchet sie hier stark zum Brandeweinbrennen.

b) Dem Getraidbau wird durch die Erdäpfel kein Land entzogen, weil sie in den Brachfeldern angepflanzet werden. Ist die Witterung nicht zu ungünstig, die Felder nicht zu naß, und der Winter übereilet uns nicht zu bald, so kann man noch selbiges Jahr das Land mit Winterfrucht bestellen, da ihre Zeitigung zu Ende Septembers erfolgt.

c) Sie vermehren sich stark, erfordern zum Anbau wenig Mühe und Aufwand, sie reinigen den Acker von Unkraut, wovon unten ein mehreres gesagt werden wird, und besonders besitzen sie die vortheilhafte Eigenschaft, daß sie weniger als andere Getraidarten dem Mißwachs unterworfen sind.

d) Unsere Landschaft ist ganz dazu geschaffen, diesem nützlichem Gewächs mehr Wohlgeschmack und Güte an innern Gehalt zu geben als die fettern Gegenden. Allda wuchern sie nicht so vielfältig, und verliehren auch am Geschmack und Qualität, da sie schmierig, klein und weniger mehlreich werden. Hingegen bey uns kommen sie auf allerley Boden gut fort, und selbst die rauhesten Gegenden, wo das Ge-

traid

traid nicht wohl gedeihet, geben sie im gröser Menge und Güte.

e) Zur Mastung des Rind- und Schweinvieh sind sie sehr vortheilhaft zu verwenden, wie auch zum Unterhalt des Zuchtviehes. Bey dem Milchvieh beweisen sie sich sehr vortheilhaft, und nicht allein gewinnen Milch und Butter an Geschmack und Farbe dadurch, sondern auch an der Menge. Da der Getraidbau hier nicht von der Wichtigkeit ist, daß wir das Mastvieh damit mästen, und das Zuchtvieh bey seiner magern Winterkost mit körnigten Futter zu seinem bessern Wachsthum unterstützen können; so würde bey diesem Mangel unser Viehstand sehr zurückkommen, wenn wir ihn nicht durch die Erdäpfel erhalten könnten. Die Erdäpfel sind daher für uns die größte Wohlthat und geben uns die Mittel an die Hand, unser Vieh vortheilhaft zu benutzen und abzusetzen, und noch überdies unsere Felder mit einem fetten und wirksamen Dünger zu versehen.

§. 92.

Aus vorhergehenden wird zu ersehen seyn, daß die Erdäpfel uns unentbehrlich und daß sie ein Mittel sind, unsern sterilen Landesstrich zu verbessern, und dessen Einwohner für Mangel und Hungersnoth zu schützen. Jedoch geschiehet es an manchen Orten, daß ihr Anbau vernachlässiget, und nicht genug Aufmerksamkeit, Fleiß und zweckmäsige Behandlung darauf verwendet wird.

Man kann zwar nicht sagen, daß sie zu wenig angepflanzet werden, denn wir finden aller Orten grose Strecken damit besetzet; aber dieses mag ein Haupthinderniß seyn, daß wir sie weniger mit Ordnung und zur rechten Zeit bearbeiten, und ihnen einen schicklichen Standort anweisen können. Wir müssen alsdenn Felder dazu nehmen, die ihren Gedeihen nicht angemessen sind, müssen sie nur oberflächlich bearbeiten, und verringern damit den künftigen Kornbau. Es ist bekannt, daß das Korn, in Erdäpfelfelder gesäet, weit seltner so reichlich geräth, als wenn es in die Brache gebracht wird. Wenn wir nun durch eine unportionirliche Erdäpfelaussaat den Endzweck verfehlen, eine gute Erndte zu halten, und uns vielmehr Schaden als Nutzen schaffen; so will ich die Wege zeigen, wie wir dieses vermeiden, und bey einer geringern Aussaat demohngeachtet zu einem höhern Ertrag gelangen können.

a) In Betracht des Bodens bauet man sie am ergiebigsten auf einem mittelmäsigen Acker, wenn er nur nicht zu naß, fest und bündig ist. In trockenen Jahren gerathen sie auf niedrigen und derben Feldern ebenfalls auch gut, so wie sie bey einem regnerischen Jahrsgang auf hohen und bergigten Aeckern reichlich wuchern, obschon das Kraut daselbst nicht hoch und stark wächset. Da man aber die Witterung zum voraus nicht gewiß wissen kann; so handelt man vorsichtig, wenn man auf beyderley Boden seine Erdäpfel anpflanzet. Noch mehr

aber

aber ist man vor einen Miswachs gesichert, wenn man ein Mittelland dazu nimmt, das weder zu hoch noch zu tief lieget, welches dem schädlichen Einfluß von Nässe und Dürre am längsten widerstehet. Oefterer Regen, und wie hier der Bauersmann saget, eine Durchweiche, ist ihnen zuträglicher als eine anhaltende Dürre.

b) Ein nasser Acker, der quelligt ist und sogenannte Naßgallen hat, tauget für Erdäpfel ganz und gar nicht. Bey der Dürre wird dieser zu hart, und in der Bearbeitung beschwerlich, bey der Nässe faulen die Saamenerdäpfel aus und gehen nicht auf. Da sie an und für sich viel wässerigte Theile enthalten und zur Fäulnis geneigt sind, so erfolgt dies noch eher, wenn sie in ein nasses Land geleget werden. Wachsen ja noch einige allda, so bleiben sie unvollkommen und klein.

c) Auf einem steinigtem Feld können sie mit Vortheil angezogen werden, und nach meiner Erfahrung kann man auf eine gute und gewisse Erndte aufsehen. Nur muß man nicht achten, daß die Bearbeitung beym Ackern und Hacken beschwerlicher ist, und daher mehr Zeit erfordert.

§. 93.

Der Acker muß im Herbst gepfläget worden seyn, und will man ihn nicht ganz, nämlich mit 4 Furchen, ackern, so muß er wenigstens mit 2 Furchen angerainet werden. Hierdurch mürbet er

sich,

sich, und der Frost zerziehet die Schrollen und Klösse. Denn in einem ungeschlachten Erdboden werden die Keime verhindert, zum Vorschein zu kommen, ohne daß sie sich krümmen, und daher bringen sie eine kränkliche Gestalt mit auf die Welt, desgleichen können die Wurzeln sich nicht weit ausbreiten und ausserhalb ihre zarten Fasern anheften.

a) Ist das Feld im Herbst angerainet worden, so wird es, sobald es im Frühling abgetrocknet ist, ausgeackert. Ich halte diese Art zu ackern für dienlicher, als wenn man den Acker gleich im Herbst mit einmal fertig machet, weil er statt einmal alsdenn zweymal aufgerühret wird. In der Mitte des Aprils wird er wieder so tief, als der Boden nur leidet, gepflüget, welches die Ruhr heiset. Hierdurch wird alle Erde locker gemacht, das Unkraut vertilget, und zur Einsaugung der nährenden Lufttheile empfänglich gemacht.

b) Da alle Arbeiten sowohl mit der Hand als mit dem Pflug bey trockener Zeit verrichtet werden müssen, weil jede nasse Bestellung ein gewisses Misrathen nach sich ziehet, so ist daher anzurathen, daß man lieber nach als vor einen Regen ackere und hacke, damit die noch etwas feuchte Erde durch Sonne und Luft abgetrocknet werde, und sich locker erhalte. Geschiehet die Arbeit bey nasser Zeit, so wird das neu aufgebrachte Land gleich fest, setzet sich zusammen, und das Beet überlaufet dergestalt

mit

mit Gras, daß ein fruchtbarer kleiner Regen nicht eindringet, sondern von der Oberfläche abläuft.

§. 94.

Es giebt vielerley Sorten von Erdäpfeln, die ich aber nicht alle, sondern nur die hier gewöhnlichen namhaft machen will. Hieher gehören

1tens die Sommererdäpfel, auch Jacobierdäpfel genannt. Diese reifen und werden eher genießbar, als die Herbsterdäpfel, die diese Eigenschaften um Michaelis erst erlangen, ob sie schon zu gleicher Zeit im Frühling gepflanzet werden. Man kann sie auch bis im Herbst in der Erde stehen lassen, wodurch sie ihren Geschmack länger gut erhalten, besonders wenn das Land feucht, und der Sommer naß gewesen. Im Winter aber werden sie bald schmierig und weniger mürbe, dadurch aber auch zur Speise für Menschen ungesunder; denn man muß jede Erdäpfelart um so mehr für verdächtig halten, je weniger sie locker und mehlicht ist. Diese gute Eigenschaften findet man größtentheils an denjenigen Erdäpfeln, die nach dem Kochen inwendig weiß sind. Die hingegen, so inwendig gelb und röthlicht aussehen, sind jenen weit nachzusetzen, und sollten mehr zur Viehfütterung als Menschenspeise gebraucht werden. Eben dieses gilt auch von den inwendig weissen, sobald sie aufhören, mehlicht zu seyn, und bey Annehmung eines schärfern Ge-

schmacks den reinen Mehlgeschmack verlieh=ren.

2tens: Die Erdäpfel mit einer fleischfarbenen Schaale, die etwas höckericht, und nach Maasgabe der Fruchtbarkeit des Jahres und Erdreichs sehr groß werden.

3tens: Die mit einer gelben Schaale. Ob sie gleich weniger dick wird, so tragen ihre Stö=cke reichlicher an der Menge, und sie sind auch mehlichter und schmackhafter, als die vorhergehenden. Diese Sorte aber hat den Fehler, daß die Frucht in den meisten Jah=ren inwendig schwarze Flecken bekommt, wel=che faserigt und verhärtet sind.

4tens: Die Englischen weisen Erdäpfel haben weise Schaale und Fleisch, welches sehr meh=licht und am Geschmack vorzüglich gut ist. Sie tragen viele Früchte, werden sehr groß, und reifen frühzeitig. Wegen ihres starken Ertrags und übrigen guten Eigenschaften sind sie wohl zu empfehlen, nur verlangen sie ein gutes und wohl bestelltes Feld. Diese Sor=te ist erst vor wenigen Jahren aus Engel=land zu uns gekommen, daher sie auch den Namen erhalten.

5tens: Die rothen, langen und nierenförmigen Erdäpfel, reifen später als die vorbenannten. Sie haben eine länglichte Gestalt, sind aber nicht stark ergiebig. Da sie schmierig und speckartig sind, und einen herben Geschmack haben,

haben, so kann man sie mit unter die verdächtigen Sorten rechnen.

Von Herbsterdäpfeln haben wir hier

1tens: eine runde, rothe, glattschaligte kleine Art. Da sich aber unter dieser Sorte häufig Stöcke einfinden, welche in der Erde eine Menge zaserigter Wurzeln bekommen, woran viele lange und dünne Früchte hängen; so ist ihr Anbau nicht vortheilhaft, und man thut wohl, sie von dem Saamen sorgfältig auszusondern.

2tens: Die rauhschaaligten runden und rothbraunen Erdäpfel; diese gedeihen gut in derben Boden, werden sehr groß, hängen ungemein voll, und haben wenig Keime. Sie sind mehlreich, und haben einen guten Geschmack. Auf Feldern, wo eine andere Sorte neben ihnen stehet, arten sie in einigen Jahren gänzlich aus. Ein Beweis, daß dieses Gewächs seiner Natur nach geneigt ist, eher als andere Pflanzengeschlechter eine fremde Befruchtung anzunehmen.

3tens: Die sogenannten Vieh= oder Schweine Erdäpfel von dunkelrother Farbe, die man auch hier Polaken nennt. Diese Art ist zwar sehr ergiebig, und vermehret sich häufiger als andere Sorten: Da sie aber nicht mehlicht, sondern schliestig und wässerigt ist, und eine sehr ätzende Feuchtigkeit bey sich führet; so ist ihr Anbau zu widerrathen. Sie giebt zum Verfüttern wenig Nahrung, und man

 kann

kann sie mit Recht als schädlich und ungesund für das Vieh erkennen. Man giebt dieser Art Schuld, daß sie den andern Gattungen dadurch sehr nachtheilig sey, und ein Misrathen wie auch eine Ausartung derselben bewirke, weil ihr häufiger Saamenstaub solche widernatürlich befruchtet.

4tens: Die gemeine weiße runde Erdäpfelart, ist zwar von mittlerer Gröse, aber desto mehlreicher und gesunder. Sie erhält noch lange im Frühling ihre guten Eigenschaften, und ist daher eine der vorzüglichsten Sorten zur Verspeisung, weswegen sie sich vor andern in unserer Gegend als wohlthätig und nutzbar bezeiget.

5tens: Man hat auch einige Sorten fahle, gelblichte und schwärtzlich gestreifte, und mit mehrern Farben gemengte Erdäpfel, welche aber nicht häufig angetroffen werden, und die ich daher mit Stillschweigen übergehen will.

§. 95.

Die Art zu pflanzen ist hier zweyerley, nemlich das Stecken und Säen. Beyde Methoden sind indessen zu bekannt, als daß ihre Behandlung anzuführen nöthig wäre, ich will blos einige Bemerkungen darüber mittheilen.

a) Würde das Stecken oder Pflanzen nicht mehrere Handarbeiten bedürfen, als das Säen, so wäre ersteres dem leztern vorzuziehen. Denn

denn man kann ein nässeres Feld dazu gebrauchen, weil die aufgethürmten Haufen durch Sonne und Luft von allen Seiten betroffen und abgetrocknet werden können, auch das Wasser eher absinket als von einem ganzen Beet. Desgleichen gewinnet man durch eine geringere Aussaat, weil die Stöcke weitläuftig zu stehen kommen müssen, um die Haufen an selbige anbringen zu können. Ferner wird das Land lockerer und klarer wie auch von Unkraut und dem sogenannten Ackermoos gereinigter, da es zweymal mit der Handhaue bearbeitet wird. Nicht weniger erhält die Frucht mehr Erde beym Anhäufeln, und dieses ist ein Hauptbeförderungsmittel ihres reichlichen Ertrags, da sie über sich wächset. Je mehr Erde sie daher über sich bekommt, desto vielfältiger, größer, schmackhafter und gesunder wird sie. Man findet häufig-grünlicht aussehende Erdäpfel, die daher entstehen, wenn sie zu wenig Erde über sich haben, und zu nahe an der Oberfläche liegen. Der Regen spület immer mehr davon ab, und wenn sie denn beynahe blos zu liegen kommen; so werden sie von der Sonne zu stark betroffen, welches angeführtes verursachet. Ueberdies bekommen sie einen unangenehmen Geschmack, erhalten nicht ihre vollkommene Größe, und es ist erwiesen, und wiederholet warne als Menschenfreund, daß flach oder gar blos an Luft und Sonne liegende Erd-

äpfel ungesund, und als eine Art von Gift anzusehen sind.

b) Die andere Weise zu pflanzen ist das Säen, welches auf den Dörfern am gewöhnlichsten geschieht. Aus Mangel an Handarbeitern, und weil im Frühjahr zu viel Arbeiten zusammen treffen, ist der Landmann genöthiget, diese leichtere und geschwindere Behandlung zu wählen. Nur erwächset großer Nachtheil daraus, wenn er die Handarbeiten noch mehr abzukürzen suchet, und sich, wie es häufig zu geschehen pfleget, statt der Handhaue des Pflugs bedienet. Nach regelmäßiger Ordnung muß bey den gesäeten Erdäpfeln die gebaute Erde aus den Furchen mit der Handhaue sämtlich herausgezogen, auf das Beet neben und vorzüglich oben auf gebracht, das Beet und die Pflanze neben und oben wohl umhaket, locker gemacht, und das auf dem Beet und den Stöcken gewachsene Graß hiedurch vertilget werden, wovon im nachfolgenden weitläuftiger reden will. In den gedüngten Erdäpfelfeldern wächset das Gras sehr häufig, geil und filzigt, wodurch das Beet mit einer zusammenhängenden grasigten Decke überzogen wird. Diese benimmt der Frucht die Nahrung, und verhindert den Eingang der wohlthätigen Lufttheile und eines gelinden fruchtbaren Regens. Um solche nothwendige Arbeit zu umgehen und geschwinder zu beendigen, nimmt ein nachlässiger Landmann den Pflug, und streichet die Furchen damit aus. Er lockert dadurch wohl das Beet neben

neben auf, kommt aber öfters den ausgelaufenen Wurzeln zu nahe, und schneidet sie mit der Säg und Schaar des Pfluges ab. Noch mehr aber schadet er der Pflanze selbst, wenn er mit dem Pflugsrad, dem Streichbret oder durch dem Tritt des Zugviehs solche knicket, auch wohl gar abbricht. Er bringt auch nicht alle frisch aufgeackerte Erde um die Pflanze herum, sondern lehnet sie nur meistentheils neben an das Beet. Das Gras bleibet oben auf den obersten Stücken des Beetes und nächst unter und bey den Stökken unberührt, und wächset mit dem sich einfindenden Unkraut ungehindert fort. Ist dieses nicht ein Verfahren, welches jedem einleuchtend fehlerhaft vorkommen muß? Um den Abgang des geringern Erbaues zu ersetzen, hilft mancher sich damit, daß er größere Strecken anpflanzet, und durch die Menge Aussaat wieder gewinnet, was er sich durch eine bessere Bestellung und etwas mehr Mühe bey einer schwächern Aussaat hätte zu Wege bringen können, ohne seinen künftigen Kornbau einen großen Abbruch zu thun. Denn, wie schon vorhin erwähnet, verspicht ein Erdäpfelfeld keine so reichliche Kornernde als ein Braachfeld, aus Ursache, weil die Bestellung der Kornsaat spät erfolget, und in einem derben und tiefen Feld den ersten Anlaß zu einem mislichen Wuchs öfters giebt, dann auch weil in einem trockenen und leichten Feld durch das häufigere Bearbeiten der Boden zu locker wird, und sich solcher alsdenn nicht fest genug

an die Wurzeln anleget. Der Ordnung nach sollte mit dem Säen der Erdäpfel also verfahren werden. Nachdem das Feld im Frühjahr ausgeackert, und hinterdrein gerühret worden, so werden die Saamenknollen Fuß weit in die Furchen geleget, und bey dem Einackern, das Unterrainen genannt, ist der Pflug so zu halten, daß er nur den Saamen mit Erde decket, aber den Pflug nicht streichen lässet. Geschiehet das Gegentheil, so werden die Erdäpfel zusammen oder auf die Seite geschoben, und es entstehen Lücken. Ein unordentlicher Stand der Stöcke aber, der nicht in der Mitte des Beetes sondern an der Seite ist, verursachet wegen der Abdachung des Beetes eine weniger möglich zu machende größere Erdenbedeckung, die doch zum reichlichern Erbau ganz unumgänglich erforderlich ist. Sind nun die Erdäpfel aufgegangen, und reichen die meisten nur ein paar Zolle hoch über die Erde heraus; so werden die Raine so tief als möglich ausgeackert, und jene tief mit Erde bedecket. Kommt die Pflanze nach Beschaffenheit der Witterung über lang oder kurz einer Hand hoch und auch darüber zum Vorschein; so werden die Furchen aufgehackt, alle Erde aus selbigen aufs Beet um die Stöcke herum gebracht, nachdem vorher das Beet auf beyden Seiten wohl umhakt, der obere Theil desselben zwischen und neben den Stöcken ebenfalls sorgfältig aufgelockert, und Gras und Unkraut aller Orten entwurzelt und zum Verdorren oder Verfaulen mit eingescharret worden.

Die-

Dieses ist die vortheilhafteste Behandlung, die gesäeten Erdäpfel zu bearbeiten, und wenn man ja aus Noth oder aus Mangel der Zeit gezwungen würde, statt des Hackens mit der Handhaue, die Furchen mit dem Pflug auszufahren; so will zwar folgendes vorschlagen, aber nichts weniger als vollkommen anpreißen.

c) Man lasse die Pflanze nicht zu lange hervorwachsen, damit das Knicken und Abbrechen derselben eher vermieden werde. An die Nebenachse des Pflugs befestige man noch eine Achse von ein paar Schuhen lang, damit das Nebenrad in der jenseitigen Furche gehen kann. Dadurch wird bewerkstelliget, daß der Pflanze kein Schaden geschiehet und man das Beet nahe an den Stöcken auflockern kann. Das Streichbret muß ganz kurz seyn, damit es die Pflanze nicht beschädige, die vom Schaar aufgelockerte Erde aus der Furche und der untern Seite des Beets in die Höhe an die Stöcke bringe, und der Pflug mehr gerade als schief gehalten werden könne. Da aber dem ungeachtet noch viel gebauete und vom Pflug gehobene Erde in den Furchen zurückbleibt; so müssen Menschen mit Handhauen nachfolgen, die mit leichter Mühe und großer Geschwindigkeit solche in die Höhe um die Stöcke ziehen. Hiebey können diese leichtlich die verschobenen Stöcke wieder in ihre gerade Richtung bringen, auch das noch unberührte Gras gar abhauen.

d) Wohl thut man, wenn man die Erdäpfel nicht zu spät ausmachet, und nicht länger als bis in die ersten Tage des May damit verweilet. Sie können alsdenn gehörig reifen und auswachsen, welches ihre Größe und ihren Wohlgeschmack sehr befördert. Ein unreifer Erdäpfel bleibt schmierig, hier schliftig genannt, wird nie mehlicht, und ist daher der Gesundheit nachtheilig. In unserm rauhen Clima haben wir baldige Reife und Nachtfröste zu erwarten, und müssen bey einer spätern Aussaat befürchten, daß solche die Blüthe verderben. Tritt dieser Fall ein, den ich schon öfters erlebet, so hat der Wachsthum ein Ende, und man erndet nur wenige und kleine Früchte. Aus dieser Ursache sind auch die späten Herbst-Gattungen nicht rathsam anzubauen, weil sie ungleich später blühen als die frühern Sorten.

e) Ein Vortheil beym Auspflanzen der Erdäpfel ist noch in Acht zu nehmen, der nach Beschaffenheit der Witterung und des Bodens das Wachsthum der Frucht sehr beschleunigen kann. Er bestehet darinnen, daß man den Saamen gegen die Saatzeit in einem warmen Keller oder in einer Stube ein wenig auskeimen lasse. Er kommt dadurch früher zum Aufgehen, und gewinnt einen starken Vorsprung. Warum diese Vorsicht besonders zu empfehlen ist, wird daraus erhellen: bald tritt um die gewöhnliche Saatzeit nasse Witterung ein, und es muß lange gewartet werden, bis das Erdreich wieder ab-

trock-

trocknet, bald ist der Boden kalter Natur, daß die Gewächse später aus der Erde hervorgehen, bald fällt auch kalte Witterung nach dem Ausmachen ein, wodurch sich ebenfalls die Fruchtkeime verspäten, und endlich können wir öfters durch andere unaufhaltbare Arbeiten abgehalten werden, zur gewöhnlichen Zeit die Aussaat vorzunehmen. Durch angeführtes Vorsichtsmittel können wir allen diesen Hinderungen begegnen, und die verlohrne Zeit einholen. Jedoch ist dabey zu beobachten, daß die Keime nicht zu lang vorschieben, damit sie nicht abgebrochen werden. Die Keime müssen nur anfangen sichtbar zu werden und etwas hervorstechen.

f) Zur Aussaat wähle man die Mittel-Gattung, weil solche mehrere Keime haben als die großen, wenn man sie zerschneiden will. Das Zerstükkeln muß mit Vorsicht geschehen, damit die Keime nicht durchschnitten und zum Aufgehen untüchtig gemacht werden. Hat man keinen Mangel an Saamen, so ist es vortheilhafter, diesen in ganzen Knollen einzulegen. Denn man hat beobachtet, daß der zerschnittene Saamen, wenn das Land noch sehr feucht, oder erst nach dem Einlegen durch Regen stark durchnässet wird, bald anfaulet, sodann keine lebhaften Keime hervor treibet, und stockfleckigte, übelschmeckende Früchte bringet. Ein Gleiches ist auch zu befürchten, wenn man angestossene oder auf andere Art verletzte Erdäpfel ausstrecket, weswegen man die gequetschten und dadurch et-

etwas angefaulten auslesen und zur Viehfütterung verbrauchen muß. Von den kleinen Saam-Erdäpfeln ist zu vermuthen, daß sie den aftern Getreidsaamen gleich sind, und keinen starken Trieb bewirken. Die Aussaat mit ganz großen Knollen ist aber auch nicht anzurathen, weil sie in der Erde ein starkes Würzelgewebe um sich her verbreiten. Dieses spinnet sich mit der Erde in Klumpen zusammen, und verhindert das Ansetzen der jungen Erdäpfel. Das Ausstecken der bloßen Keime oder das Ausstechen und Einlegen der Augen ist zu umständlich und mühsam, und giebt auch einen geringen Ertrag. Im Nothfall, bey einer schlechten Erdäpfel-Ernde und zu besorgenden Mangel, könnte man sich indessen dieses Hülfsmittel bedienen, da man die Saam-Erdäpfel dadurch erspart. Mit Aussteckung der Keime habe selbst einen Versuch gemacht, und sie sind an Menge und Größe nur mittelmäßig gerathen. Hiebey muß aber zugleich sagen, daß es in ganz gutem Land war, und ich zweifle sehr, ob es auf einem trockenen und dürren Acker so wohl gelingen würde, da diesem die Feuchtung zum Anwurzeln der Keime zu bald entgehet.

g) Die Gattung des Saamens muß nach Beschaffenheit des Feldes gewählet werden. Auf einem trocknen und wenig erdenreichem Felde gedeihen die weißen am besten, hingegen auf einem tiefen und feuchten, die rothen Sorten. Da die sogenannten Englischen Erdäpfel sehr

stark

stark wuchern, so bedürfen sie auch einen geilen und sehr gründigen Boden, wie schon oben erwähnet worden.

h) Das Erdäpfel-Kräutrich wird hier zum Viehfutter grün verbrauchet und ersetzet im Herbste den Mangel des Grases. Dieses sollte nicht zu frühzeitig geschehen, sondern erst wenn es reif ist, und seine grüne Farbe zu verlieren anfängt. Es ist ein schlecht nährendes Futter, und das Milchvieh bricht an der Nutzung gleich ab. Besser gedeihet es dem Vieh, wenn es abgedörret und im Winter mit angebrühet wird. Schneidet man das Kräutrich vor seiner Reife ab, so verliehrt die Frucht an Wuchs. Wir können dieses deutlich verspüren, wenn ein baldiger Frost dasselbe verdirbet und schwarz macht. Denn durch die Blätter ziehet der Stengel die befruchtende Lufttheile an sich und theilet sie der Frucht mit.

i) Die Erfahrung lehret, daß es nicht wohl gethan sey, die Erdäpfel allzu oft hinter einander auf einen und eben denselben Platz zu legen. Es ist dieses eine Hauptregel, die bey dieser Frucht besonders zu bemerken ist. Denn dieses Gewächs, so unter der Erde wächset, zehret das Land aus, und nimmt alle ihm anständige Säfte und Kräfte an sich. Würde man im künftigen Jahre eben dasselbe wieder dahin bringen, so müßte die Frucht mißrathen, weil sie keine schickliche Nahrung mehr findet, die zu ihrem Wachsthum erforderlich wäre. Besonders trifft die-

dieses bey den gesäeten Erdäpfeln mehr zu, als bey den gesteckten, weil bey den letztern durch das Haufenhacken das Land tiefer auf und umgegraben wird, als bey den gesäeten durch das Ackern geschehen kann. Man darf daher bey jenen eher mit der Anpflanzung auf ein Feld wieder kommen, da man bey den gesäten noch einmahl so lange damit warten muß, wenn man an der Erndte keinen merklichen Ausfall, sogar in fruchtbaren Jahren, leiden will.

k) Die Ansartung und das Mißrathen der Erdäpfel breitet sich zu unserem grössten Nachtheil immer weiter aus, und wir sollten fürnehmlich auf diese Hauptfrucht Bedacht nehmen, allen einreissenden Uebeln Schranken zu setzen. Es trägt zwar die nachlässige Bearbeitung viel dazu bey, ich glaube aber zur Hauptursache noch angeben zu können, daß wir zu vielerley Gattungen auf ein Feld unter und neben einander hinbringen. Ihr Blumen- und Befruchtungsstaub theilet sich dann solchen Pflanzen mit, die nicht von einerley Art sind, und dieses muß eine Unordnung in dem natürlichen Laufe der Befruchtung nach sich ziehen. Es müssen daher Zwerggewächse und Bastarde zum Vorschein kommen, wie bey einem jeden Geschöpf, so nicht rein und von seiner Art befruchtet wird. Wir sollten jede Sorte auf besondere Felder ausmachen, die nicht zu nahe beysammen lägen, wodurch die Vermischung vermieden würde.

Wenn

Wenn aber, wie zu glauben stehet, wir jetzo keine rein befruchtete Erdäpfel mehr haben, sondern meistentheils Bastarde, da wir sie beständig durch die Knollen fortgepflanzet; so sollte von Jahr zu Jahren der Saamen aus den an den Stöcken befindlichen Saamenknöpfen gesammlet, gesäet und angezogen werden. Die Erfahrung zeiget, daß dieser besonders gut anschlägt, und im dritten Jahre ausserordentlich lohnet. Nur wäre dabey auch darauf zu sehen, daß die Saamenknöpfe nicht von Bastarden abstammen.

l) Ohne Dünger, und nachdem schon eine Frucht aus dem Felde herausgebauet worden, wachsen die Erdäpfel hier nicht ergiebig. In fetten und guten Boden, nicht aber in den unsrigen, ist es zwar Nothwendigkeit, hinter einer Halmen-Frucht erst Erdäpfel anzupflanzen, damit sie mehr in die Frucht als ins Kraut wachsen: Unser kalter und magerer Boden aber versagt uns dieses, und wir müssen mit guten und kurzen Dünger die Felder versehen, um sie hiezu geschickt zu machen. In Ansehung der Zeit, wenn wir den Dünger dahin bringen, ist ein Unterschied zu treffen, ob die Felder warm und trocken, oder ob sie kalt und derb sind. In erstern ist es rathsam, den Mist im späten Herbst aufzufahren, damit der Winter die Hitze und seine Gährung mildere und schwäche. Man rainet ihn im Herbst nur unter, ackert im Frühling die Raine aus, rühret kurz vor der

Aus-

Aussaat, ziehet den unverwesten Mist mit einem Rechen in die Furchen, und leget die Erdäpfel hinein. In kalten, derben und schweren Boden dünget man, nachdem das Feld gerühret ist. Die Saaterdäpfel werden auf dem in die Furchen gebreiteten Mist geleget, und dieser theilet durch seine Hitze und Gährung dem ungeschlachten kalten Erdreich Wärme und Lockerheit mit, und die Frucht genießet seinen Trieb unmittelbar. Bey dieser Art von Feldern kann man langen Mist gebrauchen, und da dieser auf der Miststätte im Winter nicht den zweyten Grad der Gährung erlangen kann; so erhält er diesen im Feld, und beweiset damit gute Dienste.

XX. Abschnitt.

Vom Kraut, auch weißer Kohl genannt.

§. 96.

Dieß ist ein sehr nutzbares Gewächs, und verträgt sich gut mit unserm rauhen Clima. Es ist ein Sommer- und Herbst-Gewächs, und Reif und kleine Fröste bringen ihm keinen sonderlichen Nachtheil. Sein Nutzen und Verbrauch für die Menschen ist mancherley. Da es

a) zur Speise als Gemüß auf vielerley Art kann verändert werden, und zwar nicht allein im Herbst, wenn es noch auf dem Felde stehet, sondern auch im Winter, da sich in Kellern seine Köpfe gut aufbewahren lassen. Eingeschnitten und vergohren nennt man es saures Kraut. Dieses ist ein gesundes Essen, und lässet sich lange gut und wohlschmeckend aufbewahren. Seinen Nutzen hat man besonders bey weiten Seereisen neuerlich sehr wohlthätig gefunden, weil es ein Mittel wider den Scharbock ist.

b) Aus den Dorschen lassen sich Klöße zubereiten, die mit Mehl vermischt, nahrhaft und gutschmeckend sind.

c) Zum Viehfutter ist es vorzüglich zu nutzen, und im Herbste, wenn andere Futtergewächse nicht mehr vorhanden sind, bricht man die fahl und gelb werdenden untern Blätter von den Stauden ab, und giebt sie mit Vortheil dem Milchviehe. Dieses Abblatten schadet dem Wuchs der Staude nichts, und gewähret uns ein tägliches Futter: Denn man kann in dem untern Theil des Feldes wieder anfangen, wenn man mit dem obern fertig ist.

d) Zur Mästung ist es von besserer Wirkung, als jedes andere grüne Gewächs. Die starken Rippen in den Krautblättern sind nicht so wässerigt als jene, die kleinen Köpfe, die man nicht zum Verspeisen der Menschen verwenden will, sind von trockener Beschaffenheit, und werden die Dorschen mit gestampfet, so wird das Futter noch gedeihlicher. Denn diese haben viel Mehltheile, sind fest, schmecken süß und nähren besonders gut.

e) Durch die Kraut-Anbauung kann ein verwilderter und verwurzelter Acker klar und rein gemacht und wieder in tragbaren Stand gesetzet werden, weil er nicht nur oft gepflüget, sondern auch durch Handarbeit gründlich umhacket werden muß, wovon unten ein mehreres.

f) Das Krautfeld kann von der Brache genommen werden, und wenn der Winter nicht zu übereilend eintritt, so kann man noch Winterfrucht dahin säen. Am besten kommt Weitzen in solchem fort, und kann man es treffen, daß er

im

Herbst gar nicht, sondern erst im Frühjahre aufgehet, so ist eine reichliche Erude zu erwarten. Es ist dieß aber ein Wagestück, wenn man mit der Einsaat so lange wartet, bis der Winter so nahe ist; denn ist das Saamkorn in der Milch, und ein durchdringender Frost fällt ein, so verdirbet dasselbe, und das ganz tief einge= brachte kommt dann einzeln zum Vorschein. Um alsdann das bestgedüngte Krautfeld nicht für einzelne Stengel benutzen zu müssen, und dadurch verwurzeln und verwesen zu lassen, ist anzurathen, im Frühjahre das Feld umzuackern, und mit Gersten anzusäen. Es ist jederzeit am sichersten, mit dem Krautfeld also zu ver= fahren, und will man keine Gersten dazu ver= wenden; so nehme man Sommerweitzen. Soll das Feld wieder in die Ordnung der Zellich= eintheilung kommen, so bringe man hinter der Sommerfrucht Korn darauf, wozu sich dann am besten schicket, wenn man Gersten gewählet hat.

§. 97.

Um den besten **erhöhten Ertrag** von diesem Gewächs zu ziehen, gehört hauptsächlich, ihm einen passenden Standort anzuweisen. Es verlanget ein gutes, erdenreiches und fettes Erd= reich, welches zugleich von mürber und milder Beschaffenheit ist. Der sehr strenge und bündige nasse Thonboden tauget ihm eben so wenig, als ein schieferiges, sandiges und leichtes Feld. Wer

keinen milden, und fetten Boden besitzet, der kann einen mit Lehm und Sand vermengten dazu gebrauchen, welcher aber durch Kunstmittel geil und tragbar zu machen ist. Seine weitere Bestellung vom Herbst an gerechnet, bestehet in

a) Aufbringung des besten, kurzen und fettesten Mistes, welcher dick, und ungleich mehr als zu jeder andern Frucht aufgefahren werden muß. Dünget man im Frühling, so beweiset der Mist beym Kraut nicht die Wirkung, als wenn es im Herbst geschiehet. Der Dung muß nach der Beschaffenheit und den innern Bestandtheilen des Feldes gewählt werden, als auf mürben und warmen Boden Rindviehmist, und auf kältern Schaafmist. Dieser Dünger wird dann gleich untergerainet, im Frühling werden die Raine ausgeackert, und in der Mitte oder Ende des May muß das Feld tief gerühret werden. Wenn die Pflanzen gesteckt werden sollen, so ackert man es wieder, und lockert das Feld recht auf.

b) Alles Ackern im Frühling muß bey trockener Witterung geschehen, desgleichen auch die Arbeiten mit der Handhaue. Eine nasse Bestellung macht das Feld fest und bündig, und doch ist es unumgänglich nöthig, daß es locker und mürbe sey. Denn wie können die Pflanzen mit ihren zarten Wurzeln sich ansaugen und lebhaft heranwachsen, wenn die Erde klebricht und dadurch hart wird? Da die Kraut-Pflanze nicht auf ihrem ersten Entstehungsplatz verbleibt, son-

sondern erst in den Gärten gezogen, und bey gehörig erlangter Größe auf das Feld verpflanzet wird, so müssen nothwendig die Wurzeln der ausgehobenen Pflanze, wenn sie noch ganz schwach sind, und kein lockeres und klares Erdreich finden, das sich an solche anlegen kann, ausgehen und verdorren. Eine nasse Bestellung befördert auch den Graswuchs in dem geilen Krautacker, welches den Pflanzen die Nahrung benimmt, und die Beete mit einer Rinde überziehet, in die kein gelinder fruchtbarer Regen eindringen kann.

c) Das Stecken oder Verpflanzen der Pflanze ist der Zeit nach nicht genau zu bestimmen, man muß sich hier nach der Witterung und der Größe der Pflanzen richten. Die gewöhnliche Zeit ist Anfangs Junii, geschiehet es viel eher, so trifft es sich gemeiniglich, daß die Stauden viel welkende und falbe Blätter bekommen, und dadurch in der Größe und Festigkeit der Köpfe einen Abbruch leiden. In Ansehung der Größe der Pflanze ist zu bemerken, daß man sie in den Pflanzstätten heranwachsen lasse, bis sie einige Blätter getrieben haben. Diejenigen, die einen langen Stiel haben, wurzeln nicht so gut an, als die niedrig stämmigten, und wenn sie auch zu alt und zu groß geworden sind, verdorren sie leichtlicher als die jüngern und minder starken. Man hüte sich, die Pflanzen zu nahe an einander zu stecken, die Stauden haben dann nicht Raum genug, sich auszubreiten, und man wird

auch verhindert, gehörige Haufen hacken zu können. Die ordentliche Distanz ist $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß, und zwey Pflanzen neben einander, nachdem man den obern Rücken des Beetes mit der Hand oder einem Rechen etwas breit gezogen hat. Vor einem Regen stecke man keine Krautpflanzen, das lockere Feld setzet sich daran fest zusammen, und erschweret das Bekommen. Nach einem gelinden Regen ist es vortheilhafter, nachdem die Oberfläche wieder etwas abgetrocknet ist. Einige Feuchtung muß in der Tiefe des Ackers befindlich, dieser also nicht ganz ausgesprödet seyn, denn sonsten verdorren die Pflanzen. Man pfleget auch das Kraut gegen die Abendzeit zu stecken, wo der fallende Thau die junge Pflanze erfrischet und ihr Bekommen befördert. Verrichtet man dieses Geschäft Vormittags, so welket die um diese Zeit stark auffallende Sonne die Pflanzen ab, und viele gehen aus.

d) Einige Tage nach dem Stecken müssen die Pflanzen genau untersuchet werden, ob sie Leben haben, oder verdorret sind. Die ausgegangenen müssen mit frischen ersetzet, und diese Nachforschung so lange fortgesetzet werden, bis das ganze Feld gänzlich mit lebenden Pflanzen besetzt ist. Nachdem dieses mit Sorgfalt verrichtet, und dabey die kränklich scheinenden mit frischen gesunden Pflanzen verwechselt worden; so erwarte man den Anwuchs der Pflanzen bis zu einer Höhe von einem starken hal=

halben Fuß, von der Erde an gerechnet. Bey dieser Größe hacke man solche denn. Eine größere Länge kann dadurch schädlich werden, daß ein starker Wind selbige abknickt, oder wenigstens durch das Hin- und Herbiegen einige von ihren zarten Wurzeln abreise. Bey trockener Witterung und etwas feuchtem Feld verrichte man das erste Hacken, welches in einer Umgrabung der Erde der Furche und des Beetes bestehet, die in einem runden Haufen um die Pflanze herum aufgebracht wird. Dieses Hacken muß mit Sorgfalt geschehen, und ist dabey die Pflanze vorher wohl zu umhacken und das um sie befindliche Erdreich aufzulockern, ehe die Erde in einem Haufen um selbige gebracht wird. Hiebey ist aber wohl in Acht zu nehmen, daß man die Pflanze oder die Wurzeln nicht beschädige. Der Nutzen von diesem sorgfältigen Hacken ist groß, und das Gedeihen des Krauts hängt sehr davon ab, weil dadurch die beym Stecken feucht zusammengedrückte Erde wieder aufgelockert, und das um die Pflanze gewachsene Gras vertilget wird. Die Zeit des ersten Hackens trifft ungefähr in das Ende des Junii, und die des zweyten in das Ende des Julii, auch wohl etwas später oder früher, nachdem es Wetter und Wuchs vergönnen. Das zweyte Hacken erfordert gleiche Behandlung und Aufmerksamkeit. Damit es ohne Verletzung der Blätter geschehe, und die Erde um die Staude gehörig locker gehacket werden

 möge;

möge; so verrichte man diese Arbeit, ehe die Staude zu groß und ausgebreitet wird. Nach einem Regen, wenn selbiger noch an den Blättern hängt, auch schon bey einem stark gefallenen Thau ist das Hacken so lange zu verschieben, bis alles wieder abgetrocknet ist, weil die Erde gleich schmierig und klebrig wird. Beym zweyten Hacken ist alle Erde aus den Furchen heraus zu holen, und auf die Haufen und um die Pflanze herum zu bringen, die beym ersten Hacken wegen der Kürze des Gewächses nicht anzubringen war, und auf den Seiten des Haufens oder in den Furchen liegen geblieben ist.

§. 98.

An den Stämmen und Wurzeln der Krautpflanze bemerket man häufig Auswüchse und sogenannte Kröpfe, die innwendig hohl sind, und worinnen ein Wurm sitzet. Diese Kröpfe hindern das Wachsthum und verursachen, daß kein Haupt wächset, und endlich gar die ganze Staude verwelket. Noch ist kein zuverlässiges sicheres Mittel dagegen ausfindig gemacht worden. Die Erfahrung zeiget, daß diese Kröpfe am meisten auf trockenem, hitzigem und sandigem Erdreich anzutreffen sind, besonders wenn dasselbe noch dazu einen hitzigen Dünger erhalten hat. Ich glaube, daß die Pflanze die Anlage zu dieser Krankheit schon in den Pflanzstätten erhält, und sie mit auf das Krautland bringt. Man giebt sie zwar einem nassen Stecken oder einer nassen Ackerbestellung Schuld, ich ver-

vermuthe aber, daß dieses nur eine Veranlassung ist, die Krankheit mehr zu nähren, und eher sichtbar zu machen. Die meisten Oekonomen sind in Ansehung der angeführten Entstehung dieser Kröpfe mit mir übereinstimmend, und dieses wird mir um so einleuchtender, wenn wir die Lage unserer Pflanzstätten betrachten Weil die Pflanzen frühzeitig gesäet werden müss n, so müssen solche Plätze ausgesuchet werden, die von der Winterfeuchte bald abtrocknen. Daher sind wir genöthiget, die Pflanzenbeete in trockene, hitzige und sonnenreiche Plätze zu verlegen. Wir sollten Versuche machen, und auf entgegen gesetzte Plätze den Pflanzensaamen bringen. Würden wir uns auch mit dem Anziehen etwas verspäten; so könnten wir vielleicht diesem Uebel großen Einhalt thun, das uns öfters ein gänzliches Mißrathen des Krautes zu Wege bringt.

§. 99.

Die Erndtezeit des Krauts ist eigentlich gegen das Ende Octobers gefällig, doch in unsern rauhen Clima ist keine gewisse Zeit zu bestimmen. Fallen frühzeitige starke Fröste ein, so ist es rathsam, nach einem Regen, der die Stauden wieder ausfrischet, und den Frost ausziehet, das Kraut abzuhacken und einzufahren. Es ist rathsamer, das Abbringen lieber zu früh als zu spät zu veranstalten, weil anhaltende starke Fröste das Kraut gänzlich zu Grunde richten, und seine gewisse Fäulniß nach sich ziehen. Ist das Kraut in einen solchen Zustand versetzet; so verlieret es seine

Nutz- und Brauchbarkeit sowohl für Menschen als Vieh, und wir haben Beyspiele, daß das Vieh hiemit faul gefüttert worden. Desgleichen haben wir schon Zeiten erlebet, daß das Kraut durch Fröste, da es noch stand, so stark beschädiget worden, daß es ganz, auch mit seinen Dorschen in Fäulniß übergegangen, und einen unausstehlichen Gestank von sich gegeben. Man hüte sich weiter, das Kraut während oder nach einem Regen, oder bey einem darauf liegenden Reif abzumachen, sondern warte ab, bis Sonne und Luft diese Nässe abgetrocknet haben. Denn nasses Kraut erwärmet sich in den Haufen, und wird die erste Ursach, daß es faulet, übelriechend und ungesund wird. Auf den Dörfern ist es gewöhnlich, solches nach dem Einbringen in kleine spitzig zulaufende Haufen zu setzen, nachdem vorher die größten Köpfe, wie auch die stärksten Dorschen oder Strünke ausgestochen worden. Der unterste Theil der Staude, nämlich die Dorschenseite, kommt inwärts zu liegen, um sie vor den Frost zu bewahren. Diese Haufen werden dann von oben her abgenommen, und zum Verfüttern nach und nach verbraucht. Fällt warme Zeit ein, oder es kommen starke Fröste, die in die Haufen weit eindringen, so faulet es vom erstern zusammen, und lässet man von letztern die tägliche Portion in den Stuben aufthauen, welches unumgänglich nothwendig ist, so giebt schon sein übler Geruch das richtige Anzeigen, daß es angegrif-

griffen, und seiner besten Kräfte beraubt worden seye. Es wäre daher zu wünschen, daß die Dorfsbewohner dieses gut nährende Gewächs mit mehr Sorgfalt und länger in seiner Güte erhalten, und dem Beyspiel der Bürger in der Aufbewahrung nachfolgten. Diese haben Gruben in der Erde, die entweder mit Sandstücken oder mit hölzernen Bohlen ausgesetzet sind, und und Wasser halten. Das Kraut wird im Stampftrog gröblich zerstossen, mit gesiebter Holzasche und Salz bestreuet, in die Grube fest eingetreten, mit Steinen beschwert und mit Wasser übergossen. Hierdurch wird eine Gährung hervorgebracht, und durch solche das Kraut vor dem Verderben bewahrt. Es erhält sich dadurch lange Zeit in seiner Güte, und ist dem Mastvieh sehr gedeihlich und zuträglich. Denn durch die Gährung werden die rohen Säfte verfeinert, das Salz und die Asche erwecken den Appetit, und befördern die Verdauung. Sollte dem Landmann die Anlage solcher Gruben zu kostbar seyn, so sollte er sich wenigstens hölzerne Gefässe zu diesem Gebrauch anschaffen. Er würde den Gewinn davon haben, daß er im Herbst und bey angehendem Winter das Kraut nicht öfters mit Uebermaaß verfüttern müßte, sondern in geringern und gehörig vertheilten Portionen sein ohnedem sparsam zu nährendes Vieh mit diesem stärkenden Futter unterstützen könnte.

XXI. Abschnitt.

Von Futterkräutern.

§. 100.

Ich will hier nicht von den natürlichen Futterkräutern reden, die bey uns wild wachsen, sondern von den künstlichen, welche gesäet, und mit Fleiß gebauet werden müssen. Diese Pflanzen sind für graßfressende Thiere ein gesundes, nahrhaftes und angenehmes Futter. Der Landwirth verfüttert dergleichen Kräuter theils frisch, theils kann er sie auch abgedürret verbrauchen. Bey einer guten nnd Ordnungsmäßigen Anwendung sind sie nicht allein geschickt, die Munterkeit, Stärke und das Wachsthum des Viehes zu vermehren, sondern auch mehr Fleisch, Talg und Milch bey selbigen zu erzeugen. Man hat aber bey ihrem Gebrauch genaue Vorsicht anzuwenden, weil sie sehr kräftig sind, und dadurch, daß sie das Vieh zu geschwind vollblütig machen, leicht schädlich werden können. Für uns sind die vortheilhaftesten die, welche sich für unsern Boden schicken, ohne viele Düngung und kostbare Wartung wachsen, und das Land dabey nicht sehr entkräften.

Hierzu schicken sich die Kleearten am besten, und die hier bekanntesten sind: der ewige oder Luzerneklee, die Esparsette oder der türkische Klee und der allgemeine rothe oder spanische Klee. Zu wünschen wäre, daß wir solchen Anbau ins Große treiben könnten; bey unserer jetzigen Verfassung aber ist es leider! eine Unmöglichkeit, da die Kuppelhuthen und Triften entgegen sind, und die Huthungsberechtigten kaum erlauben werden, kleine Stücke damit zu besetzen. Wenn wir von dieser Vergönnung, einen nutzbaren Verbrauch machen wollen, so müssen wir hauptsächlich darauf sehen, welche Art von Klee unserm Boden angemessen ist, und dieses ist:

a) Der rothe spanische auch holländisch genannte Klee, der eine rothe auch eine weiße Blüthe treibet. Diesen können wir mit einigem Vortheil bauen, da die andern bekannten angeführten Sorten, nämlich die Lucerne und Esparsette, einen Boden verlangen, den wir nicht haben. Die Wurzeln von diesen beyden Arten gehen tief, sie verlangen einerley Boden sowohl in der Oberfläche als in der Tiefe, zum wenigsten einen solchen, wo die Wurzeln eindringen können. Solcher darf weder naß seyn, noch Steine und Felsen zur Unterlage haben. Solches Land aber treffen wir hier selten an, da wir, so bald man nur etwas über die Oberfläche hinein kommt, entweder Lehmen, oder Thon, oder ein felsigtes unfruchtbares

Erd-

Erdreich finden. Im erstern verhält sich die Nässe, wovon die Wurzeln ausfaulen, und in letztern können diese wegen der Festigkeit des Bodens nicht in die Tiefe gehen. Deswegen können wir nur den rothen Klee anziehen, der mit seinen Wurzeln mehr in der Oberfläche bleibet.

b) Ob wir gleich von dieser Art Klee den meisten Nutzen ziehen können; so muß man doch gestehen, daß er bey uns nicht sehr ergiebig wächset, und öfters viel geringere Ausbeute giebt als in einem wärmern Clima. Kann der Klee nicht zwey und dreymal abgemähet werden, und ist seine Höhe nicht wenigstens ein bis anderhalb Fuß, so ist der Gewinn nur gering. Zu einem guten Gedeihen und öftern Anwuchs ist aber eine baldige warme und fruchtbare Frühjahrszeit erforderlich, welche wenigstens Ende Aprils sich wirksam zeigen muß. Unsere ungünstige kalte Lage aber gewähret uns diesen Vortheil nicht, und wir haben gemeiniglich im May noch rauhe und kalte Witterung mit Schlakerregen, Schneegestöber, Reifen und Nachtfrösten vermenget. Solche Witterung ist dem Kleebau nicht allein ganz schädlich, sondern auch seinen baldigem Anwuchs sehr hinderlich. Daher kommt es, daß wir den Klee kaum in den letzten Tagen des Junii, auch wohl noch später, zum erstenmal abmähen können. Der zweyte Nachwuchs wird kaum Hand- höchstens Span-

nen-

nenlang, und ist wenig Gebrauch davon zu machen, längere Zeit können wir ihm nicht auf dem Feld verstatten, da wir ihn in der Brachzellich ziehen, und das Wintergetraid bey Zeiten säen müssen; der Kleeacker muß daher Ende Julii längstens Anfangs August umgepflüget werden, damit das Graß verfaule, und die Erde in Gährung und klar gebracht wird. Auf mehrere Jahre den Klee stehen zu lassen, ist nicht thunlich, theils weil wir mit den Zellichen in Unordnung kommen, theils weil er nach Verlauf von einigen Jahren von selbst ausgehet oder wenigstens dünn wird, und theils noch, weil wir unsern Boden mit Unkraut allzusehr verunreinigen und verfilzen würden.

c) Ein weiteres Hinderniß des Kleebaues, weswegen wir ihn ins Große zu treiben nicht vermögen, bestehet darinnen; daß er gedünget werden muß. An diesem unentbehrlichen Hülfsmittel haben wir aber ohnedem schon Mangel, da der Landmann durch den starken Erdäpfelbau der Wintersacht vielen Dünger entziehet. Auch kann er dies nicht einschränken, weil er selbst mit davon lebt, und wollte er noch großen Kleestücken den nöthigen Dünger geben, so würde seinem Winterfeld wenig Mist zu Theil werden. Der auf das Kleefeld gebrachte Dünger muß oben auf gebreitet, und der junge Anwuchs damit bedecket werden. Wollte man den Dünger, der im

im Herbst auf den Kleeacker gebracht, und durch Regen, Schnee und Luft ausgelauget und ausgewaschen ist, im Frühling zusammen rechen, und andern Feldern zur Düngung geben, wie einige Vertheidiger des Klees angeben, wie wenig würde man sammlen, und von welcher schlechten Beschaffenheit müßte solcher seyn? Der fette und kurze Dünger hat sich dem Klee bereits mitgetheilet, und man würde nichts als das zurückgebliebene Stroh und Tangelreisig aufrechen können, das alle an ihm klebende Helttheile verlohren hätte. Wollte man weiter angeben, daß die Kleefelder keinen Dünger bedürften, und doch reichlich Winterfrüchte trügen, so mag dieses Vorgeben in gemäßigtern und wärmern Gegenden wohl wahr seyn, da der Boden derselben an und für sich fruchtbar und fett ist. Der allda reichlich wachsende Klee kann durch die abgefallenen Blätter dem Acker wieder Nahrung zuwenden, was er ihm an Kräfte entzogen. Man hat auch andere Hülfsmittel in jenen Oertern, den geilen Wuchs des Klee's zu befördern, wozu der Acker wenig Kräfte anzuwenden brauchet, nämlich die Ueberstreuung mit Gips. Von diesem Mittel soll der Klee sehr üppig und dick wachsen, und eine Höhe von einer Ellen erlangen. Alles angeführte aber versaget uns die karge Natur, denn unser kalter Boden greifet den Mist an, und verzehret ihn, daß wir, ohne frisch gedünget

zu

zu haben, eine schlechte Winterfrucht einerndten, und Gips mangelt uns völlig, und wir müssen ihn mehrere Meilen weit herholen, wo wir mit Noth doch nur so viel erhalten können, als wir zum Bauen nöthig haben. Da wir nun auf alle Art und Weise beschränkt sind, so fließet hieraus die richtige Folge, daß wir von diesem nahrhaften Gewächs im Großen keinen vortheilhaften Gebrauch machen können.

§. 101.

Aller dieser Hindernisse ohngeachtet wird jeder kluge Landbebauer nach seinen Kräften und Verhältnissen bedacht seyn, den Kleebau im Kleinen zu betreiben, und durch Anbauung eines proportionirlichen Stück Feldes seinem Vieh ein kräftiges Futter zu verschaffen, obgleich sein reichliches Gedeihen nicht jedes Jahr sicher zu bestimmen ist. Er wird dadurch auch seinen Dünger vermehren und verbessern, und einen höhern Ertrag seiner Grundstücke bewerkstelligen. Hierbey bemerke er, daß jeder Boden zu seiner Anpflanzung nicht anwendbar sey; er muß folgende Eigenschaften besitzen. Ein mageres, dürres und horstiges Erdreich, wenn es noch dazu hoch lieget, ist nicht dazu geschickt. Der Klee verlanget zwar nicht schlechterdings einen tiefgründigen, lehmigten, oder Thonacker, worauf man Waitzen aussäet, indessen wird doch wenigstens ein guter und wohl angebrachter Mittelboden dazu erfordert. Ein nasser Acker, der stehendes Wasser hält, tauget auf

keine Weise zum Klee, seine Wurzeln gehen tiefer als die des Getraides, und kommen daher gleich ins Wasser zu stehen, wovon sie ausfaulen und verderben. Ein verwurzelter und schrolligter Acker ist ihm ebenfalls ungünstig, das Unkraut und Graß verdränget da den jungen Klee, und er kommt gar nicht in die Höhe. Ein steinigtes Feld ist eben so wenig zu diesem Behuf anzuwenden, weil der Saame nur oben auf gesäet wird, und solcher alsdenn der Steine wegen keine Erde zum Anwurzeln erlangen kann. Ueberhaupt genommen, der Klee will ein Land haben, in welchem gute Gersten wächset. Dieses heißet, es muß mürbe, klar, erdenreich, trocken und nicht kaltgründig seyn. Wer dergleichen Boden nicht besitzet, der unterlasse den Kleeanbau, und erspare sich Kostenaufwand, Mühe und Dünger; diese Naturhindernisse werden unsere Waldbezirke ohne Zweifel betreffen, und sie werden mehr gewinnen, wenn sie mit dem sogenannten Schneidfutter, das aus Haber und Wicken oder Erbsen bestehet, den Mangel des Klee's ersetzen.

§. 102.

Der beste Standort für den Klee, welcher dem Getraidbau am wenigsten Abbruch und Nachtheil zufüget, ist ohnstreitig, wenn er auf die Sommerfrucht, besonders in das Gerstenland, gebracht wird. Nachdem der Sommersaamen ausgesäet, und das Beet fertig geackert ist, lässet man einen auch zwey Strich mit der Egge thun, um das Beet

zu

zu ebnen und die Erde ganz klar zu machen. Alsdenn nimmt man in das Säetuch trockene Erde so viel als der Säemann tragen kann, und zerreibet mit der Hand alle kleine Klümpchen, die von der Egge nicht zermalmet worden. In diese Quantität Erde, streue ich 3 bis 4 große Eslöffel, aufgehäuft voll, guten und reinen Kleesaamen. Solchen vermische ich wohl mit der Erde, und besäe das geebnete Beet mit diesem Gemeng. Es ist genau zu bemerken, daß alles auf das Beet oben auf und nicht in die Furchen gebracht wird, weil in den Furchen sich häufig Wasser sammlet, und der Klee leichtlich auswintert. Ferner ist wohl Achtung zu geben, daß dieses Gemenge gleich stark mit voller Hand ausgestreuet, und lieber dick als dünn aufgebracht werde, damit keine leere Stellen entstehen, die mit Graß anfliegen. Warum ich aber den Kleesaamen mit Erde vermische, und nicht unter den Getraidsaamen menge, geschiehet aus der Ursache, weil der Kleesaame wegen seiner Glätte und kleinen Gestalt im Säetuch von dem Getraidsaamen abgleitet und zu Boden fällt, wovon ein ungleicher Stand erfolget. Will man ihn nicht auf diese Weise aussäen, so säe man ihn wie Gartensaamen mit 3 Fingern. Ist die Saat verrichtet, so überfähret man das Beet mit einer leichten Egge nur einmal, und lüftet solche bey jedem Tritt, damit der Saame nicht zusammengeschoben, oder in die Furchen gebracht werde. Der Klee will nur eine leichte Bedeckung von Erde haben, und gut ist es, wenn in einigen

Tagen ein gelinder Regen ihn an das Feld heftet.

a) Der Saame muß vollkommen und schwer seyn, und ist der frische im vorigem Jahr gewonnene dem ältern vorzuziehen. Der zwey und drey jährige ist zwar auch noch gut, wenn er an einem lüftigen trockenen Ort aufbewahrt, und dünn aus einander gebreitet worden, weil er sich leichtlich erwärmet. Indessen ist es rathsam, diesen alten Saamen etwas dicker zu halten, weil doch manches Korn verdumpfet ist, und nicht aufgeht.

b) Um guten Saamen zu haben, ist am sichersten, ihn selbst anzuziehen. Man lasse bey dem ersten Abmähen eine Spitze oder Ecke stehen, je nachdem man viel oder wenig Saamen ziehen will, und haue ihn nicht eher ab, als bis er recht reif ist. Dieses erkennt man daran, wenn die Kolben recht dunkelbraun, die Blätter aber meist schwarz und abgestorben sind.

c) Das Abbringen der Köpfe muß früh im Thaue geschehen; nachdem solche hievon abgetrocknet sind, so sind sie behutsam zusammen zu rechen, und in ganz kleine Häufchen zu setzen. Weil der Klee sehr ungleich reifet; so müssen die Häufchen lange stehen bleiben, und sind nicht eher einzubringen, als bis die Stengel völlig trocken sind. Das Ausdreschen und Ausputzen ist sehr mühsam, und der Saame ist schwer aus der Spreu heraus zu bringen, dann von der Siede abzusondern. Daher geschie-

schiehet es, daß man öfters mit dem gekauften Saamen betrogen wird, weil er gemeiniglich über den Oefen abgedörret, und von der Hitze zu stark betroffen worden, um sich Mühe und Arbeit zu erleichtern.

§. 103.

Der Kleefütterung muß man sich mit vieler Vorsicht bedienen, und sie ist nicht eher zu gestatten, als bis er Blüthen bekommen hat. Die Säfte, die er vor dieser Zeit bey sich führet, sind theils zu häufig, theils noch zu roh, weswegen der Klee für das Vieh gefährlich wird und ein starkes Aufblähen verursachet, wenn er in Menge gefüttert wird. Er welket auch ungleich mehr zusammen, und man gebrauchet zur Sättigung eine ungleich größere Quantität, als wenn er Blumen getragen hat. Desgleichen ist eine Hauptvorsichtsregel, daß er:

a) nicht im Thau oder bey Nebeln abgemähet werde. Die Gesundheit des Viehes würde in diesem Fall großer Gefahr ausgesetzt werden und durch giftige Nebel, Thaue und schädliche Ausdünstungen sehr leiden. Wenn aber der Hauptvortheil der Stallfütterung in der Bewahrung für allerley Krankheiten und Seuchen mit bestehet; so würde durch solche Unterlassung die Absicht verfehlet. Man thut daher am besten, wenn man den Klee nicht eher abmachet, als bis er völlig abgetrocknet ist, und zwar nur allemal so viel, als man

auf einen Tag gebrauchet. Wird gleich der Klee etwas welk, so frisset das Vieh ihn doch gerne, und er ist ihm weniger schädlich, weil das zu geile Wesen ihm dadurch etwas entgehet. Wird er in Bünden oder in Körben eingebracht, so muß er gleich dünn aus einander geleget werden, damit er sich nicht erwärme, indem das Vieh ihn dann nicht gerne verzehret. Zu mehrerer Vorsicht kann man ihn auch einige Stunden auf den Schwaden, hier Maden genannt, liegen lassen, auf daß er etwas abschwelcke.

b) Will man noch behutsamer verfahren, so schneide man den Klee auf der Heckerlingslade nur gröblich, indem man etwas Stroh mit darunter vermenget. Das Vieh wird ihn dann nicht so begierig und ganz verschlingen, sondern ihn gehörig kauen. Hierdurch bewirket man nicht allein eine Ersparniß bey einem schlechten oder noch jungen Kleewuchs, sondern man ist auch für dem Ueberfüttern gesichert, und hat für eine bessere Verdauung gesorget. Man bewahret sich dadurch mehr für das gefährliche Aufblähen, welches eine Windsucht und Darmgicht verursachet, und bey unterlassenen Hülfsmitteln den Tod nach sich ziehet.

§. 104.

Wir haben hier die Gewohnheit, und einige üben es als ein Recht aus, das Feldgraß

unter

unter den Winter und Sommerfrüchten auszuziehen, unter dem Namen des Grasens. Dieses Benehmen ist ohnedem den Früchten sehr nachtheilig, wenn es unvorsichtige Menschen verrichten, die das Getraid niedertreten oder einknikken. In den mit Klee angesäeten Stücken ist es um so mehr verderblich, weil dadurch der noch schwach eingewurzelte Klee los; und mit dem Gras häufig ausgerissen wird. Er muß alsdenn dünn aufgehen, oder wenigstens einen ärmlichen Wuchs und Ansehen erlangen, und man vermuthet fälschlich, daß der Saame nicht tüchtig sey, wenn jenes die eigentliche Ursache ist. Desgleichen verhüte man, daß nach abgebrachter Frucht das Rindvieh nicht in das Kleefeld auf die Waide getrieben werde. Bey nasser Witterung ist es gar verderblich, da das Vieh Löcher in das Feld tritt, und den Klee noch überdem ausrauffet. In die Fußtritte setzet sich Wasser, und verursachet ein Anfaulen der Wurzeln.

§. 105.

Sehr nützlich ist es, das Kleefeld im Herbst mit ganz kurzem Dünger zu überbreiten, es giebt ihm eine Decke gegen unsere harten Winter und späte Frühlingsfröste, und begünstiget seinen Wuchs ganz vorzüglich. Ist auch der Mist vergangen, und von den Regen abgespület worden, so erhält sich doch sein Geruch, welcher besonders den Schaafen zuwider ist. Sie überlas-

laufen dann solche Stücke, und berühren die jungen Sprossen nicht, welches zu einen baldigen Anwuchs sehr beförderlich wird.

§. 106.

Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß auf dem Kleefeld der Winterwaitzen nicht so gut wuchert, als das Korn. Meinen Einsichten nach mag die Ursache seyn, daß wegen der unverfaulten Kleewurzeln und des eingebrachten Mistes das Feld ungeschlachtet bleibet. Wenn das Feld hiervon nicht klar zerfällt, und die Saatfurche tiefer gezogen werden muß, so geschiehet es, daß der Waitzen tiefer zu liegen kommt, und verackert wird, mehr als er eigentlich vertragen kann. Die Schrollen verhindern ihn im leichten Hervortreiben des Fruchtkeims, das Korn aber achtet dieses Hinderniß weniger, windet sich durch, und gedeihet wohl.

XXII. Abschnitt.

Von dem Einerndten des Getraides.

§. 107.

Das einzusammelnde Getraid erfordert mancherley Bearbeitungen, und wenn nicht jede derselben mit gehöriger Behutsamkeit betrieben wird, so gehet vieles verlohren. Um dieses nach Möglichkeit zu verhüten, will ich folgende Maaßregeln angeben.

a) Jeder vorsichtige Landmann muß vor der Erndte seine Scheune in guten Stand setzen, die Bansen wohl reinigen, und dieses einige Zeit vorher thun, damit der Grund austrockne. Alle schadhafte Stellen im Dach und Gebäude sind tüchtig auszubessern, damit kein Regen und Nässe eindringen kann. Die Tenne ist genau zu untersuchen, daß auf dem Lehmtennen keine Gruben und schadhafte Stellen, dann in den hölzernen Tennen keine Klüfte und Löcher anzutreffen sind, welches alles herzustellen und zusammen zu treiben eine unausbleibliche Besorgung erfordert.

b) Desgleichen muß eine hinlängliche Menge Strohbänder im Vorrath seyn, die von dem läng-

längsten Kornstroh genommen werden müssen. Das Stroh darf nicht mürbe, und die Knoten müssen fest zusammengezogen seyn, damit das Band beym Anbinden nicht zerreiße und auf dem Feld viele Körner durch das Unterlegen eines frischen abgestreifet werden.

c) Ehe der Landwirth zur Abbringung seines Getraides sich anschicken kann, so untersuche er dessen Reife. Nimmt er die Erndte zu früh vor, so schadet er sich, da ein nicht völlig reif gewordenes Korn einschrumpfet, und den Ertrag verringert. Noch schädlicher ist es aber, wenn er das Getraid überreifen lässet, weil nun bey jedem Erndtgeschäfte, als Abbringen, Aufsaamen, Anbinden, Aufladen, viele Aehren und Körner abbrechen und ausfallen.

d) Nicht allein die Jahreszeiten sondern auch die Lage der Felder verändern die Zeitigung, und auf einer Feldflur wird nicht jede Sorte zugleich reif. Ein sorgsamer Landmann muß daher Abends vorher seine Stücken genau beobachten und in der Mitte durchgehen, weil von der Aussenseite die Reife nicht zu beurtheilen ist, woraus er erkennen wird, welches Stück er folgenden Tages abärndten darf. Im Fall, daß mehrere Stücken zugleich zeitig werden, so ist es Klugheit, die steinigten, horstigen und hitzigen Felder zuerst vorzunehmen, die gründigen und kühlern aber späterhin. Auf die Getraidsorten ist ebenfalls Rücksicht zu nehmen, wenn mehrere zugleich zeitig werden. Alsdenn

ist

ist diejenige zuerst abzunehmen, die ihrer Natur nach schneller überreifet, und abfället. Bey den Winterfrüchten ist zum Exempel der Waizen, und bey den Sommerfrüchten die Gerste solchen Ereignissen früher ausgesetzt, als die übrigen Früchte.

c) Die sicherste Probe, die rechte Reife zu erkennen, bestehet darinnen, daß man mit den Nägeln an der Aehre herunterstreift, und dadurch gewahr wird, ob das Korn sich dadurch los und wankend mache. Das Unreife stehet ungleich fester in seinen Behältnissen, und die gelbe Farbe giebt kein gewisses Kennzeichen. Die fühlbare Härte oder Weiche der Körner trüget ebenfalls bey nasser Witterung, weil auch das reifste Getraid davon anziehet, und von seiner Festigkeit nachgiebt.

§. 108.

Das Abbringen selbst betreffend, so gehet beym Wintergetraid das Abhauen mit der Sense geschwinder von Statten, als das Abschneiden mit der Sichel. Man gewinnt auch ein längeres und besseres Stroh durch das kurze Graß, weil man das Getraid mit der Sense näher am Boden weghauen kann, als mit der Sichel. Soll es angehauen werden, welches hier noch nicht gewöhnlich ist, so muß die Frucht hoch, gerade und dick stehen. Leider sind dieses hier seltene Fälle, und dieses mag Ursach seyn, daß das Anhauen unterlassen werden muß. Stehet das Getraid dünne, kurz,

kurz, dabey aber doch gerade, so kann man sich zur Erleichterung der Arbeit des Haberrechens mit dem Gerüste bedienen, und auf den Maden legen. Häufiger trifft es sich aber bey uns, daß das Getraid umgefallen, verworren und mit den Aehren tief einhängend angetroffen wird. Bey solcher Beschaffenheit nehme man die Sichel, es werden die Aehren weniger beschädiget, und überhaupt reiner abgebracht. Jeder Landwirth muß daher den Zustand seiner Frucht genau betrachten, ehe er eines oder das andere ergreifet. Eine ausgemachte Sache bleibet es aber allemal, daß bey dem Schneiden mit der Sichel weniger Verlust der Körner zu befürchten ist, als bey dem Abhauen mit der Sense. Denn durch das Anschlagen an das Gerüst und durch die Gewalt, welche dem Halm mittelst des Stoßes und Schüttelns zugefüget wird, springen viele Körner aus und bleiben auf dem Felde unbenutzt liegen. Wenn nun gleich an dem Aufwand der Abbringungskosten etwas ersparet wird; so ersetzet es doch bey weiten den Verlust nicht, den wir an den Körnern erleiden, um welcher willen wir doch das Getraid ziehen. Es folget daraus ganz deutlich, daß wer es mit den Arbeitern zwingen kann, Ursache habe, das Schneiden dem Hauen vorzuziehen.

a) Noch muß ich einer Art des Abbringens mit der Sichel gedenken, die man das Abgrasen oder das Sichelhauen nennet. Im dicken und lautern Getraid bringt dieses eben den Schaden als das Abhauen mit der Sense. Die Frucht

wird

wird sehr verwirret, und kommt unordentlich auf die Lagen. Im grasigten dünnen Getraid ist es hingegen weniger schädlich, und man hat den Vortheil, daß das Gras die einzelnen Halmen zusammen hält und das Stroh, wenn es gut abgedürret wird, zum Füttern vorzügliche Dienste leistet.

b) Obgleich zur Zeit das Anhauen des Wintergetraids noch nicht üblich ist, so könnten doch Umstände eintreten, die uns hiezu bestimmten. Ich will daher die Methode angeben, wie solches in den fruchtbaren Gegenden verrichtet wird. Beym Anhauen bedienet man sich keines Haberrechen-Gerüstes, sondern ein runder hoher Biegel befindet sich statt dessen an den Sensenbaume, hier Sensenwerft genannt. Das abgehauene Getraid wird an das noch stehende auf der linken Seite angelehnt, und jeder Hauer hat einen Abraffer hinter sich, welcher das Angelehnte mit dem linken Arm und einer in der rechten Hand haltenden Sichel zusammen fasset, und auf die Lagen ordentlich hinbringt Das Hauen mit dem Haberrechen ist hier zu bekannt, als daß ich es zu beschreiben für nöthig erachte. Nur muß ich berühren, daß bey der erstern Art weniger Verlust an Körnern ist, als bey der Letztern.

c) Bey beyden Arten von Hauen muß darauf gesehen werden, daß das Getraid auf der Seite hin angemähet werde, wohin sich die meisten Aehren neigen. Geschiehet es auf der entgegen

ge-

gesetzte Seite, so bricht und hauet man viele Aehren ab, die ganz verlohren gehen.

d) Die Sense muß recht scharf seyn, weil nicht alleine die Arbeit dadurch erleichtert, sondern auch der gar zu heftige Stoß gegen die Halmen verringert, und das Ausschlagen der Körner sehr verhütet wird. Die besten Tageszeiten zum Hauen sind unstreitig die Morgen und Abendstunden. Morgens im Thau und Abends in der Kühle schneiden, wegen der angezogenen Feuchtigkeit, die Sensen am besten, der zeitige Halm ist nachgiebiger und Aehren und Körner brechen und fallen nicht so leicht ab und aus, als wenn sie von der Mittagshitze spröde und hart worden sind.

§. 109.

Das Abbringen des Sommergetraides wird hier mit dem Haberrechen verrichtet, und dienet derselbe sehr zur Beschleunigung der Arbeit. Es kann auch ohne Nachtheil geschehen, da es kürzer als die Winterfrucht ist, und sich deswegen weniger verwirret. Das untere Gras hält es zusammen, daß es beym Abhauen nicht leichtlich zerfällt und es kann mit der Sichel nicht so tief vom Erdboden abgebracht werden als mit dem Haberrechen. Am wenigsten geschiehet Schaden, wenn Windstand ist und die daher angenommene Neigung der Frucht es zuläßet, über queere Beete zu hauen. Dann kann man aus den Furchen besonders die Gerste tief herausnehmen, jedem andern Hinderniß leichter aus-

ausweichen, und reiner wegbringen, als wenn man den Beeten nach hauet. Auf steinigten Feldern aber, oder wo die Gerste lauter und dünn stehet, und wegen dieser Ursache umgefallen ist, oder wegen Ueberreife zu stark mit den Aehren einhänget, oder vom Wind eingeknicket worden, oder wo sich die Gerste gelagert hat, bey allen diesen Fällen ist es nutzbarer, solche mit der Sichel zu schneiden. Mit der Sichel kann man die Halmen in die Höhe bringen, ohne der Aehre Schaden zuzufügen, welches mit der Sense nicht füglich angehet. Auf steinigtem Land ist auch die Sichel tiefer anzubringen, ein Anstoß der Sense an einen Stein stumpfet sie und macht, daß das Abgehauene sich zerstreuet, aus dem Rechen fällt, und nicht ordentlich auf den Maden zu liegen kommt. Ein weiterer Verlust entstehet noch auf steinigten Feldern, wenn die abgehiebene Gerste aufgesammelt wird. Bey dem Zusammenrechen reiben sich die Aehren an den Steinen ab, und bleiben abgebrochen auf dem Felde liegen, welches bey den Zusammentragen der Lagen der geschnittenen Gerste vermieden wird.

§. 110.

Das zweyte Hauptgeschäfte in der Erndte bestehet in dem Sammlen des Getraides und in der sorgsamen Beobachtung, daß alles trocken und dürre in die Scheune gebracht wird. Das Wintergetraid brauchet nicht lange auf den Lagen liegen zu bleiben, wenn es zeitig und nicht viel Gras dar=

darunter befindlich ist. Bey gutem Wetter und Sonnenschein ist es genug: wenn es ein auch zwey Tage nach dem Abmachen aufgesammlet wird. Sollte es auch noch einige Feuchtigkeit bey sich führen, so wird es doch nicht den Körnern schädlich seyn; ja man kann ganz zeitiges geschnittenes Korn gleich aufsammlen, welches hier ins Band nehmen heißt, wenn es nicht naß geschnitten und vom Thau abgetrocknet ist. Sowohl beym Korn als Weitzen hat jedes Korn sein eigenes Gehäus, in diesem lieget es besonders, trocknet nach, und brennet sich nicht auf und neben einander. Nur muß im Stroh kein Saft mehr stecken, oder die Garben im Regen aufgebunden worden seyn.

a) Das Sommergetraid hingegen will längere Zeit zum Abdörren haben, und vornemlich hüte man sich, die Gerste zu frühzeitig einzubringen. Diese reifet selten zugleich, und ist gemeiniglich zweywüchsig, weswegen sie auf dem Maden nachreifen muß. Man lässet die Gerste nicht gerne zu zeitig werden, sondern machet sie ab, wenn sie anfängt mit den Aehren einzuhängen. Das Gras in der Gerste ist unreifer und saftiger als im Wintergetraid, sie hat keine besondere Behältnisse und Gehäuse, sie brennet und verdumpfet daher leichter, und ihr zärtlicher Keim leidet dadurch bald Schaden. Alle diese und noch mehr Ursachen gebieten uns, die Gerste eine Woche und noch länger nach Beschaffenheit obiger Umstände und der Witterung liegen zu lassen. Dieses Verhalten gewähret uns auch noch

noch den Vortheil, daß sie leichter und reiner aus dem Stroh beym Dreschen zu bringen ist, und dürres Stroh ein gesundes Viehfutter abgiebt.

b) Das Wenden ist bey einfallender Regenzeit nothwendig, besonders beym geschnittenen Getraide. Sind die Lagen durchaus naß worden, oder ist bey lang anhaltendem Regen ein Auswachsen zu besorgen, dann müssen die Lagen umgekehret werden. Wird mit Ordnung hiebey verfahren, so kann kein Zerstreuen und Schaden statt finden. Hingegen bey gehiebenem Getraide vermeide man das Wenden, bis es die höchste Nothwendigkeit erfordert, und ein Auswachsen sich zeigen will. Die Mahden können nicht so gut gewendet werden als die Lagen, und es ist eine Unmöglichkeit, ohne Verwirrung mit dem Rechenstiel alles zu fassen, und auf die andere Seite zu bringen. Das gehiebene Getraid lieget auch dünner, die Luft streichet besser durch, und trocknet es leichter aus, weil die Aehren auf den Annahden liegen, wenn queer über die Beete gehieben worden.

c) Das geschnittene Getraid ist leichter und reiner aufzusammlen als das gehiebene. Bey erstern nimmt man gemeiniglich zwölf Beete, in deren Mitte man das Band leget, wohin von beyden Seiten von den Antragern das Getraid gebracht wird. Der Anbinder bleibet beym Band, knüpfet die Garbe fest zusammen, und leget allemal drey Garben auf einen Haufen.

Das gehiebene Getraid gebrauchet mehr Arbeit und bessere Vorsichtigkeit, und demungeachtet wird es nicht so rein gesammlet, als zu wünschen wäre. Denn es muß über einige Beete zusammen gerechet werden, wobey von unvorsichtigen Arbeitern manche Aehre abgebrochen wird. Mit Ordnung geschiehet es, wenn der Recher nicht gewaltsam mit dem Rechen auf das Getraid stösset, noch die Aehrenenden mit den Füßen tritt, sondern an den Sturzenden gehet, das Zusammengezogene an den Fuß rechet, dieses an dem Fuß festhaltend bey jeder Fortrückung weiter hebet, und alles liegen gebliebene fleißig nach sich ziehet. Wird dieses Emporheben verabsäumet, und das Getraid nur auf der Erde liegend fortgezogen, so reiben sich die Aehren von solchem Schleppen ab. Nach Beschaffenheit eines dicken oder dünnen Getraides werden von jeder Seite 4, 5 auch 6 Beete genommen, und in die Mitte die Häuflein gesetzet. Beym Anbinden müssen drey Personen beschäftiget seyn, als ein Antrager, ein Anbinder und ein Nachrecher, und von zwey Reihen Häuflein werden die Garben in einer Zeile zusammen getragen. Der Anbinder muß nicht allein die Garben wohl einrichten und fest binden, sondern auch nach dem Binden alles lose Getraid von der Garbe abrupfen, damit unter dem Zusammentragen und Aufladen nichts verzettelt werde und liegen bleibe.

§. XII.

§. 111.

Das letzte Hauptgeschäft bey der Erndte begreift das Einbringen in sich. Wir haben hier nicht die Gewohnheit, wie in fruchtbarern Gegenden, das Getraid in Mandeln zu setzen, und sie auf dem Felde einige Zeit stehen zu lassen. Ich halte dieses auch nicht für räthlich und nothwendig, weil wir das Getraid auf den Lagen abdürren, jene aber solches gleich nach dem Abhauen zusammen binden, und auf den Mandeln von Luft und Sonne abschwelken lassen müssen. Wir haben hier viel später die Ernde zu erwarten als jene, und können also nicht auf so viel gute und beständige Witterung Rechnung machen, da ohnedem unsere waldige und gebirgige Lage viel Veränderung und Regen erzeugt. Die untersten Garben können auch nicht ordentlich dürre werden, da sie auf der Erde stehend von selbiger die Feuchtigkeit anziehen. Der Verlust an Körnern ist überdem beträchtlich, weil die Mäuse und mehreres Ungeziefer sich unter den Mandeln einfinden, und viele Aehren in ihre unterirrdischen Höhlen verschleppen. Wenn wir nun bey unserer Weise verbleiben, und das Getraid noch selbigen Tages, wo es aufgesammelt wird, einfahren; so ist nachstehendes zu beobachten:

a) Sowohl Lader als Langer müssen behutsam mit den Garben umgehen, daß solche nicht zerreißen, und dadurch ein Zerstreuen entstehe.

b) Die Garben müssen nicht zu stark an die Wagenleitern aufgestäuchet werden, damit keine

Aehren und Körner ausspringen und abfallen. Die Garben müssen fest und ordentlich nicht allein in den Leitern, sondern auch über denselben zusammen geladen werden, damit bey dem Fahren durch das Rütteln keine Lücken oder eine Lockerheit entstehe, wodurch das Fuder zerfallen, oder doch wenigstens Garben herausfallen können.

c) Das Laden selbst betreffend und die hiezu erforderliche Geschicklichkeit; dieses läßt sich nur durch Uebung und practischen Unterricht erlangen. Hauptsächlich sehe man darauf, daß die Garben gleich weit über die Leitern hinaus reichen, damit nicht eine Seite das Uebergewicht erhalte, und beym Fahren das Fuder leichtlich umfalle. Die Garben dürfen auch nicht zu weit über die Leitern hinaus gebracht werden, sondern das Band muß innerhalb, zum wenigsten auf die Leitern, zu liegen kommen. Wird dieses nicht beobachtet, so hält kein Fuder sich fest zusammen, und die hervorreichenden Garben fallen heraus

§. 112.

Bey dem Einfahren ist, so viel es den Kräften des Zugviehes möglich, nicht zu zaudern, dabey aber doch so behutsam zu verfahren, daß kein Wagen umgeworfen werde. Der Schaden, welcher bey dürren Getraid daraus entstehet, ist leicht einzusehen. Daher ist anzurathen, lieber Mittel- als sehr große Fuder aufzuladen, diese

bekommen bey unebenen Wegen nicht so leichtlich das Uebergewicht zum Umfallen, und man kann geschwinder fortkommen.

§. 113.

Das Abladen der Fuder muß mit Ordnung geschehen, damit die Garben nicht zerrissen und verwirrt in die Banse kommen. Sie werden vom Wagen also abgenommen, wie sie auf denselben aufgeladen worden, nemlich ein Schlag nach dem andern. Die unterste Lage in der Banse, der Bodensatz genannt, wird mit dem Sturzende gerade mit dem Aehrenende stehend in die Höhe gestellet, damit die Körner von der Feuchtung des Bodens nicht anziehen und riechend werden. Die folgenden Garben werden in die Queere über diesen Bodensatz geleget, und der Banser muß sie ordentlich und fest zusammen bringen, damit sie beym Dreschen wieder gut herauszunehmen sind, und nicht zerrissen und verwirret auf die Tenne zu liegen kommen. Dieses erleichtert die Arbeit des Dreschens, und man kann mit mehr Sicherheit richtige Rechnung über den Ausdrusch führen. Ein festes Einschlichten der Garben bewirkt noch, daß man ungleich mehr in die Banse einpacken kann, als wenn die Garben unordentlich und nicht fest an einander hingeworfen werden.

§. 114.

Jede Sorte von Früchten lege man in der Scheune besonders, damit nicht eine unter die

andere gemischt, beym Verkauf tadelhaft und im Werthe niedergeschlagen, auch selbst zum eigenen Gebrauch fehlerhaft gemacht werde. Unter andern wird der Weitzen viel an Werth und Güte verlieren, und für unrein gehalten, wenn Korn darunter kommt. Eben das ereignet sich bey der Gerste, wenn Wicken und Haber sich einmengen, und so gehet es mit allen Früchten, wenn eine geringere Sorte sich mit einer edlern vermischet. Zum Saamen ist denn solches Getraid gar nicht zu gebrauchen, und man wird durch seine Nachlässigkeit genöthiget, mit Kosten sich reinen Saamen anzuschaffen. Man theile daher nach Beschaffenheit seines Erbaues die Bansen in abgesonderte Theile ein, und banse jede Frucht vom Grund bis zum Gipfel in einer Gleichheit und Höhe hinauf. Ist man ja genöthiget, verschiedene Gattungen auf einander zu legen, so streue man eine Lage Stroh zum Unterschied, um die Vermischung damit zu vermeiden.

§. 115.

Die übrige Behandlung der eingesammelten Getraidarten übergehe ich gänzlich, weil ich in dieser Schrift bloß angeben will, wie selbige roh auf eine vortheilhaftere Weise angezogen und behandelt werden sollten, um dadurch unsern Ackerstücken einen höhern Ertrag zu Wege zu bringen. Mir sey es anjetzo genug, dieses nach meiner dreyßigjährigen gemachten Erfahrung in kurzen Sätzen gethan zu haben.

Würde

Würde das Publikum mit meiner geringen Arbeit und ungekünstelter Schreibart seine Zufriedenheit bezeigen, und durch diesen Versuch dem gemeinen Landmann einiges Licht beygebracht worden seyn, warum dieses und jenes also behandelt werden müsse; so würde mich dieses bestimmen, über die Veredlung und bessere Benutzung unserer rohen Erden Produkte auch eine kurze Abhandlung zu verfassen. Zum Beschluß halte ich noch für nöthig, von unserm Wieswachs etwas anzuführen, wie sein höherer Ertrag zu befördern und zu veranstalten wäre.

XXIII. Abschnitt.

Von den Wiesen.

---

§. 116.

Unsere Wiesen sind bis jetzo noch schlechter als unsere Felder behandelt und gepfleget worden. Mit Recht verdienen die meisten Landwirthe unter uns diesen Vorwurf, und besonders kann man solches von verpachteten Gütern gemeiniglich sagen. Eine Wiese anzubringen und zu verbessern, kostet Mühe, Arbeit und Aufwand, welches sich nicht sogleich wieder bezahlt machet, son-

sondern erst nach Verfluß einiger Zeit die Vergütung erstattet.

Wie ist es daher von einem Pachter zu verlangen, daß er auf die Zukunft, vielleicht für einen Nachfolger, arbeiten soll, da er nur aus dem gleich ergiebigen Genuß Nutzen ziehet, und daher auf das gegenwärtige Einbringen Rücksicht nimmt, wenn er sein eigenes Interesse nicht verabsäumen will. So wahr dieses ist, so wenig achten viele darauf, und doch sollte eine Wiesenverbesserung das erste Augenmerk eines Landwirths seyn. Fehlerhaft und sehr tadelnswerth ist daher meistens die Wiesenbestellung, da man sie beynahe der lieben Mutter Natur gänzlich überlässet und sich begnüget, was uns diese für Früchte freywillig giebt. Zu einem Kostenaufwand für Verbesserungen sind die wenigsten geneigt, ob sie gleich die vornehmste Grundregel in der Landwirthschaft für wahr und ausgemacht zugestehen müssen, daß mit den Wiesen-Meliorationen zuerst der Anfang zu machen sey, um den Ackerbau in eine bessere Aufnahme zu bringen. Es wäre zu wünschen, daß wir mehr Dünger entbehren könnten, und die Felder bey einer geringern Mittheilung desselben uns Brod liefern würden; dann sollten und könnten wir den Wiesen desto mehr mit Dünger zu Hülfe kommen. Da aber in vorhergehenden Abschnitten genugsam gezeiget worden, daß unsere Felder ohne Dünger unfruchtbar sind; so sind wir genöthiget, um sie tragbar zu machen, unsern meisten Dünger

da-

dahin zu verwenden. Wir müssen daher andere Mittel aufsuchen, und Kunst, Mühe und Arbeit kann wirklich einigen Ersatz bewirken; womit bey der Oberfläche anzufangen ist, welches in folgenden kurzen Sätzen berühren will.

a) Die Beschaffenheit unserer gebirgigen Gegend bringt es mit sich, daß unsere Wiesen sehr uneben sind. Bald finden wir Erhöhungen und Hügel, bald Vertiefungen und Gruben. Erstere müssen abgegraben und geebnet, alsdenn mit Klee und guten Heusämig wieder besäet werden, damit sie Rasen schlagen. Letztere müssen ausgefüllet, und durch die aus den Wiesen-Gräben ausgehobenen Rasen gleich gemacht werden; denn in solchen Gruben sammlet sich das Wasser, es wächset in ihnen nur einzeln stehendes saures Gras, und das nahe liegende Grasland wird besonders in nassen Jahren durch sie verschlimmert und versäuert. Sind die Löcher sehr tief und weit, so nehme man zur untersten Lage Steine und Erde, wie man es in der Nähe findet, und setze erst den Rasen oben darauf. Bey jeder Ausfüllung ist zu beobachten, daß man sie anfänglich höher auftreiben muß, als das neben befindliche Land ist, weil sich jedes neu aufgebrachte Erdreich setzet. Im Unterlassungsfall würde man künftiges Jahr dieselbe Arbeit erneuern und aufs Neue nachfüllen müssen.

b) Kein Maulwurfs- oder Ameisen-Hügel ist auf einer Wiese zu dulden, sie sind im Mähen hinderlich, und das Gras bleibt um und neben ihnen stehen. Die Maulwurfs-Hügel dürfen nur im Frühling mit dem Rechen zerstoßen und die Erde verbreitet werden; der Regen wäschet sie dann in den Boden, nur sind die kleinen Steine, die unter der aufgeworfenen Erde befindlich sind, sorgsam aufzusuchen und von der Wiese wegzuschaffen. Die Ameisen-Hügel, welche mit Rasen überzogen sind, und von Nachlässigkeit herrühren, müssen abgestochen und dem übrigen Boden gleich gemacht werden. Auf die entblößten Stellen säet man allerley Gesämig, welches von den Heuböden zu erlangen ist, wo sich auf dem Grund des Heustoßes der ausgefallene Saame sammlet. Hier sey man aber vorsichtig, und nehme von keinem schlechten Heu den Saamen.

c) Zum Ebnen der Wiesen hat man zwar eine Maschine erfunden, die sich aber der gemeine Landmann wohl schwerlich anschaffen wird. Sie wird ein Wiesenhobel genannt, und hat verschiedene Figuren und Bauarten. Einmal hat sie die Gestalt einer Feldwalze, nur daß sie sich nicht umdrehet, sondern fest stehet und unterwärts mit einem scharfen Eisen versehen ist, das die vorkommenden Ungleichheiten abschneidet. Ein andersmal ist sie gebauet wie ein Schlitten, wo ebenfalls ein breites scharfes Ei-

Eisen unterwärts quer vorstehet und abschneidet. Ob gleich letzterer Wiesenhobel dem Zwecke eher entspricht, als ersterer, nachdem er stark beschweret, und mit gutem Zugvieh gezogen wird; so glaube ich doch, daß er nicht alles so gut ebnet, als wenn die Arbeit mit einer Handhaue geschiehet. Ich kann auch diese Maschine nicht als allgemein anwendbar anpreisen, besonders wenn

d) große Steine, Stauden und Holzwerk auf den Wiesen anzutreffen sind. Diese müssen mit den Hauen ausgegraben, die Stöcke und Wurzeln ausgerottet, und hinterdrein das Land eben gemacht werden. Die angeführten Dinge sind dem Heuwuchse sehr hinderlich. Das Holzwerk und Gebüsch giebt wenig Nutzen, vielmehr schadet es dem Gras. Seine Blätter und abfackelnde Tangeln verunreinigen das Heu, es halten sich Mäuse und anderes Ungezieser unter solchen auf, es fallen kleine Aeste und Gesträuche ab, die dem Mäher unter die Sense kommen, und die Schneide derselben verderben. Si nehmen auch große Plätze ein, und ziehen weit um sich die Nahrung weg, wovon das Gras kurz und dünn bleibet. Auf unsern Wiesen, vornemlich in den Waldwiesen, sind solche verderbliche Anstände häufig anzutreffen, und diese müssen schlechterdings bey Seite geschaffet werden.

c) Die Maulwürfe und Fahrmäuse sind wegzufangen und zu vertilgen. Thun dieses nur ein-

einzelne Glieder von einer Gemeine, so wird der Endzweck nicht erreicht, zumal wenn die Wiesen vermischt untereinander liegen. Das Ungeziefer laufet von des Nachbarn Wiesen zu, und machet neuerliche Verwüstungen. In jedem Dorf oder wenigstens in zweyen sollte ein eigener Maulwurfs-Fänger aufgestellet seyn, der dieses Geschäft in diesen Fluren besorgte, und gemeinschaftlich nach Maaßgabe eines jeden Besitzung besoldet würde.

h) Es ist bey uns stark im Gebrauch, die Rasen von den ausgehobenen Wiesengräben gleich neben denselben auszusetzen, und liegen zu lassen. Auf harten und trockenen Wiesen ist ein solches Benehmen sehr zu tadeln, da man dadurch eine unebene Beschaffenheit derselben verursachet, deren Schädlichkeit in vorhergehenden Sätzen bewiesen worden. Dergleichen Rasen müssen weggefahren, auf Haufen gebracht, und nach Verlauf einiger Zeit, wenn sie verfaulet und zur Erden worden sind, auf dürre und horstige Ackerstücke gebracht werden, wenn man sie nicht zu Ausfüllung der niedrigen und höckerigten Wiesenstellen besser gebrauchen kann. Auf Feldern vertreten sie die Stelle des besten Düngers, und man kann viele Jahre ihren nutzbaren Einfluß verspüren. Hingegen auf nassen, quellichten und sumpfigten Wiesen darf man die Gewohnheit des Raßenaussetzen beybehalten. Sie müssen aber dann nicht dicht an den Graben gebracht werden, sondern einen guten Schuh und

noch

noch mehr von selbigem abwärts, damit sie nicht durch ihre Schwere das schwammigte und wässerigte Erdreich niederdrücken, und den gemachten Graben dadurch verengen. Ohne diese Vorsicht würde solcher in kurzer Zeit zusammen laufen, und die Ausputzung wäre in kurzen wieder vorzunehmen. Die ausgehobenen Rasen dürfen nicht in einer Linie fortgelegt werden, sondern man lässet sie bald disseits bald jenseits des Grabens in kurzen Längen von einigen Schritten Rasen hoch, neben einander hinsetzen, und muß dabey beobachten, wie die Wiese sich neiget, und wie durch die Lücken das Wasser am geschwindesten in den Graben einsinken kann. Man hat dabey nicht zu befürchten, daß auf diese Art Erhöhungen entstehen, denn in einem Jahre sind die ausgebrachten Rasenflecke dem übrigen Boden wieder gleich, und tragen besseres Gras als das benachbarte Land. Eben das gilt, wo Dämme zu Abhaltung wilder Fluthen, auch bey Ausputzung der Wiesenbäche, um sie in ihren Ufern zurückzuhalten, und eine Ueberschwemmung zu verhüten, anzulegen sind, in allen solchen Fällen bringet man die ausgehobenen Rasen auf diejenige Seite, wo sie zu solcher Verwahrung anzuwenden sind.

g) Obgleich Gesträuche und Bäume den Heubau beeinträchtigen, so ist es doch Nothwendigkeit, an reissenden Bächen und Flüssen Weiden und Erlen anzupflanzen. Diese Arten Holz kommen an dem Wasser am ersten fort, und andere

Gat=

Gattungen lassen sich nicht allda anziehen. Durch ihre Wurzeln, Stämme und Gesträuche werden die Ufer befestiget, daß das reissende Wasser keinen Wiesengrund abspülen kann. Beym Eisgang wird die Gewalt der Schrollen gebrochen, wenn sie an den Bäumen einen Widerstand finden. Sie legen sich denn mit weniger Macht an den Seiten an, und verursachen nicht den Schaden, als wenn sie gar keinen Aufhalt finden. Es ist bekannt, daß bey einem uneingeschränkten Zug des Wassers die scharfen Ecken und Spitzen des Eises die Oberfläche des Rasens abstoßen, und die Graswurzeln nicht allein beschädigen, sondern auch viele gar vernichten. Einige Jahre wächset darauf dünnes Gras, und man muß mit Heusaamen die abgestoßenen Flecke besäen.

h) Mit Düngungsmitteln sollte man nach Möglichkeit den Wiesen zu Hülfe kommen, es mag nun seyn, von welcher Gattung es wolle, wenn wir sie nur anzuschaffen im Stande sind. Man zählet unter solche, kurzen Mist vom Rindvieh, Tauben- und Hünermist, Mistjauche, Seifenwasser der ausgewaschenen Wäsche, Blut, Hornspäne, Teichschlamm und mehr dergleichen, nicht weniger Ruß, Holzasche, Seifensiederasche, Kalch, Mergel und Gips. Hier ist aber erst der Boden zu untersuchen, welche Art Dünger sich für ihn schicket. Ich muß gleich bemerken, daß Wiesen, die der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, keinen Dünger gebrauchen. Nicht allein

allein würde das Wasser solchen mitnehmen und abwaschen, sondern solche Wiesen erhalten auch von dem überlaufenden Wasser und dessen Bodensatz Geilung genug. Aus angeführten Ursachen folget also: daß man nur diejenigen Wiesen düngen kann, wo das Wasser nicht austritt. Sind dieses trockene Feldrangen oder dürres Land, so bringet man dahin mit vielem Gewinn thierischen Mist, und was mit diesem eine Verwandschaft hat, wie auch Teichschlamm. Hätten wir Gips in der Nähe, der sich auch in etwas feuchten, nur nicht in niedrig nassen Boden anbringen lässet, und wäre sein Transport nicht zu kostspielig, so sollten wir auf solchen Stellen Gips verbreiten, und wir würden den schönsten Kleewuchs erzeugen. Auf etwas derben, aber nicht sumpfigtem Boden sollte man sich des zermalmten und zerbrochenen, gebrannten Kalchs bedienen, und ich glaube, wenn man die Kalchsteine ungebrannt zerschlüge und klar machte, daß er alsdenn die nämlichen Dienste als der Gips leisten könnte. Nur Schade, daß der Stein zu hart, und sein Zermalmen zu viel Zeit und Aufwand verursachet. Der Kalch hat noch diesen besondern Vorzug, daß er das Moos wegbeitzet, wie auch die hier häufig wachsenden Soorschnepfen, welche das Rindvieh stark purgieren, und oft scharf angreifen, daß nicht selten Blut mit abgehet. Wo Soorschnepfen unter dem besten Sorten Gras wachsen, solches Heu und Grummet frisset das Vieh sehr ungern, und

bloß

blos Hunger oder Gewohnheit beweget es zum Fressen. Asche, Seifensiederasche und Mergel sind für nasse Flecken sehr dienlich, nur ist zu bemerken, daß unsere Fabriquen die mehreste Holzasche verbrauchen, und sie dadurch in einen zu hohen Preiß bringen; Seifensiederasche ist nicht zu haben, da sie von den Eigenthümern selbst benutzet wird. Mergel haben wir zur Zeit noch nicht gefunden; dieser wäre an diesen Orten vom besten Erfolg, weil er das nasse Land trocknet, fest machet und vorbereitet, daß Klee hervor wächset. Wie der Mergel auf leichten und sandigen Feldern seine große Nutzbarkeit beweisset, so würde er auch dieselbigen Dienste auf dergleichen Wiesen leisten. Zu wünschen wäre, daß Mergel und Gips bey uns aufgesuchet würden, und ich zweifele nicht an einem glücklichen Erfolge, wenn unsere Mineralogen und Chemiker, deren wir einige von ausgebreiteten Kenntnissen aufzuweisen haben, hiezu aufgemuntert und unterstützet würden.

i) Die Wässerung hat ihren anerkannten Nutzen, und hievon ist jeder Landmann zur Genüge überzeugt. Nur ist es Schade, daß wir sie nicht zu jeder Zeit vortheilhaft anwenden können. Denn unsere Wiesen, einige wenige ausgenommen, die Garten- oder Peunten-Recht haben, werden bey offener Zeit, im Herbst und Frühjahr mit Rind- und Schaafvieh betrieben. Dieses ist nach jedes Orts Gewohnheit verschieden, und wir finden Ortschaften, wo im Frühling bis

zum

zum 11ten May die Behüthung statt findet. Wässert man vor dieser Zeit, so wächset bey den Ausschlägen und um sie herum Gras, das Vieh frisset nicht allein selbiges ab, da es um diese Jahreszeit vor andern hungrig ist und jedes grüne Sprößchen begierig vom Erdboden abnaget, sondern es tritt auch die Wiesen voller Löcher. In diese setzet sich dann das Wasser, und ist das Land nicht ganz trocken und dürre, so bleibet es in solchen Löchern lange stehen. Hievon aber wächset dünnes und saures Gras, beym Abmähen und Zusammenrechen fällt noch das beste, kurze und blätterigte Gras in diese tiefen Fußtritte, und bleibet darinnen liegen. Gleichen Schaden verursacht auch das Herbstwässern, und dieser wird noch vermehret, weil zu dieser Zeit häufig Regen einfällt, und das Land stark erweichet wird. Das Vieh nun weidet bis zu einfallenden harten Frost und Schnee auf den Wiesen, und zertritt sie dann durch und durch. Auf nassen und sumpfigten Wiesen sind Löcher an Löchern zu finden, und dieses ist ein Haupthindernis, daß wir unsern Heuwuchs nicht verbessern und vermehren können. Aus angeführten ist zu ersehen, daß wir zur Herbstzeit gar nicht, im Frühling aber erst nach dem sogenannten Abschlagen mit Nutzen wässern können. Bey diesem eingeschränkten Zeitraum sollten wir aber auch keinen Fleiß, Mühe und Arbeit sparen, um, so viel möglich, einen so wohlthätigen Einfluß auf alle Art und Weise zu be-

nutzen, worüber ich einige Bemerkungen anführen will. — Das Wässern vertritt fast die Stelle des Düngens, indem es ein Mittel ist, nicht allein die festen Körper sondern auch Oele und Salze aufzulößen, die es berühret. Da das Wasser selbst Oele und flüchtiges Salz bey sich führet, so ist seine Dungkraft um so wirkender, und den Graswurzeln unmittelbar empfänglicher. Der ganze Inbegriff des Wässerns bestehet darinnen, daß man das Wasser in den Wässerungsgräben längst der Wiese an ihrem höchsten Orte hinleitet, und dann durch kleine Gräben, Ausschläge genannt, über die Fläche wegfließen lässet. Diese müssen so angebracht werden, daß alle Orte damit gleich betroffen werden, wodurch die Wiesen, wenn das Wasser in ihnen einsinket, die nöthige Feuchtung erhalten, woraus das bessere Wachsthum des Grases erfolget. Man kann sich von dieser Wahrheit augenscheinlich überzeugen, wenn man die Gegenden, worüber Quellen ihr Wasser verbreiten, in Augenschein nimmt. Solche haben ein dickeres, besseres und längeres Gras, als die Flecke, wo keine dergleichen Quellen anzutreffen sind. Mit Gewisheit ist anzunehmen, daß eine gewässerte Wiese ein Viertel und öfters noch darüber mehr Heu und Grummet liefert, als eine trockene und ungewässerte. Die Wässerung schaft mehr Nutzen als jede andere Art von Dünger. Dieser bezeiget nur seine Kraft da wo er zu liegen kommt, und in dem Bezirk, wohin

hin er, von dem Regen ausgelaugt, geführet wird. Die Wässerung hingegen, die über eine Wiese sich flach ausbreitet, theilet solcher in ihrem ganzen Umfang den in dem Wasser sich befindlichen Dünger mit. Denn die Wässerungswasser, wenn sie nutzbar seyn sollen, müssen von weicher Beschaffenheit seyn, und erhalten daher eine feine, schlammigte, fette und lehmigte Erde. Diese ist zum Wachsthum der Pflanzen die geschickteste, setzet sich in die Zwischenräume des Wiesenbodens, und verbessert denselben sehr merklich. Desgleichen beweiset sie ihren großen Nutzen durch Vertreibung der Maulwürfe. Solche werfen häufig bey schon hoch gewachsenen Gras große Haufen Erde auf, und verderben solches über und neben sich. Fließet aber das Wasser in die Gänge der Maulwürfe, so werden sie ersäufet, oder wenigstens verjaget. Nicht weniger kann man durch die Wässerung es dahin bringen, daß aus einmähdigen Wiesen zweymähdige werden, und auch wohl noch weiter. Man gebrauchet verschiedene Arten des Wassers, und sie mögen aus Quell= Weg= Dorf=Fluß oder gesammleten Regenwasser bestehen, so ist ihr Gebrauch nutzbar. Nur hat eine Art vor der andern mehr oder weniger gute Eigenschaften, die ich hier kürzlich berühren will.

§. 117.

Die warmen Quellwasser sind fruchtbringender als die kalten, da sie die Oele und Salze

besser auflößen, und dadurch die Gährung und den Wuchs der Pflanzen vermehren. Die kalten Quellwasser düngen auf den Stellen, wo sie aus der Erde kommen, nicht so gut, weil sie hart, und zur Auflößung nicht geschickt sind. Durch einen weitern Weg aber wird diese Härte gemildert, deswegen man suchen muß, in einiger Entfernung damit zu wässern. Obgleich die Quellen nicht alle so viel Wasser enthalten, daß sie bey trockener Jahreszeit fließen, so verdienen sie doch, daß sie bey ihren zeitigen Gange benutzet werden. Die Wegwasser haben mehrere düngende Theile bey sich, weil durch Regengüsse oder anhaltendes Regenwetter von der Abspülung des auf dem Weg liegenden Viehdunges und des von dem Aeckern ausgelaugten und abfließenden Feldwassers den Wiesen Geilung zugeführt wird. Nur Schade, daß solches selten geschiehet, ohne daß die Wiesen auch mit Steinen und Sand überführet werden. Die Dorfwasser sind die vorzüglichsten zum Wässern, da sie aus zusammengelaufenen Regenwasser in kleinen Bächen entstehen, die in und bey den Dörfern fließen. Ihre Güte vermehret sich theils durch den Mist, den das Vieh im Dorfe fallen lässet, theils durch allerley Abwaschwasser und andere Dinge, theils auch aus der ablaufenden Mistjauche, welche sich hier sammlet, und bey einem Regen dahin gespület wird. Nur haben die Weg- und Dorfswasser das Uebel an sich, daß sie den bey sich führenden dicken Unrath auf die Wiesen verbreiten. Man thut daher wohl, dergleichen Wasser in kleinen

nen Teichen aufzufangen, und sich setzen zu lassen, und dann erst damit zu wässern. Denn kommt der Unrath zu dick zu liegen, so verschlemmet er die Wiesen, verhindert das Wachsthum, und erreget dem Vieh einen Eckel vor dem Futter. Die Fluß- und Bächwasser sind ebenfalls zu dieser Absicht anzuwenden, da alle vorerwähnte Wasser sich in selbigen vereinigen, und sie daher viele wirkende Dungtheile erhalten. Sie haben noch den Vorzug, daß ihnen selten das Wasser mangelt, und man also wässern kann, wenn man es brauchet und verlanget. Das Regenwasser giebt eine herrliche Wässerung, besonders wenn es von warmen und Gewitterregen herkommt. Es ist ein weiches Wasser, das leichtlich auflößet, und seine Kraft mittheilet. Wir sollten sorgsamer seyn, und dieses Wasser in Behältern aufbewahren, um zur gelegenen Zeit Gebrauch davon zu machen. Kalte wilde Wasser, die zwischen Bergen oder in dicken Waldungen strömen, geben den Wiesen wenig Nutzen, und will man sie ja zum Wässern verwenden, so müssen sie in kleinen Teichen vorbereitet werden, in welche man kurzen Mist, Strassenschlamm, Asche, gebrannten Kalch und mehr dergleichen Dinge wirket, und sie öfters aufrühret. Auf diese Art kann die Dungkraft aller Wasser verstärkt werden. Wasser, so über Mineralien und aus Bergstollen fließet, ist wegen seiner eisenhaltigen Theile mehr schädlich als nützlich.

Nachdem ich die Eigenschaften des Wässerungswassers nach Möglichkeit gezeiget habe, so

muß ich nun weiter angeben, zu welcher Zeit es geschehen soll.

§. 118.

Die nützlichste Zeit zum Anfang des Wässerns ist bey uns, wenn die Wiesen im Frühling Heeg werden. Man hält dann damit so lange an, bis die Wiesen treiben und Blumen bekommen. Fällt unterdessen Reif oder ein kalter Thau, welches hier ein Wasserreif heißet, oder es blasen kalte Winde, die die Wasser zu kalt machen, so setzet man so lange aus. Hingegen je wärmer es ist, desto stärker treibet man die Wässerung. Unschicklich handeln diejenigen, die die Wässerung fort laufen lassen, bis sie mähen wollen. Das Gras leget sich davon, wird gelb, auch wohl anfaulend, und bekommt einen widrigen Geruch, sodann entstehen öfters sogenannte Schmierhaufen; d. h. die übermäsige Nässe schwemmet den Erdboden auf und kleine Klümpchen Erde steigen in die Höhe, die dann bey der Heuerndte mit der Sense abgemähet werden, und nach dem Abdürren einen starken Staub im Heu verursachen. Diese also entstandenen Schmierhaufen schaden dem Heu und Grummet mehr, und lassen sich weniger ausputzen, als wenn das Gras überschwemmet worden. Im Sommer wässert man, nachdem das Heu abgebracht worden, damit die ausgesogenen und trockenen Wiesen wieder Feuchtigkeit erhalten. Man wässert so lange fort, bis das Gras etwas herangewachsen ist, vermeidet aber alles Uebermaaß, weil

weil sich im Grummet die Schmierhaufen noch eher ansetzen als im Heu. Bey großer Sommerhitze ist das Wässern schädlich, und man thut wohl, wenn man das Wasser am Tage abschläget, und nur Abends und Früh gebrauchet. Das zu heiße Wasser dehnet die zarten Haarwurzeln des Grases zu sehr aus, und ihre Fasern zerreissen. Das Herbstwässern halte nicht allein wegen der Huth und Betreibung der Wiesen mit dem Rindvieh für nachtheilig, sondern ich glaube auch, daß, wenn die Wiese voller Wasser stecket, die einfallenden Fröste den Graswurzeln mehr Schaden zufügen, und durch das Eis und die daher entstehende starke Zusammenziehung in ihren innern Theilen ein Zersprengen verursachen kann. Diesem und dem Winterwässern gebe ich Schuld, daß öfters ganze Plätze in den Wiesen aussterben, welches der gemeine Landmann ein Erfrören nennt. Deswegen verwerfe ich das Winterwässern gänzlich; in gemäßigtern Gegenden kann es allenfalls bey warmen Tagen anwendbar seyn.

§. 119.

Wie lange und wie stark das Wässern in jedem Zeitraum zu treiben ist, dieses bestimmet die Beschaffenheit des Bodens und des nassen und trockenen Jahrgangs. Trockene, hochliegende, der Sonne stark ausgesetzte, magere und mit einer kiesigten, horstigen und steinigten Grundlage begabte Flecke bedürfen einer längern Wässerung als die fetten, tiefliegenden und feuchten Wiesen, welche ei-

nen lehmigten, thonigten, Torf- und Moorartigen Grund haben. Erstere Gattung Land lässet das Wasser gleich durchgehen, und ziehet es geschwind an, wenn letztere viel eher mit solchen gesättiget werden. In ganz nassen Wiesen darf man gar nicht wässern, weil solche sonst zu einen Sumpf ausarten, und lauter saures Gras treiben. Ueberhaupt muß man in trockenen Jahren länger und stärker wässern, als in nassen, wie auch im Frühling mehr als im Sommer, und so fort immer weniger. Bey allen diesen Fällen ist zu beobachten, daß man das Wasser nicht zu stark und auf einem Fleck zu lange hinlaufen lasse. Denn geschiehet dieses, und der Boden stecket voller Wasser, so kann er es nicht mehr einsaugen, und es löset noch überdem die düngende Theile zu sehr auf. Diese werden mit fort geflößet, und an statt den Wiesen Nahrung zu verschaffen, wässert man sie aus, und erziehet ein dünnes saures Gras. Die beste Regel ist, daß man nur so stark und so lange wässert, als das Wasser sich in dem Boden verliehrt, und nicht oberwärts stehen bleibet.

§. 120.

Daß die Wiesen zu ebnen, und alle Hügel abzugraben sind, ist schon oben erinnert worden. Bey der Wässerung ist dies um so nöthiger, damit sich das Wasser über die ganze Fläche ausbreiten kann, und nicht in den Vertiefungen stehen bleibet. Im Unterlassungsfall werden die hohen Flecke gar nicht

nicht betroffen, die niedrigen aber überwässert und verdorben.

§. 121.

Die Herstellung einer Wässerung ist sehr verschieden, und hänget von der Lage der Wiese und dem Fall des Wassers ab. Dieses muß jeder Landwirth wohl untersuchen, und den Wässerungsgraben so hoch als möglich führen, damit über den denselben wenig Land liegen bleibe, so nicht betroffen würde. Es wird vom solchem Graben das Wasser durch Ausschläge auf der Wiese vertheilet, und ist es zu schwach, so lässet man es nur immer aus einigen Ausschlägen laufen, und rücket allmählich weiter. Hat man blos nur Quellen, oder Weg- und Regenwässer, die nicht immerwährend gangbar sind, so würde es wohl gethan seyn, solche in Behältern oberwärts zu sammlen, und wenn diese angefüllet wären, durch eine kleine Ablaßrinne sie in die bereiteten Gräben abfließen zu lassen. Sind es kleine Bäche, und man kann oberwärts das Wasser nicht fangen, so baue man ein Wehr oder eine Schleuse, wodurch das Wasser in die Höhe getrieben, und in die Gräben geleitet wird. Sind es große Bäche oder Flüsse, so bediene man sich der Wasserräder, die das Wasser in die Höhe heben, und in die gemachten Gänge vertheilen. Hier ist zu berechnen, ob man durch letztere eine große Strecke wässern kann, die die Unkosten vergütet. Die andern mechanischen Einrichtungen übergehe ich, da sie dem gemeinen Land-

mann zu theuer und künstlich ausfallen, und will nur einige namentlich anführen, die bemittelte grössere Oekonomen herzustellen im Stande sind. Dergleichen nennet man Büschelwerke, Schaufelwerke, Eimerwerke, Kastenwerke, Treträder und Stoskünste.

§. 122.

Ein nie zu unterlassendes Geschäft ist weiter, in nassen, sumpfigen und morastigen Gründen die Wiesengräben wohl zu unterhalten, und alles überflüssige Wasser durch selbige abzuzapfen. Wegen unserer gebirgigen und waldigen Lage haben wir viele dergleichen Wiesen, und doch zeiget der Augenschein, daß dieses höchst nothwendige Gräbnen vielfältig vernachlässiget wird. Am häufigsten entziehen sich viele Pachter dieser Arbeit, nicht allein um den Aufwand der Arbeitskosten zu ersparen, sondern auch um keine Einbuße von dem Wiesenland und seiner Benutzung durch die ausgehobenen Gräben zu leiden. Es ist nicht zu läugnen, daß im ersten Jahr durch angeführtes Gräbnen etwas weniger Gras wachsen muß, weil in den neuen Gräben kein Gras befindlich ist, und das wässerigte und schwammigte ausgehobene Land sich setzet, wovon die Wurzeln sich erst wieder frisch ansaugen müssen, und daher erst in folgendem Jahr ihren neuerlichen Trieb wieder beweißen können. Ursachen genug für einen Pachter, der blos auf den gegenwärtigen und nicht künftig zu erwartenden größern Nutzen sein Augenwerk richtet. Ein guter

Land-

Landwirth hingegen wird anderer Meynung seyn und wissen, daß zu viele Nässe ein scharfes, dünnes, unnahrhaftes und ungesundes Gras hervorbringt, welches das Rindvieh mit Widerwillen verzehret, und nur durch Kälte und Hunger hiezu genöthiget wird. Grund und Boden wird selbst durch übermäßige Nässe verderben, ein ätzendes rothes Wasser, welches wir Soor- oder Moorwasser nennen, greifet die Graswurzeln an, und verursachet das Ausfaulen und gewisse Aussterben derselben. Bey der Heuerndte macht solche, daß man das Gras nicht gehörig abdürren kann, und bey dem Grummetmachen verzögert es die Arbeit noch länger, da im Herbst das Land von der Feuchtung mehr angezogen hat, und die Kraft der Sonne schwächer ist. Beym Einfahren werden nicht allein vom Zugvieh tiefe Löcher in die Wiese getreten, sondern auch die Wagenräder machen breite aushölende Gleisen, und man ist gezwungen, nur schwache Fuder aufzuladen, um nicht zu versinken und stecken zu bleiben. Wird hingegen eine naß und tiefliegende Wiese mit Abzugsgräben wohl unterhalten, so wächset ein besseres und mehr lohnendes Futter, und ist es gleich nicht von der Güte, als auf trockenen Boden, so kann es doch bey einer gehörigen Vertheilung vortheilhaft verbräuchet werden, wovon ich weiter unten Anweisung geben will. Noch ist zu bemerken, daß man beym Ausgräbnen Ziel und Maaß beobachten muß, und dürfen die Gräben nicht tiefer, als ohngefähr ein Fuß beträgt, ausgehoben werden. Alles

Was-

Wasser darf man aber solchen Land durch tiefere Gräben nicht entziehen, weil sonsten der Moorboden verhärtet, und wenig Gras träget.

§. 123.

Sümpfe und morastige Stellen sind überhaupt auf keinen Wiesen zu dulden. Man sollte es daher billig sein erstes Geschäfte seyn lassen, das Wasser abzuzapfen und sie auszutrocknen. Ihr Nachtheil ist sowohl in ökonomischer Rücksicht, als auch in Hinsicht der Gesundheit der Menschen und der Thiere äußerst beträchtlich und wichtig. Die Luft hat den größten Einfluß auf alles, was lebet. Der Schöpfer hat sie dazu bestimmt, Allem, was in der Natur ist, das Leben zu geben. Ihr guter oder schädlicher Einfluß hängt indessen von der Beschaffenheit ab, welche sie annimmt, da sie vermöge ihrer Flüssigkeit und Ausdehnbarkeit fähig ist, die Ausdünstungen der flüchtigen und durch eine Gährung zersetzten Körpertheilchen an sich zu ziehen. Moräste und Sümpfe enthalten eine Menge Pflanzen und Thiere, die in jedem Jahre und zu verschiedenen Malen vergehen und verfaulen. Die Luft wird daher immer mit solchen schädlichen Theilen angefüllt, und dieses um so mehr, da der Zutritt der athmosphärischen Luft ein vorzügliches Vehikel zur Beförderung der Fäulniß ist. Man sieht also hieraus, wie sehr sich Sümpfe in einer fast ununterbrochenen Gährung befinden, da sie den Einwirkungen der athmo-

sphä-

sphärischen Luft beständig ausgesetzt sind. Diese Gährung muß um so mehr befördert werden, wenn der Boden schwefligte Theile in sich schließt, da dieselben durch die Umstände der Gährung nothwendigerweise mit zersetzt, und sich dem darüber stehenden Wasser mittheilen müssen. Je mehrere Flüssigkeiten die Oberfläche einnimmt und in sich enthält, je mehr dünstet sie aus. Sümpfe und Moräste, vegetabilische und thierische faulende Substanzen, erzeugen vorzüglich viele fixe Luft. Hieraus folgt, daß die athmosphärische Luft desjenigen Prinzips, das wir Lebensluft nennen, und die der einzige Bestandtheil in der athmosphärischen Luft ist, dem wir die Fortdauer unseres Lebens zu verdanken haben, beraubt, und mithin weniger athembar wird.* Je stärker nun die Erzeugung der fixen Luft ist, was theils von der Größe des Flächeninhalts dergleichen Sümpfe und Moräste, theils von ihrer innern Beschaffenheit selbst abhängt, desto größer ist auch die Resorbtion der Lebensluft in der athmosphärischen Luft, und desto ungesünder müssen dergleichen Gegenden werden. Naturkunde, Chemie und Erfahrung haben gelehrt, wie viele Krankheiten in der Nachbarschaft von Sümpfen und Morästen sich theils erzeugen, theils zur Verschlimmerung und weitern Ausbreitung von Epidemien beytragen, eben wegen der so häufigen Erzeugung der fixen Luft. Selbst die Wasserpflanzen enthalten mehr dergleichen Luft, so wie das sich an solchen Orten ansammelnde Regen-

Was-

Wasser damit geschwängert wird, und daher die Vermehrung derselben begünstiget. Da nun eine immerwährende Gährung der Moräste eine beständige Entwicklung der fixen Luft erzielet, so müssen nothwendigerweise die aufsteigenden Dünste die athmosphärische Luft verderben, und sie eben so sehr, wie die Sümpfe selbst mit mephitischen Stoffen anfüllen. Ferner ist die Schwere der fixen Luft ungleich größer, als die der athmosphärischen. Es werden daher die Dünste zurückgehalten, und können sich nur auf der Oberfläche verbreiten, so, daß sie in vollem Maaße von Menschen und Thieren verschluckt werden müssen. Hitze befördert die Gährung, und die Ausdünstung wird beträchtlicher. Es hat daher die Erfahrung bewiesen, daß bey großer Hitze in sumpfigten Gegenden die hinraffendensten Krankheiten entstanden sind, deren Grund in solchen Gegenden lediglich in der Verderbniß der Luft gesucht werden konnte. Endlich erzeugen Sümpfe noch eine andere Art irrespirabler Luft, die wir unter dem Nahmen brennbarer Luft (Sumpfluft) kennen. Ihre Gegenwart bestätigen die feurigen Lufterscheinungen, die wir Irrwische und feurige Männer nennen. Sollten nicht auch heftige Blitze daher mehr Feuerstoff erhalten, und dadurch gefährlicher werden? Da diese Luftart die leichteste unter den bekannten Luftarten ist, so beschränkt sich ihr Einfluß nicht bloß auf die Nähe der Sümpfe, sondern ist selbst auch auf die Ferne ausgedehnt. Es ist daher wohl ausser allem Zweifel, welchen schädlichen Ein-

Einfluß Sümpfe und morastige Stellen auf die Gesundheit von Menschen und von Thieren haben, und wie sehr deren Verminderung schon in dieser Hinsicht anzurathen und zu empfehlen sey. Wenn ich indessen für den gebildeten Leser nach dem gefällten Urtheil und angestellten Versuchen der bewährten Naturkundiger die Schädlichkeit der Sümpfe gezeiget habe, der gemeine Landmann aber sich keinen Begriff von den verschiedenen Luftarten machen wird und kann; so halte noch für nöthig, für diesen eine begreiflichere Erklärung einzurücken, die er mit seinen Sinnen fassen, sehen und empfinden kann, da dieses Werk eigentlich nur für ihn gewidmet ist. Möchte ihn dieses bewegen, von seinen Wiesen die Sumpfwasser abzuzapfen, dadurch Allem, was lebet, eine längere Fortdauer, Gesundheit und besseres Gedeihen zu verschaffen, und ihn bestimmen, keine Mühe und Aufwand zu sparen. Durch den Augenschein wird er sich überführen, daß sumpfigter Boden wenig und schlechtes Gras erzeuget, daß solches mit vieler Beschwerlichkeit von solchem auf trockene Stellen durch Menschen Hände zu tragen ist, daß von daher die dicksten Nebel aufsteigen, daß sich solche viel länger allda aufhalten, als an trockenen Orten, und daß sie sich bey entstehenden Morgenwinden über ganze Flächen verbreiten. Der Geruch wird ihm anzeigen, daß in sumpfigten Orten ein beständiger modernder Gestank anzutreffen ist, der ihm Ekel und Ueblichkeit verursachet. Das Gefühl wird ihm empfinden lassen, daß,

wenn

wenn man sich sumpfigen Orten nähert, eine kalte Luft schon von weiten entgegen kommt, und bey weitern Fortgang sich merklich vermehrt. Die Erfahrung lehret ihn, daß in morastigen Gründen alle Pflanzen eher vom Frost leiden, als auf trockenen Flächen. Man kann daher mit Gewißheit behaupten, daß ihnen die häufigen Frühlingsfröste zuzuschreiben sind, die den Getraidpflanzen und übrigen Gewächsen öfters den größten Schaden zufügen. Ja, viele Oekonomen sind mit mir gleicher Meinung, daß der Getraidbrand daher seinen Ursprung habe. Diese Krankheit entspringt aus dem Ueberfluße der Wachsthumsstoffe, und wie oben gezeiget, befindet sich in sumpfigten Gegenden viel fixe und brennbare Luft, welche einen vorzüglichen Platz unter diesen Stoffen einnehmen. Die warmen Frühlingstage bewirken, daß die Pflanzen eine zu große Menge von diesen einsaugen, und jedes Uebermaß in der Nahrung ist allen Geschöpfen schädlich. Zum Beweiß meiner Angabe muß ich noch anführen, daß auf hohen trockenen Gegenden der Brand ungleich weniger anzutreffen ist, als in niedrigen Gründen und in deren Nachbarschaft, weil die erwähnten Dämpfe solche weniger erreichen. Daß aber die Frühlingsfröste in sumpfigten und feuchten Ländereyen stärker und anhaltender empfunden werden als in trockenen Gegenden, dieses ist bekanntermassen die Folge einer großen Feuchtigkeit. Feuchtigkeit giebt Stoff zu Ausdünstungen, und solche bringen Kälte hervor. Im ersten Frühling ist die Ausdünstung vor-

vor-

vorzüglich beträchtlich, weil die Erde vom Schnee- und Regenwasser übersättiget worden, und die Gründe noch mehr von diesen aufgenommen haben. Der noch gefrorne Boden kann von der Sonne nicht genugsam durchdrungen und erwärmet werden, daß die Nässe abgetrocknet, und die Dünste zerstreuet werden könnten. Die Luft wird also mit solchen angefüllt, und schwer gemacht. Dieserwegen können sich die Ausdünstungen nicht erheben, sie verbreiten sich über die Oberfläche und verdicken sich des Nachts über, woraus ein Erstarren und Frost entstehet. Ferner dienet noch zum Beweiß, daß tiefe morastige Gegenden auch in den wärmern Jahreszeiten kälter seyn, als trockene hohe und ebene, da wir öfters wahrnehmen müssen, daß mitten im Sommer sogenannte Wasserreife in ersteren fallen, und Pflanzen und Getraid erfrieren, wo man in letztern nichts davon empfindet und gewahr wird. Ich will nur unter vielen Gewächsen das einzige und bekannteste anführen, nämlich die Erdäpfel. Wie lange erhält sich noch ihr Kräuterich auf trockenen hohen Orten grün, wenn es in Gründen längstens schon erfroren und schwarz worden ist. Aus angeführten wird die Schädlichkeit der Sümpfe und Moräste zur Gnüge erwiesen seyn, und man wird die Nothwendigkeit erkennen, solche durch Abzuggräben auszutrocknen. Sollten sie aber in tiefen Erniedrigungen oder auf ebenen Plätzen einzeln und in einem kleinen Umfang liegen, wo kein dergleichen Mittel anzubringen wäre, so muß man sie in ihrem Grund fest zu machen suchen,

welches durch Aufbringung allerley Erde und Steine zu bewerkstelligen ist. Diese sinken durch die Oberfläche, setzen sich auf den Grund, und das Land wird davon fest. Geschiehet nun das Austrocknen der Sümpfe, so begünstigen wir den Ackerbau sowohl als die Viehzucht, wir schaffen unfruchtbare Plätze zu fruchtbaren um, und erhöhen dadurch den Ertrag unserer Grundstücke.

§. 124.

Sollten wir nicht auch so glücklich seyn, in unsern Sümpfen Torf zu finden? Bey Grabung der Abzugskanäle wäre dieses leicht zu untersuchen, und welche Wohlthat würde es nicht für uns seyn, wenn wir Gewißheit erhielten, daß dieses Heizungsmittel würklich bey uns anzutreffen wäre? Der zunehmende Holzmangel und die immer stärker werdende Consumtion machen es zur entschiedenen Nothwendigkeit, auf ein anderes Brennmateriale bedacht zu seyn. Schon die Asche des Torfes ist bey dem Landbau von vielen Nutzen, da sie einen guten Dünger abgiebt. Es ist erwiesen, daß sie ungleich mehr als die Holzasche zu Verbesserung feuchter und schwerer Aecker und Wiesen Vortheil verschaffet. Denn der erdigte Theil des Torfes wird durch das Feuer nicht zersetzt, sondern nur von den fetten Theilen getrennet. Alle Salztheile bleiben also mit der Asche vereint, und der erdigte Ueberzug bewahret solche vor der Verflüchtigung. Der rohe Torf ist eine Zusammenhäufung mehr oder weni-

weniger verwester Gewächstheile und vegetabilischer Erde, die von harzigen brennbaren Theilen durchdrungen sind, und dessen Entstehung wohl nicht mit Unrecht in einer fauligten Gährung zu suchen ist. Je tiefer der Torf unter der Erde lieget, je besser ist er, und je fester, schwerer und fetter dem Anfühlen nach seine Eigenschaften sind, desto mehr hat er Stärke und Dauer im Feuer. Von diesem nutzbaren Materiale könnte ich noch viel reden, wenn es nicht gegen die Absicht dieser Schrift wäre, weil ich nur in dieser von rohen Erzeugnissen zu handeln mir vorgenommen habe.

§. 125.

Bey dieser Veranlassung muß ich auch etwas über die Teiche sagen: Diese sind bey uns nicht von der Größe und Menge, daß sie einen beträchtlichen Einnahmsartikel zusicherten. Die starken Winter lassen uns häufig ein Sterben der Fische erfahren, und wäre auch dieses nicht, so sind wir mit zu wenig Teichen versehen, um mit Ordnung jede Gattung Fische heranziehen zu können. Hiezu gehören Brut- und Laichteiche zur Erzeugung der Fische, dann Streckteiche zur Erziehung der Brut, und Besatzteiche zum Auswachsen und Mästung der Satzfische. Wer nicht von allen dreyen Arten die dazu schicklichen Teiche besitzet, und die Fische auf solche Weise heranziehen kann, wird wenig Nutzen von der Fischerey erlangen. Besonders geben die sogenannten Sommerteiche, die

die nicht wintern, und alle Herbste gefischet werden müssen, den Fischen einen geringen Wachsthum, ihr Fleisch wird nicht fest, und ist bey weiten nicht von der Güte, als von solchen Teichen, die man zwey auch drey Jahre kann stehen lassen. Aus diesen Ursachen sollte man nur die Dorfsteiche oder solche, die nahe unter den Wohnörtern liegen, wegen der dahin laufenden geilen Wasser zur Fischerey benutzen, die abgelegenen Teiche aber mit Gras anfliegen lassen. Gemeiniglich liegen die Teiche in Wiesgründen, einige ausgenommen, die in den Huthungen befindlich sind. Erstere benutzte man mit Gras noch einmal so hoch und noch darüber, als mit Fischen, und man verbesserte die anstoßende Wiese nicht allein in der Menge als auch in der Güte des Grases, weil das anspülende Teichwasser den Wiesenboden versäuret und verdirbet. Würde man sie liegen lassen, und zu Wiesen anrichten, so müßte der Viehstand und folglich der Ackerbau viel gewinnen.

§. 126.

Man suche auf alle mögliche Art, die Wiesen von den sogenannten Winterschlägen zu befreyen. Obgleich diese nur im Winter gestattet werden sollten, so geschiehet es doch leider, daß bey erster Frühlingszeit, wenn die Wege noch voller Schnee liegen, die Wiesen auf den Winterschlägen mit Wägen befahren werden. Ist das Land auch noch gefroren, und die Räder machen keine Gleisen, so wird

wird doch nach der Sprache des Landmanns das Wiesenland taub gemacht. Das heißet: die Räder quetschen die Graswurzeln, entblößen sie von der oberwärts liegenden Erde, trennen sie in ihrem Zusammenhang, und machen den Boden fest. Das fest gefahrne Eis erhält sich lange auf diesen Stellen, die daraus entstehende Kälte verursachet ein Erfrieren, und wenn die neben liegende Wiese ausssprosset und grünet, so bleiben diese Plätze noch lange todt, und unterscheiden sich das ganze Jahr mit einem ärmlichen Wuchs und Ansehen. Noch mehr Schaden entstehet, wenn Thauwetter einfällt, alsdenn zerschneiden die Räder den erweichten Rasen, machen tiefe Eindrücke, und verursachen, daß diese Fahrden uneben und höckerigt werden. Will man einigen Erbau von diesen Stellen erlangen, so müssen die Gleisen zugetreten und geebnet werden.

§. 127.

Das Verhältniß der Wiesen zu unsern Feldern ist hier gemeiniglich nicht proportionirlich, und wir bebauen mehr Felder, als wir nach Maaßgabe unseres Wieswachses thun sollten. Nicht weniger haben wir mehr schlechte als gute Wiesen, mehr Wald als Grundwiesen, Wollten wir nach dem Vorschlag einiger ökonomischen Schriftsteller eine andere Eintheilung mit den Feldern machen, und solche in Schläge eintheilen, daß nach einigen Jahren Getraidbau zu Wiesenland genutzet werden sollte,

te, in welcher geringen Menge würden unsere magern und dürren Bergfelder Gras hervorwachsen lassen. Wollten wir nach ihrer weitern Angabe unsere schlechten und trockenen Wiesen umäckern, solche zu einen reichlichern Grasertrag damit vorbereiten, so mag dieses wohl auf fruchtbaren Boden anwendbar seyn und Nutzen bringen. Aber was kann man sich von unsern Boden versprechen, der diese Eigenschaft nicht besitzet, und wegen seiner bald horstigen und felsigen, bald lehmigen und thonigen Theile unfruchtbar ist und bleibet, wenn er nicht mit Dünger übersetzet wird. Da aber dieser an den meisten Orten mangelt, die unterwärts liegende Erde zwar eine geruhete, aber deswegen noch keine fruchtbare Erde ist, und erst durch Dünger, Lufteinflüsse und Arbeit dahin gebracht werden muß, so wird die Erfahrung mich rechtfertigen, wenn ich diese Vorschläge verwerfe. Vermöge dieser betrachte man nur die abgegrabenen Hügel und Ameisen-Hausen; wie lange dauert es nicht, bis sie wieder Rasen ansetzen und Gras tragen ob sie gleich mit Heusaamen angesäet worden. Umgerissene Wiesen geben zwar in den ersten Jahren reichliche Früchte weil der verfaulte Rasen viele Nahrung in sich enthält. In einigen Jahren ist aber seine Fruchtbarkeit dahin, und von den Getraidarten die Geilung ausgezogen. Und welchen Grasbau könnten wir denn von einem ausgebauten Erdboden erwarten, wenn er wieder als Wiesen sollte gebrauchet werden.

§. 127.

§. 127.

Der Unterschied zwischen guten und schlechten Wiesen ist zu sichtbar und bekannt, als daß ich solchen anzuführen für nöthig halte. Desgleichen wäre es auch für dieses Werkchen zu weitläuftig, die Verschiedenheit der Grasarten namentlich anzugeben, da ich nur die Cultur und die rohe Erzeugung derselben anzeigen will. Von der Art und Weise aber, wie mit dem Gras zu verfahren, und wie solches als brauchbares Heu und Grummet bereitet und behandelt werden muß, will ich noch einige Anweisung geben.

a) Auf die Zeit, wenn das Gras gemähet werden muß, kommt sehr viel an, um es mit allen seinen kräftigen und nahrhaften Bestandtheilen in Besitz zu bekommen. Lage, Witterung, fetter oder magerer Boden machen hier große Verschiedenheiten, und bestimmen uns, bald eher bald später ein Stück Wiesen vor dem andern abzumachen. Di jenigen Stücke müssen zuerst abgemähet werden, die vor andern einer Ueberschwemmung ausgesetzet sind. Kurz vor und nach Johannis fallen bey uns gemeiniglich starke Regengüsse, und man muß daher eilen, das Heu diesen Unfällen zu entziehen. In einer sonnenreichen Lage und auf warmen Boden wächset ferner das Gras eher aus, als in einem entgegen gesetzten und kalten Grund, deswegen ist mit der Heuerndte in ersterer früher anzufangen als

im letztern. Im fetten Boden lagert sich das Gras bald, wird gelb und anfaulend, und verlieret viel von seiner Güte. Um diesem zuvor zu kommen, muß man solche Stücke frühzeitiger abmähen als die magern Flecke, die diesem Uebel nicht ausgesetzet sind. Frühe oder späte eintretende Frühlinge bestimmen uns ebenfalls, einen Unterschied in der Abbringungszeit zu machen, wie auch kalte und spröde oder warme und fruchtbare Jahrsgänge. Zwey- und einmähdige Wiesen sind ebenfalls verschieden in der Behandlung, und wenn zweymähdige wegen des Heranwuchses des Grummets früher abzumähen sind, so kann man die einmähdigen bis zu letzt aufheben, wenn nicht Gerechsame und Servituten ein anderes gebiethen.

Das natürlichste und untrüglichste Kennzeichen, das Gras zu mähen, ist, wenn dasselbe in völliger Blüthe stehet. Die Pflanze hat alsdenn ihre ganze Höhe erreichet, und späterhin fängt sie an, im Wachsthum stille zu stehen und abzusterben. Zur Zeit der Blüthe sind die Säfte im Aufsteigen, und das Gras hat den angenehmsten und stärksten Geruch; nach vergangener Blüthe aber vertrocknen die Säfte, und es fällt sowohl die lebhafte Farbe des Halms als der Blätter zugleich mit dem ausdufteten guten Geruch hinweg. Bey der Beurtheilung der Mähezeit muß man auch nicht auf eine oder die andere Gattung des Grases Rücksicht nehmen, sondern man muß sich nach dem größten Theil

der

der in der Blüthe stehenden besten Sorten richten. Denn alle Gräser blühen nicht zugleich, und wer auf den Heranwuchs des kurzen Boden- oder Grundgrases wartet, der entsaget damit den vorzüglichern Vortheil, ein kräftiges Futter zu erhalten. Ueberständiges Heu füttert nicht viel besser als gutes Stroh, und viele Landwirthe begehen diesen Fehler mit ihren einmähdigen Wiesen. Gewinnen sie auch etwas an der Menge des Heues, weil der Halm hart und störrisch wird, und sich nicht fest zusammen laden und pansen lässet; so verlieren sie desto mehr an der Güte. In den entgegen gesetzten Fehler, muß man aber auch nicht verfallen, und das Gras vor der Blüthe oder beym ersten Anfang derselben abmähen. Da es noch zu jung ist, so würde es beym Abdürren zu sehr zusammen schwelken, und wegen der in ihm steckenden vielen Säfte bitter und unschmackhaft werden; denn diese sind noch zu roh, und die Sonne hat sie nicht genug verdünnet und durchgekochet.

b) Wenn es zur Förderung des Mähens nöthig ist, den Boden zu ebnen, und im Frühjahr allen Unrath davon sorgfältig abzuräumen, so bringet diese Säuberung noch einen wichtigen Vortheil, welcher in Absicht auf die Menge und Güte des grünen Futters von großer Bedeutung ist. Der Mäher kann nämlich,

ohne Besorgniß, die Sense zu verderben, oder an etwas anzustossen, einen sichern und gewissen Hieb führen, sich gehörig ausbreiten, und das Gras dicht an der Erde abschneiden und ein Zoll Gras unten am Halm ist mehr werth und giebt reichlicher aus, als drey oben an der Spitze. Das zu erwartende Grummet leidet durch das tiefe Mähen keinen Schaden, denn dieses kommt nicht von den stehen gebliebenen Stümpfen, sondern von dem neuen Schosse aus den Wurzeln. So tief aber darf die Sense nicht gehalten werden, daß sie den Rasen angreifet, denn dieses beschädiget die Wurzeln, und verunreiniget das Futter. Der Mäher darf nur die Sense über den Boden wegziehen, solche hinten nieder lassen, und sich mitten in den Mahden stellen, dann wird er in einem Halbzirkel herum hauen, alles treffen, und keine Kämme und Anmahden stehen lassen. Besonders ist darauf zu sehen, daß der Mäher sich nicht an die Spitze des Mahdens stelle, und in die Queere haue, denn er würde das Gras nur in der Mitten treffen, und seinem Nachfolger die Stümpfe des Anmahdens abzuhauen hinterlassen. Diese schneiden nicht so gut ab, als das in Gänzen stehende Gras, es bleibet vieles stehen, und dem Nachmähder wird die Arbeit erschweret. Am leichtesten und besten gehet das Mähen von Statten, wenn es in den Morgenstunden und des Abends ver-

rich-

richtet wird. Vom Thau des Morgens und von der eingetretenen Abendkühle hält sich das Gras steif, und wiederstehet der Sense besser, als wenn es von der Sonen welk gemacht worden.

c) Ist das Gras abgemähet, so lieget es in den sogenannten Mahden aufgehäufet, und ein guter Mäher wird das meiste dahin bringen, ohne viel in den Zwischenraum zu verstreuen. In vielen ökonomischen Büchern lieset man, daß man das Gras, wenn es abgemähet ist, auf den Mahden unberührt lassen soll, bis den andern Tag der Thau abgetrocknet wäre. Alsdenn sollten die Mahden zerstoßen, zusammen gerechet, gewendet, und des Abends in kleine Haufen gestellet werden. Auf diesen sollte es so lange stehen bleiben, ohne einige Aufrührung zu erfahren, bis es aufgeladen wird, welches bey gutem Wetter nach zwey Tagen geschehen könnte. Angeführtes Benehmen soll nicht allein dem Heu ein besseres Ansehen erhalten, sondern es soll selbiges auch seiner innern Güte nach nahrhafter und gesunder seyn. Durch ein öfteres Wenden, sagt man, würden die kräftigsten Bestandtheile durch die Sonnenhitze ausgezogen, und ein ausgedörrter Halm hinterlassen. Dieses Verfahren soll in England gebräuchlich seyn, und auch bey einfallendem Regenwetter lassen diese Bewohner das Heu unberührt auf den kleinen Haufen

stehen,

stehen, bis der streichende Wind solche ausgetrocknet hatte. So nachahmungswürdig ich die Englische Landwirthschaft halte, so offenherzig muß ich auch gestehen, daß ich gegen das angeführte Verhalten vieles einzuwenden habe. Nach meinen Einsichten ist beym Heutrocknen die Behandlung nicht gleichförmig, und es muß auf vieles Rücksicht genommen werden, z. B. ob die Wiesen mit vielem oder wenigem Gras bewachsen sind, ob dasselbe fett oder mager sey, ob die Wiesen feuchter oder trockener Beschaffenheit sind, ob man Sonnenschein und Wind, oder Regenwetter habe, ob die Wiesen der Sonne und der Luft ausgesetzet, oder mit Waldung und andern Schatten machenden Gegenständen umgeben sind u. dergl. Diese Verschiedenheiten verlangen bald mehrere bald wenigere Bearbeitung, und ich will im nachstehenden solche angeben.

Sind die Wiesen stark mit Gras bewachsen, und giebt es daher hohe Mähden, so müssen solche bald nach dem Mähen und etwas abgetrocknetem Thau aus einander gestossen werden, weil weder die Sonne sie durchdringen, noch der Wind durchwehen kann. Ein gleiches muß geschehen, wenn das Gras saftig und fett ist. Blieben diese in hohen Mahden liegende fette Gräser bey einer warmen Witterung einen Tag oder gar länger liegen, ohne aus einander gestossen zu werden; so würde sich das Gras erhitzen, und die Blätter gelblich und schwärzlich

lich werden. Je saftreicher und fetter das Gras ist, desto dünner muß es gebreitet, und desto öfter gewendet werden. Ob gleich bey wenigen magern Gras, wenn der Boden trocken und die Wiesen der Sonne und Luft ausgesetzet sind, obige Besorgnisse nicht obwalten, und man ohne Gefahr die Mahden im Ganzen liegen lassen könnte; so bin ich doch der Meinung, daß man sie gleich hinter dem Mähen zusammen rechen und breiten lasse: Denn diese Wiesen haben kurzes Gras, solches hält sich nicht zusammen, verkrümmelt sich mit seinen kleinen Blättern beym Zusammenrechen und bleibet zum Theil liegen, wenn das Gras oberwärts abgetrocknet ist. Wird aber das Gras gleich hinter den Mähern, da es noch naß oder wenigstens etwas feucht ist, zusammen auf Schütten gerechnet, so lässet sich alles rein vom Mahden wegziehen, und es gehet nichts verlohren. Machet man eine Erspatung in der Arbeit und Aufwand, wenn man die Mahden den ersten Tag liegen und oberwärts abdörren lässet; so ist dieses kein Ersatz gegen den großen Verlust, den man durch eine geringere Heumenge erhält, wovon noch über dieses die besten Blätter abgerieben, und nur die wenigsten mit den längern harten Halmen auf die Schütten gebracht werden. Nur dieses haben die trockenen und magern Wiesen vor den nassen und mit saftreichen Kräutern versehenen Wiesen zum voraus, daß man bey mittelmäßi-

gem

gem Sonnenschein weniger zu Wenden braucht und in kürzerer Zeit Heu bereiten kann. Bey feuchten und nassen Wiesen ist noch besonders zu beobachten, daß man das Gras nicht auf wässerigte Stellen ausbreite, sondern, nachdem es den ersten Tag etwas abgewelket, es Abends in kleine Haufen setze, die hier Brechschöber genannt werden, und diese am folgenden Tage auf trockene Plätze hintrage, um sie allda abzudörren. Fällt aber am ersten Tage des Mähens Regen ein, so thut man wohl, die Mahden unberührt liegen zu lassen, bis sich die Witterung ändert. In schattiger Gegend, wo nicht Luft und Sonne beykommen kann, ist kein Gras gehörig abzudürren, man muß es von daher weg und auf freye Plätze bringen.

d) Ist das Gras von den Mahden auf Schütten zusammengerechet, so lässet man es liegen, bis die obere Seite abgetrocknet ist. Alsdenn wird es Nachmittags ein auch zweymal gewendet, nachdem es fett oder mager, dünn oder dick aufgebreitet ist. Ist die untere Seite ebenfalls durch das Umwenden abgeschwelket; so unterlasse man ja nicht, noch vor eintretender Abendkühle Schleppen zu rechen, und sie nach deren Herstellung auf lockere Brechschöber setzen zu lassen. Viele nachlässige Landwirthe verabsäumen dieses Aufschöbern, und wollen sich dadurch die Arbeit erleichtern. Ich will daher den Schaden und Nutzen etwas umständ-

ständlicher erklären, der daraus entspringt. Schaden verursacht es, wenn man das abgewelkte Gras breit liegen lässet, da es schwerer dürret, und die untere Seite vom Erdboden anziehet, die obere aber vom Thau gänzlich betroffen und naß gemachet wird. Dieser Thau benimmt ihm die lebhafte grüne Farbe, verringert einen großen Theil seines balsamischen Geruchs, wogegen es den erdigten und moderigen Geruch des Bodens in sich ziehet. Durch den Thau werden mehr öligte Theile aufgelöset, und von der darauf fallenden Sonne verflüchtiget, die doch eigentlich des Futters Güte und Nutzbarkeit ausmachen. Hingegen der Nutzen des Schöberns ist um so mehr beträchtlich, da man nicht allein obige Unfälle und Nachtheile vermeidet, sondern uns noch besondere Vortheile gewähret werden. Unter andern ziehet die Luft des Nachts über die Schöber aus, daß das Heu bald dürre wird, wenn gleich beym Aufschöbern noch Graswische anzutreffen waren. Man kann solche auf bequeme Stellen bringen, wo es gut dürret, und wo es leicht zusammen zu bringen ist, wenn die großen Schober zum Einfahren zusammen gerechet werden. Zwey bis drey Personen können einen Wagen fördern, wenn bey ungeschöberten Heu noch einmal so viel Menschen erforderlich sind. Diese Arbeit muß in der besten Mittagszeit verrichtet werden, man muß alsdenn viele Arbeiter zum Zusammenmachen gebrauchen, und darüber das neuge-

mähe-

mähete Gras vernachlässigen. Wenn denn das dürre Heu von den dünnen aufgeschöberten Schütten auf große Einfuhr-Schober zusammengeschoben wird, so verbröckeln sich viele Blätter, vom kurzen Bodenheu bleibet auf dem weiten Raum auch manches liegen und zerbricht. Ist der Boden feucht, so wird das Futter hievon anziehen und naß eingebracht werden. Da unsere Wiesen in geringer Entfernung bald gutes bald ein schlechtes Gras tragen; so kann durch die Brechschöber dieses füglich sortiret werden, wovon unten ein mehreres. Fällt Regenwetter ein, und das Heu stehet auf Brechschöbern; so kann es einige Tage ohne Nachtheil dasselbe aushalten; denn es wird nur der äussere Theil vom Schober betroffen und innwendig bleibt es trocken, da vermöge der kegelförmigen Gestalt der Regen ablaufet. Hält der Regen lange an, und ist unterwärts ein Gelbwerden zu befürchten, so kann man die Brechschöber umkehren, wieder auflockern und auf frische trockene Plätze setzen. Bey einem breit liegenden Heu aber wird alles durchnässet, falb gemacht, durch die Nässe ausgelauget, und seiner besten Kräfte beraubet. Ein geschöbertes Heu dürret auch geschwinder und gleicher, weil es in der Nacht unter einander anziehet, vom Boden erhöhet die Luft durchstreichen lässet, und beym Zerbrechen dicker zu liegen kommt, wovon es sich bey Sonnenschein eher erwärmet, als wenn es dünn auf dem kühlen Boden liegt.

Nur

Nur ist beym Zerbrechen darauf zu sehen, daß das untere, welches man die Schoberstätten nennet, gut aufgerechet, und wohl zerschlagen oberhalb ausgebreitet werde. Beym Grummet ist das Schöbern noch nothwendiger, da in der späten Herbstzeit und öfters bey lang anhaltenden Regen der Erdboden viel Feuchtung enthält. Die Luft muß alsdenn mehr wirken als dieSonne, welches nur durch die erhöheren kleinen Brechschober möglich zu machen ist

e) Ueberraschet uns ein Regen, und wir können vor solchen das Heu oder Grummet nicht auf Schöber bringen, so lasse man das nasse Futter unberührt liegen. Würde man es umwenden, so brächte es keinen Nutzen, weil es wegen der Schwere sich fester auf dem Rasen anlegen, und das unterwärts noch trockene und grüne durchnässet und abgebleichet würde. Ehe die obere Seite entweder durch Sonne oder Luft wieder abgetrocknet ist, darf man kein Wenden vornehmen. Besonders hüte man sich, daß man kein nasses Gras aufschöbere. In kurzer Zeit erwärmet es sich, wird übel riechend und gelb, und setzet sich so fest zusammen, daß es nur mit vieler Mühe aus einander zu bringen ist, und dennoch kleine zusammen geballte Klümpchen behält.

f) Ob das Heu gehörig abgedörret sey, giebt uns das Gefühl zu erkennen. Ist es beym Wenden leicht, lässet sich in der Hand zerreiben, und der Saame fällt aus, dann fahre man es ein. Das Gesicht lehret uns auch dieses, wenn man eine Hand voll in die Höhe wirft. Fällt es bey Windstille geschwind und gerade herunter, so ist es noch feucht, flattert es aber umher und fällt langsam nieder, so ist es ein Zeichen seiner Dürre.

g) Muß bey einer regnerischen Erndtezeit das grüne Futter feucht und öfters gar naß eingebracht werden; so entstehet eine Entzündung, es wird im Stoße roth, bitter und staubicht, und ist dem Vieh äusserst nachtheilig. Um nun dieses dem Verderben nicht ganz Preiß zu geben, kann man sich folgender Hülfsmittel bedienen. Man lockere das nasse öfters auf, daß die Luft durchziehen kann, oder man lege es schichtweise, daß immer eine trockene Schicht mit einer feuchten abwechsele, oder man setze nach Verhältniß des Heustoßes ein oder mehrere Fässer auf den Grund, und banse um dieselben das Heu bis an den obersten Rand. Mittelst eines an einem Balken oder Sparren angebrachten Seiles ziehet man die Fässer höher, und fähret mit der Einbringung fort, wodurch ein hohler Raum entstehet, aus welchem die

Hitze

Hitze als in einem Schloth in die Luft fortgehet, und das Futter für dem Entzünden und einem dumpfigen Geruch bewahret. Man kann auch langes trockenes Roggenstroh einbansen, welches nicht allein die Feuchtigkeit an sich ziehet, sondern auch die Verdünstung derselben befördert. Zur Erhaltung und Verbesserung des feucht eingebrachten Heues und Grummet dienet noch, wenn man zwischen jede Lage, von einem bis anderthalb Fuß Höhe, Salz streuet. Auch das dürre Heu wird durch ein dergleichen Einsalzen ungemein kräftig und dem Vieh angenehm gemacht. Die sauren und groben Säfte der schlechten Grasarten werden durch das Salz verbessert, das Vieh verzehret dann auch schlechtes Futter mit Appetit, und manchen Krankheiten wird dadurch vorgebeuget. Wollte man eine Ersparniß des Salzes machen, so könnte man es mit durchgesiebter klarer Holzasche vermengen, so daß der 4te oder 3te Theil aus Asche und das übrige aus Salz bestände. Der Aufwand an Salz wird durch ein besseres Gedeihen des Viehes reichlich ersetzet, und man braucht dann auch, statt wöchentlich zweymal, nur einmal dem Vieh Salz zu reichen.

h) Eine Hauptsorge beym Heu ist vorzüglich zu zu beobachten, nemlich, daß man die mannigfaltigen Gattungen der Pflanzen, wegen der

verschiedenen Güte des Grases, bestmöglichst sortire. Hiezu gehöret eine genaue Aufsicht, und es muß gleich beym Zusammenrechen der Mähden auf Schütten der Anfang gemacht werden. Man rechet jede Sorte besonders in eine Schütte, lässet zum Unterschied einen leeren Raum dazwischen, wendet und schöbert jede Schütte besonders, und träget die abgesonderten Brechschöber beym Zerbrechen auf große Schütten zusammen. Hier leistet das Schöbern die nützlichsten Dienste, da unsere Wiesen in einer kurzen Distanz verschiedene saure und süße Flecke haben, und gemeiniglich mehr schlechtes als gutes Futter tragen. Man kann es sowohl in Schöbern leichter sortiren und sammlen, als wenn es von den dünnen Schütten weit zusammen geschoben werden sollte, auch ist jeder Schober dem Anschein nach gleich zu erkennen, von welcher Beschaffenheit er ist. Beym Einfahren muß jede Gattung besonders aufgeladen, und in den Heuböden oder Scheunen in gehörigen Abtheilungen unterschieden werden.

i) Wir bauen das grüne Futter nicht in solcher Menge, daß wir genöthiget wären, solches im Freyen auf große Haufen zu bringen. Ich halte es daher für überflüssig, von der Anlegung und Bedeckung eines großen Heuschobers einige Erwähnung zu machen. Es

ist

ist allemal Verlust dabey, da der Bodensatz von der Erde Feuchtung anziehet, und das Futter in der untern Lage verdirbt; desgleichen wird bey der Wegschaffung und während des Fahrens vieles verzettelt und vom Wind zerstreuet, weil ein ausgedunstetes Heu sich nicht so fest laden lässet, und zusammen hält, als ein frisch von der Wiesen eingebrachtes. Ausserdem haben wir auch zu veränderliches Wetter, das mit häufigen Regen und Schnee öfters abwechselt.

k) Das Grummet erfordert viel mehr Zeit, Arbeit und Aufsicht als das Heu, und wir kommen öfters in die Verlegenheit, solches schlecht einerndten zu müssen. Es ist mehr saftiger als das Heu, der Erdboden hat im Herbst viele Feuchtigkeit in sich steckend, die Sonne wärmet weniger, und Nebel, Thau und Reife durchnässen das Gras, welches daher kaum Vormittags abtrocknet. Alle diese Anstände verzögern und erschweren die Grummet-Erndte, deswegen rathe ich einem jeden Landwirth an, sich mit solcher nicht zu verspäten, und Anfangs oder längstens in der Mitte des Septembers dieses Geschäfte ernstlich zu betreiben. Auf die Reife des Grases ist hier nicht zu warten, vielmehr ist auf gutes Wetter Rücksicht zu nehmen. Sollte man auch durch ein längeres Verweilen an

der Menge gewinnen; so ist zu befürchten, daß man desto mehr an der Güte verliert, wenn es nicht gehörig abgedörret werden kann. Das Grummet erhitzet und brennet sich ungleich mehr als das Heu, und wenn es auch gut eingebracht wird, so dunstet und schwitzet es stärker als jenes. Da das Grummet keine ausgewachsenen harten Hälmen enthält, die es empor halten; so setzet es sich im Stoß fest zusammen, welches den Durchzug der Luft verhindert, und die freye Ausdünstung zurück hält. Daher kommt es, daß es leicht bitter, stockend, zusammenballend und staubigt wird, und ein ungesundes Futter abgiebt. Diese Uebel zu vermindern, muß man das Grummet öfters wenden, das jedesmalige Schöbern nicht unterlassen, und ihm längere Zeit zum Ausdörren verstatten, als dem Heue. Kann man bey gutem Sonnenschein in zwey Tagen Heu abtrocknen, so gehören zum Grummet bey guter Herbstwitterung drey Tage und noch mehr. Bey einem schlecht eingebrachten Grummet sind die sub Litt. e dieses Abschnitts, angegebenen Hülfsmittel um so nöthiger anzuwenden, da, wie gezeiget, sein Verderben unausbleiblich ist. Bey dem Grummetmähen ist noch zu bemerken, daß man die Wiese nicht in der Linie mähe, wie es beym Heu geschehen, sondern queer über. Auf diese Art wird der beym

Heu

Heu stehend gebliebene Anmahden und Kamm von der Sense recht getroffen, und mit ins Grummet gebracht, welches die Menge sehr vergrössert.

l) Das verschlämmte Heu und Grummet ist jedem Vieh sehr schädlich, und besonders verursachet es bey Pferden und Schaafen gefährliche und tödtende Krankheiten. Sein widriger und schlammiger Geruch, welchen der Landmann einen Fischgeruch nennt, erhält sich, wenn es gleich best möglichst ausgepuzet worden. Das Vieh verzehret es mit Widerwillen, und nur Mangel oder Kälte kann es nöthigen, dergleichen Futter zu fressen. Jedoch ist bey dem verschlämmten Heu und Grummet ein großer Unterschied zu machen, von welcher Gegend und und Stellen das Wasser hergekommen, und über welche Flecke es seinen Lauf genommen. Hat es seinen Ursprung aus Wäldern, und sammlet sich in den Wiesengründen, ist das Wasser hell, und werden nur Holzfackeln und kleines Reisig von der Ueberschwemmung hinterlassen; so macht dies eine Ausnahme, und ist solches ohne Gefahr zu verfüttern. Hiezu kann man noch zählen, wenn das ausgetretene Wasser von Stellen herkommt, die reinen Sand und nur einen geringen Theil Lehmen bey sich führen. Dieses etwas trübe Wasser lässet zwar mehr anklebende Unreinigkeiten am Grase

sitzen als vorhemeldetes, doch ist das Futter ohne Gefahr zu brauchen, wenn es mit folgender Vorsicht behandelt wird. Man dürret dasselbe auf der Wiesen stark aus, wendet es öfters und mit mehr Anstrengung, schläget stark mit den Rechen auf selbiges, wirfet es höher und weiter von sich, damit der Staub davon fliege, man drischet es bey kalten Wetter, lässet es wohl aufgeschüttelt einige Tage vor dem Verfüttern liegen, und von der Luft ausziehen. Blätterigtes Heu lässet sich schwerer ausputzen, und vom Unrath reinigen, auch zermalmen durch die vielen Handarbeiten die Blätter, und vermengen sich mit dem Staub, der weggeworfen werden muß. Gleiche Beschwerlichkeiten verursachet das schilfigte, lange, saure und scharfe Gras, es ist rauh und klebrig, woran die Unreinigkeiten sich anhängen. — Enthält aber die Ueberschwemmung ein faules, modriges, und schlammiges Wasser, dann kann durch alle vorzunehmende Arbeiten dem Futter seine schädliche Eigenschaft nicht gänzlich benommen werden. Noch mehr wird es verschlimmert, wenn das trübe Wasser einige Tage auf unebenen und lachigten Wiesen stehen bleibet, und nur nach und nach einsinket, oder ablaufet. Desgleichen wird das Gras stärker verunreiniget, wenn es die Fluthen niederdrücken, über solches weglaufen, und den Schlamm darauf sitzen lassen. Dieses

ses zu reinigen, und unschädlich zu machen, ist eine vergebliche Arbeit, und ich will anrathen, solches zum Einstreuen zu verwenden, oder gleich in den Misthaufen zu werfen. Einen gleichen Verlust leidet man mit demjenigen Gras, welches während dem Abdürren von einer Verschlämmung betroffen wird. Was das Wasser nicht mitnimmt, und sich noch erhält, wird von dem über die Schütten laufendem Wasser durch und durch mit Unflath überzogen, und verdorben. Am wenigsten schadet eine Ueberschwemmung, wenn sie frühzeitig kommt, wo das Gras noch nicht lang gewachsen ist. Wenn nach verlaufenem Wasser starke Regen fallen, so wird das Gras von den angehefteten erdigten Theilen auch wieder abgewaschen, und ziemlich gereiniget. Es darf aber alsdenn nicht sehr tief gemähet werden, weil sich die Unreinigkeiten auf dem Boden angeleget haben. Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß das Gras, worüber frühzeitig das Wasser gelaufen, im Wachsthum zurückbleibt. Man thut daher wohl, dergleichen Gras bald von der Wiesen abzubringen, um in dem Nachwuchs des Schaden Ersatzes mit mehrerer Gewisheit versichert zu seyn. Verdorbenes, von langen Regen schwarz angelaufenes, oder gar in Fäulung gerathenes Heu und Grummet ist zum Füttern äusserst nachtheilig. Es lässet sich auf keine Weise verbessern, wenn man sich auch

des bekannten Hülfsmittels bedienet, es mit trocke-
nem Salz zu überstreuen, oder mit dessen Was-
ser anzusprengen. Ueberhaupt aber ist folgen-
des zur Regel anzunehmen, ob ein über-
schwemmtes Gras schädlich oder unschädlich sey.
Hat es, nachdem es gedroschen, und wohl
aufgeschüttelt worden noch einen überwiegen-
den, dumpfigen, faulen und widrigen Geruch,
so ist daraus zu schließen, daß die Säfte vor
dem Abmähen verdorben, oder daß das Futter
während dem Liegen einen großen Grad der
Fäulung angenommen hat, wodurch es zum
Verbrauch untauglich wird. Findet man aber,
daß durch das Dreschen die Unreinigkeiten
leicht abgehen, daß solche blos aus reinen Erd-
arten bestanden, daß es nach dem Aufschütteln
nicht mehr staubet, und keinen bittern Geruch
führet, alsdenn kann ein dergleichen gereinig-
tes Heu und Grummet sicher zur Fütterung
verwendet werden. Da es aber doch an Kräf-
ten und Güte viel verlohren, und dem reinen
und gut gewittertem Futter nicht gleich zu schä-
tzen ist, so muß man durch stärkere Portionen
das Vieh schadlos halten. Hat man aber we-
nig grünes Futter, und man muß sparsam da-
mit umgehen, dann kann man in einer gerin-
gen Quantität solches unter unverschlämmtes
Futter einmischen, wodurch es dem Vieh an-
nehmlicher gemacht wird.

Nach-

Nachdem ich nun das erheblichste von dem, was ich in meiner dreyßigjährigen Ausübung versuchet, erfahren und erprobet, auch nach meinen geringen Einsichten zur Aufnahme der Landeskultur und zur Erlangung eines höhern Ertrags unserer Grundstücke beförderlich zu seyn erachte, angeführt habe, so schließe ich mit dem Wunsch, daß dadurch zum allgemeinen Wohl und zum bessern Aufkommen des gemeinen Landmanns in unsern Gegenden etwas mögte beygetragen werden. Dieses Werk soll nur einen Wink und Leitfaden abgeben, um die Aufmerksamkeit des Landwirths anzureitzen, der Sache selbst weiter nachzudenken. Die Natur und ihre Kräfte würden dann in ihrer Wirkung mehr erkannt, und vortheilhafter von dem Landmann benutzt werden. Welches Glück würde dann unsern als unfruchtbar verschrienen Gegenden zu Theil werden, wenn wir und unsere Nachkommen von der Oeconomie richtigere Begriffe erhalten, weitere nützlichere Fortschritte machten, und durch aufgesuchte Kunstmittel die Rauhigkeit unsers Clima zu bekämpfen trachteten. Möchten denn noch unsere Landwirthe von den höchsten Stellen ermuntert und aufgefodert werden, in dieser Wissenschaft fortzurücken, und eine zweckmäßigere Cultur für sie angegeben werden. Da meine Bemerkungen zum Theil nur für die jezzigen beschränkten Zeiten passend sind: so würde ich Eigenliebe und Unwissenheit verrathen, wenn ich verlangen wollte, daß man sie ein für allemal be-

befolgen sollte. Möchten sich doch auch mehrere patriotische Männer finden, die sie verbessern, das unzulängliche derselben ergänzen, ihre neu gemachten Versuche dem Publico mittheilen, und dem Verhältnissen angemessener erklären mögen. Glück, Beyfall und der wärmste Dank sey jedem künftigen Beförderer der guten Sache von mir zum voraus gesaget und angewünschet.

In der Grauischen Buchhandlung in Hof, sind folgende Bücher verlegt und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Ganze des Getraidebaues und der damit verbundenen Geschäfte, in ökonomischer, kameralistischer, staatswirthschaftlicher und merkantilischer Hinsicht, mit Beyhülfe einiger praktischen Oekonomen und Landwirthe in verschiedenen Gegenden Deutschlands, bearbeitet von J. Riem, gr. 8. 1800.

Beschreibung der Veteran. Höhle u. der ältern und neuern Kriegsvorfälle bey derselben, gr. 4. mit einem illum. Plan. . 6 gr.

Beyspiele seltener Menschen und Geistermährchen zur Abwechselung, 2 Theile, 8. 1 thlr.

Beyträge, voigtländische, zur Polizeykunde, 3 Stücke, 8. 1 thlr.

Briefmuster, neue französ. für die gewöhnlichsten Vorfälle des Lebens, in classischen Mustern a. d. best. franz. Schriftstellern. Nebst prakt. Bem. ü. die beste Einr. jeder Gatt. v. Briefen u. e. Anh. über Titularen ic. 8. 16 gr.

Cecilie und Kalliste, oder Briefe aus Lausanne, aus dem Franz. 8. 20 gr.

Dorville, Geschichte der verschiedenen Völker des Erdbodens, deren gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche, Ursprung der Religionen ic. enthaltend, nebst einer

einer genauen Beschreibung der Kaiserthümer, Königreiche und freyen Staaten in allen vier Theilen der Welt, 6 Bände, 8. 4 thlr.

Fabellese, neue, zum Gebrauch für die Jugend, herausgegeben von Th. Ch. Ellrodt, 8. 12 gr.

Freymäurerische Versammlungsreden, der Gold- und Rosenkreuzer des alten Systems, mit zwölf eingedruckten Vignetten, 8. 16 gr.

Geschichte des zum Behuf einer Brodraitung vorgenommenen Prob-Wägen, Mahlen und Backen des Getraids, nebst den neuern Grundsätzen über den Biertax, herausgegeben von C. F. W. Freyherrn von Völderndorf, gr. 8. 16 gr.

Geschichte eines Bösewichts, in der Lebensbeschreibung des Ex-Ministers Carl Theodor von Betschart, 8. 6 gr.

Geschichte, kurze, der Donauer Moskultur, 8. 6 gr.

Greding, K. W. Beobachtung über die natürlichen Blattern, 8. 12 gr.

Grossens, M. Joh. Matth. Burg- und Markgräflich Brandenb. Kriegshistorie der Fürstenthümer Culmbach, und insonderheit des Aischgrundes, 4. 12 gr.

Helfrecht, Joh. Theod. Benj. Versuch einer orographisch-mineralogischen Beschreibung der Landeshauptmannschaft Hof, oder des combinirt. Bergamtes Lichtenberg — Lauenstein, mit K. 8. 16 gr.

Ebend. Tycho Brahe, geschildert nach seinem Leben und Schriften, 8. 12 gr.

Ebend. Ruinen, Alterthümer u. noch stehende Schlösser auf u. an dem Fichtelgebirge, beschrieben und erläutert mit 7 Kupfert- und 3 eingedruckten Vignetten gr. 8. 20 gr.

Hofmanns, des Freyherrn von, Abhandlung über die Eisenhütten, 2 Th. mit Kupfern neue Aufl. 4. 1 thlr. 8 gr.

Jördens, D. J. H. Geschichte der kleinen Fichtenraupe, oder der Larve von der Phalaena Monacha Linn. nebst einem Beytrag zur Berichtigung der

der Ausrottungsmittel dieser Waldverheererin, und einer mit Farben erleuchteten Kupfertafel, gr. 4. 16 gr.

Jördens, C. F. Kern der Chirurgie, oder gründl. Anw. nach welcher ein Wundarzt alle chirurgische Krankh. auf die beste Art curiren kann, 4 Bände neue verbesserte u. viel verm. Aufl. 8. 1 thl. 8. gr.

Jördens, D. P. G. Worinn besteht der größte Reichthum eines Staats? Ein medicinisches Fragment, 8. 8 gr.

Klinger, Joh. Sigm. Anleitung zur Belehrung der Jugend über die Erhaltung des Lebens u. der Gesundheit. In sokrat. Gesprächen mit vielen Beyspielen, welche auch bey der Erklär. des Gesundheitskatechismus gebraucht werden können, 8. 10 gr.

Ebend. kurzer Unterricht für Kinder in den nöthigsten und nützl. Kenntnissen u. Wissenschaften. Ein Lesebuch für Schulen u. den Privatunterricht 2 Theile 8. 16 gr.

Ebend. Verstandesübungen, od. erste Erweckung u. Uebung der Aufmerksamkeit d. Sprache u. des eigenen Nachdenkens durch Unterricht mit Beyspielen und kurzen sokrat. Unterredungen, mit Sprach- Les- u. Schreibeübungen verbunden. Für Eltern Lehrer u. die Jugend 4 Th. 8. 2 thl. 12 gr.

Lebensgeschichte, wahre geheime, des Marschalls v. Richelieu, od. Erz. seiner Abentreuer, Liebschaften, Intriguen u. all diej. was auf die verschied. Rollen Bezug hat, die dieser merkw. Mann in einem Zeitraume von mehr als 80 J. spielte, a. d. Franz. 3 Th. n. Aufl. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

Lectüre für Stunden der Muße, herausgeg. v. A. C. Kayser, 5 Bändchen mit Kupfern, 8. jedes Bändchen 16 gr.

Meyers, C. A. J. kurze Darstellung der neuen preuß. Gerichtsord. zur Erleichter. des Studiums derselb. gr. 8. 1 thlr. 4 gr.

Mo-

Möser, H. C. Bemerkungen über kameralist. ökonom. u. techn. Gegenst. des Forstwesens. Auf einer Forstmännisch. Reise gesamm. u. als ein Beytrag z. Geschichte der deuts. Forstverfassung herausgeg. gr. 8. 16 gr.

Parrots, C. F. Neue vollständ. u. gemeinfaßl. Einl. in die mathemat. - physis. Astronomie u. Geog. m. 12 Kpf. u. 6 Tab. gr. 8. 1 thlr.

Schlemmer, Bayreuth unter der Regierung Alexanders, ein Nachtrag zu den Nachrichten von Brandenburg Culmbach, 8. 8 gr.

Schneiders, D. J. G. Geschichte der vorzüglichsten Mineralien d. Fürstenth. Bayreuth, 1r Theil mit K. gr. 8. 12 gr.

Taschenbuch, genealogisch - historisch - statistisches für das J. 1800. Eine Uebersicht des thatenv. achtzehenden Jahrhunderts enthaltend. Mit 1. Landk. u. 6 historischen Kpfn. 8. 1 thlr. 8 gr.

Ueber die mineralischen Gesundbrunnen zu Steben u. Langenau, 8. 6 gr.

Ueber die Zerschlagung d. Ritterguther besond. im Bayreuthischen Voigtlande, v. e. Landedelmann, 8. 8 gr.

Uebersicht der Stadt - und Landeshauptmannschaft Hof, 4, 12 gr.

Versuch einer Landes - und Regentengesch. d. beyden Fränk. Fürst. Bayreuth u. Anspach, v. den ältesten bekannten Bewohnern derselben bis auf die neuesten Zeiten, 8. 20 gr.

Walther, F. L. natürliche und wissenschaftliche Erdkunde, 8. 12 gr.

Zustand, gegenwärtiger, der Landeshauptmannschaft Hof, als ein Beytrag zur statistisch. Kenntniß des Burggrafthums Nürnberg oberhalb Gebirgs, gr. 8. 16 gr.

